

[illegible] 1844. [illegible]



Tirocinium

eines deutschen Officiers

in

Spanien.

Tirocinium

eines deutschen Officiers

in

Spanien.

Herausgegeben

von

Gustav Höfken.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Karl Göpel.
1841.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Die folgende Schrift ist, für den weit größten Theil, auf der Bühne und unter den Begebenheiten entstanden, welche sie zu beschreiben versucht. Ich würde in Verlegenheit kommen, sollte ich sagen, zu welcher Gattung von Schriften sie gehöre, sowohl was die Form als was den Inhalt betrifft. Eine Reisebeschreibung im engern Sinne kann sie nicht genannt werden, mindestens wäre diese Bezeichnung nicht erschöpfend; eben so wenig eine Geschichte des bürgerlichen Kriegs und der Revolution in Spanien — sie befaßt sich nicht weniger mit dem Bleibenden der Natur und des Menschen, als mit dem Vorübergehenden der Bewegung. Unser Reisender ist auch nicht blos Zuschauer, der zischt oder Beifall klatscht, ein Resonnanzboden, in dem sich Töne fangen und wiedergestalten, sondern er greift zugleich selbstthätig in die Handlung mit ein. Dabei unausgesetzt Deutschland vor

Augen behaltend, gewinnt er die Ueberzeugung, das man das eigene Vaterland immer mehr kennen und lieben lernt, je mehr man andere Länder damit zu vergleichen Gelegenheit findet — ein Resultat, das allein ihm alle Beschwernisse seines Tirociniums aufwiegt.

Sie ist aus den Papieren, so weit sie vor mir liegen, eines deutschen Officiers, den der Prinzipienkampf nach Spanien führte, zusammengefügt worden, wie's sich fügen wollte. Obwohl nun hieraus ein großes Gemische hervorgehen mußte, und bald freie Darstellung, bald das Tagebuch, dann ein Brief, dann eine Abhandlung den Faden der Geschichte fortspinnt; so ist nichts desto weniger zu hoffen, daß dieser Umstand, wie nachtheilig auch für den Autor, doch der Ganzheit seines Werkes keinen Eintrag thun werde. Um indeß mindestens einen Strahl von Ordnung in das bunte Gewirre hineinscheinen zu lassen, so bin ich auf den Gedanken gefallen, den Stoff in Bücher zu wohlleibigen Kapiteln einzuzäunen.

Ich konnte bei Bearbeitung des mir vorliegenden Materials auf zweierlei Weise verfahren: entweder, alles Persönliche entfernend, die Darstellung rein sachmäßig halten, oder diese an die Ereignisse des Reisenden, wie er sie selbst niedergeschrieben, anknüpfen. Im ersten Fall

hätte ich einen wichtigen Theil aus dem Tagebuche und den Briefen ausstreichen, dem Ganzen gewissermaßen Farbe und Poesie — wo sich deren überhaupt darin vorfindet — und wenn auch nicht das Hauptinteresse, doch ein bedeutendes Nebeninteresse rauben müssen. Darum wählte ich das andere, und dieß um so lieber, als die Briefe und selbst der größte Theil des Tagebuchs nicht mit der Absicht geschrieben worden sind, sie später in Druck zu geben. Dürfte nun die Person des Verfassers in dem Buche unterweilen auch eine ungebührlich wichtige Rolle zu spielen scheinen, so ist sein Schicksal in den iberischen Landen doch interessant genug, um der Hauptsache als Folie zu dienen. Jedenfalls wird die Schilderung lebhafter und die Theilnahme des Lesers erhöht, wenn dieser mit ihm selbst sieht und fühlt, wenn er mit ihm in die spanischen Lande eingeführt und darin allmälig bekannt wird. Auch kann man aus einer summarischen Beurtheilung kein Land kennen lernen, am wenigsten das an Eigenthümlichkeiten und inneren Verschiedenheiten so reiche Spanien: wie man eine Sprache erlernt, so auch ein Volk; wie die verschiedenen Zweige und Dialecte der einen Sprache, wenn sie reich ist, so auch die verschiedenen Provinzen und Gestaltungen des einen Volkes.

Freilich würde der Verfasser selbst ein besseres Werk aus dem Stoff geformt haben, wäre ihm nicht ein unglücklicher Umstand in die Quere gekommen, über den ich hier nicht wohl genügenden Aufschluß ertheilen kann. Zwar gehört er nicht zu den Verstorbenen, die noch mit geisterblassem Antlitz bald hinter Todtenknochen versteckt, bald halbmüde, bald vergnüglingig über die schöne Erde flattern, honigsüßelnd mit Großen, geistreichelnd mit Kleinen, tändelnd mit dem Heiligsten wie mit dem Gemeinsten, die zur Abwechslung auch mit schwarzen abyssinischen Vögeln umherschwirren und in alle Nester guckend zum Hohn des Verlassenen laut in die Welt rufen: Guckhuk! Guckhuk! Eben so wenig zu den Verschlafenen, deren Geist und Ehre im Kerker ihres trägen Fettes vergraben liegen, unsichtbar wie des Mondmanns Hörner in der Vollmondsscheibe, und deren Leben im Grunde einerlei mit „Pusten" ist. Auch nicht zu den Unglücklichen, die sich aus Verzweiflung, die Frauen noch nicht so entgeistet und verfleischt zu sehen, daß sie sich an ihre Allerweltlippen hängen wie Schmetterlinge, honigsaugend von allen Blumen, als ächte Junggalten entkopft haben. Aber dennoch erging es ihm sehr übel: er wurde in die trostlose Lage gebracht, sich *selbst vergessen* zu sollen, in einer Art von Gebäuden, die

zwar eine ähnliche Bestimmung wie die Vergeßlichkeitsschlösser im alten Perserreiche haben, aber doch heute nicht mehr den Namen eines Schlosses verdienen, da sie gar zu häßlich geworden.

Bei der Masse übrigens von Schriften, welche in der Fluth des deutschen Buchhandels auftauchen, nur um in ungestörte Vergessenheit zurückzusinken, konnte lediglich die Erwägung dessen mich bewegen, die zerstreuten Blätter des gedachten Officiers zu sammeln und dem deutschen Publikum zu übergeben, daß die bürgerlichen Bewegungen auf der pyrenäischen Halbinsel das allgemeinste Interesse mit Recht in Anspruch nehmen und die heutigen Zustände Spaniens besonders auch die Aufmerksamkeit des deutschen Vaterlandes verdienen, und daß die darauf bezüglichen, wenn auch ohne Schmuck und Glanz des Styls, doch mit Wahrheitsliebe niedergeschriebenen selbstgemachten Erfahrungen immerhin einigen Werth haben. Wenn die Fülle des Bodens, die Reize der Natur, die reichen Kunstdenkmahle verschiedener Epochen, die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen die pyrenäische Halbinsel stets von dem übrigen Europa mit Interesse betrachten ließen; so ist dieses heute noch viel bedeutender wegen der wichtigen politischen Fragen, die dort für das In- und Ausland

entschieden werden. Und ist nicht das nachhaltige Ringen eines großen Volkes nach einem bessern Zustande, wobei die von Fäulniß ergriffenen Stellen des Alten grell hervortreten, an sich schon belehrend und anregend, ein Spiegel für andere Völker? Endlich bestärkte mich der Umstand in meinem Entschlusse, daß Spanien vom Auslande noch nicht genug gekannt, zu oft verkannt wird, indem nicht nur die herkömmlichen unrichtigen Urtheile über dasselbe sowohl in Deutschland als in England und Frankreich tief wurzeln, sondern auch seine Zustände selbst dem in der Nähe beobachtenden Auge nur zu häufig schief erscheinen, und hierdurch dem wohlverdienten Interesse für dieses Land zu unserem eigenen Nachtheil geschadet wird. Die eigenthümliche Lage, die Beschaffenheit des Bodens, das Festhangen am Altherkömmlichen, der romantische Sinn und besonders der hartnäckige Conflikt zwischen dem Provinziellen und Nationellen weben einen mährchenhaften Schleier um Land und Volk, den der Blick des Ausländers nur selten durchbringt. Der Eine liebkost das, was dem Andern mißfällt; dieser nennt die Spanier halbafrikanisch, jener übercivilisirt. Den Einen besticht ihre Freimüthigkeit, die Gleichheit der Stände im Umgange, die Genügsamkeit, der helle Verstand, der Stolz des Mannes,

die Anmuth und das Feuer der Frauen zum blinden Lobredner; der Andere heißt sie abergläubisch, träge, blutdürstig. Hinter der bei vielem Glanze auch angestockten Schaale entzieht sich der innere Kern des Volkes den meisten Augen, ein Kern, der nicht blos gut oder blos schlecht, aber gewiß noch gesund ist, voll unverdorbener, frischer Lebenskeime, voll schwellender Triebkraft.

Die großen europäischen Staaten sind nur allmälig und unter vielhundertjährigen Kämpfen aufgewachsen: so namentlich die spanische Monarchie, deren Bildungsgeschichte vom Ende des siebenten bis zu dem des fünfzehnten Jahrhunderts eine große Epopöe bildet. Bei dem Bau fügt sich Stein an Stein, Pfeiler an Pfeiler, Säulenhalle an Säulenhalle, immer mehr wächst der Umfang, immer größere Theile reihen sich zusammen, bis das einigende Gewölbe über alle aufsteigt, der Schlußstein eingelegt wird und das Ganze, in der Einheit vollendet, vor uns dasteht — ein imposantes, mehrtausendjähriges Werk! Zwar ist der Verfasser weder ein historischer Baukünstler, der alle Fugen zeigen kann, und wie sich Stück an Stück gereiht hat und das Werk gerade so entstanden ist, noch ein Zeichnender, der den Leser auf die Spitze der Pyrenäen führend, ihm das herrliche Land, wie es

von der spanischen Mark, dem Sprungquell der Romantik, bis nach den maurischen Mauerzinnen am Guadalquivir und am Genil aufgerollt liegt, in großen kühnen Zügen hinmalt. Wer aber willfahrt, mit ihm auf einem engern Pfade zu wandern, unter düstern und heitern Bogengängen, über Schneegipfel und durch Orangenhaine, und nicht mit Unlust auf das Einzelne, das er antrifft, so geringfügig es auch scheinen mag, hinabzuschauen; wer das Hinanführen an den gothisch-spanischen Dom, um ihm gleichsam nur durch verschiedene bunte Fensterscheiben in seine lichten und dunkeln Gänge einzuleuchten, nicht verschmäht: der wird mindestens die Ueberzeugung gewinnen, daß er, dessen Fundament vor Jahrtausenden gelegt, dessen Gewölbe aber erst vor wenigen Jahrhunderten aufgestiegen und an dem immerfort ausgebaut wird, noch fest und kräftig, voll innerer Herrlichkeit dasteht und mit seinen Säulen und Thürmen fort und fort gen Himmel strebt.

München, im Mai 1841.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Erinnerungen aus Frankreich.

Zweites Buch.

In den Pyrenäen und in Pamplona.

Ce qu'on appelle union dans un corps politique, est une chose très équivoque; la vraie est une union d'harmonie qui fait que toutes les parties, quelque opposées qu'elles nous paroissent, concourent au bien général de la société, comme les dissonances dans la musique concourent à l'accord total. Il peut y avoir de l'uion dans un état où l'on ne croit voir du trouble, c'est-à-dire une harmonie d'où résulte le bonheur, qui seul est la vraie paix. Il en est comme des parties de cet univers éternellement liées par l'action des unes et la reaction des autres.

Mais dans l'accord du despotisme, c'est-à-dire de tout gouvernement qui n'est pas modéré, il y a toujours une division réelle. Le laboureur, l'homme de guerre, le négociant, le magistrat, le noble, ne sont joints que parce que les uns oppriment les autres sans résistance; et, si l'on y voit de l'union, ce ne sont pas des citoyens qui sont unis, mais des corps morts ensevelis les uns auprès des autres.

Comte de Montesquieu.



Erstes Buch.

Erinnerungen aus Frankreich.

Erstes Kapitel.

Besuch beim spanischen Gesandten in Brüssel; Antwerpen.

> — — — Van Grieken heldenaard, gaf Nederland bewyzen.
> Die eeuwge roem rest ons; de Gal die triomfeert,
> Maar, Néerlandsch dapperheid, heeft zyn triomf verneerd. — —
>
> Aus **De glorieryke Verdediging van de Citadel van Antwerpen.**

Ich ging in die weite Welt hinaus, hinter mir ließ ich mein Vaterland, das ich liebte, und ein altes, junges Leben; vor mir lag ein neues, unbekanntes. Ich suchte nicht das, was man Glück nennt. Meine Erfahrung war gereift genug, um zu wissen, daß Glück oder Unglück äußere Begünstigungen sind, Mittel, die nur Werth haben, insofern sie unserm geistigen Leben dienen. Wer ist so unglücklich, daß er sein Selbst mit dem eines Andern vertauschen möchte! Das gewöhnliche Glück heißt nichts Anderes, als die sichere Lage des Bedürftigen, der Mittel gewiß zu sein, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Das Maaß des Glückes hat keine feste Bedeutung. Was der Mensch im tiefsten Innern begehrt, ist nur der innere Werth des eignen geistigen Lebens; und dieß Geistige, was allein wahren Werth hat, wird nicht wieder auf ein Anderes als seinen Herrn hinweisen, dem es dienen soll — es muß sich frei selbst gelten.

Auch suchte ich nicht Vergnügungen und Freuden. Was ich davon hinter mir ließ, opferte ich gern. Ein neuer Lebensabschnitt mit einem neuen Menschen sollte mir beginnen, dem fortan die Selbständigkeit eines sich frei gestaltenden Lebens höher gälte, als alles Glück in befriedigten Bedürfnissen. Nur Völker und Menschen unparteiisch betrachten, mit ihnen zu fühlen, zu weinen, zu lachen, auf dem Felde Erfahrungen sammeln, um sie einst im Dienste des Vaterlandes zu verwenden, einer mir heiligen Sache aus allen Kräften dienen, dabei nach persönlichem Werthe und Geltung streben — das wollte und suchte ich.

Und da ich nur dieß wollte, so fürchtete ich wenig, denn ich hatte Einsicht genug, zu begreifen, daß die natürlichen Bedürfnisse einfach und leicht zu befriedigen sind; die künstlichen, nur zum Genuß ersonnenen aber für Thorheit zu halten. Doch liegt des Menschen Geltung nicht in dem, was er entbehrt und leidet, sondern in dem, was er thut — und nicht, was er gezwungen oder eines Vortheils wegen aus Selbstsucht, sondern frei thut. Haben ja auch die Ideen der Wahrheit und Schönheit nur darin ihren Werth, daß sie der Entfaltung des geistigen Lebens selbst gehören; und am glücklichsten wird derjenige sein, in dessen Leben sie, wie das Gute überhaupt, als Grundgestalten am meisten vorwalten. Die eigenste Kraft der Seele ist die der That; Einsicht und Geschmack bilden nur eine Zierde des geistigen Lebens, eine Führerin der That. Also nicht Besorgnisse und Furcht, Selbstvertrauen und Selbständigkeit sollten die mich begleitenden Gedanken und Ziele sein.

Wie reich ist die Welt an Parodien! Meinen Entschlüssen entgegnete unwissentlich auf arge Art ein Jüngling, in dessen Gesellschaft ich auf dem Postwagen nach Aachen fuhr. Der Wagen mußte seinethalben dreimal unterwegs

anhalten, und als ich ihm mein Beileid über seine Noth bezeigte, antwortete er: „Sie irren, nichts hätte mir erwünschter kommen können, ich reise in die Welt hinaus und gedenke niemals nach dem philisterhaft gewordenen Deutschland zurückzukehren; ein neues Leben will ich beginnen, ein frischer Mensch werden — das Glück kommt mir zu Hülfe; um ganz gesäubert in der Fremde anzukommen, will ich diesseits der Gränze nichts mehr genießen.“ Wenn die Rede auf Deutschland kam, ließ er seinem Unwillen freies Spiel. „Das deutsche Vaterland lieben? rief er: Wo ist es? — — — Wo findet Ihr das deutsche Volk noch? Nichts als Preußen, Waldecker, Baiern, Hanseaten, Hessen, Lichtensteiner. Auf der Reise von ** bis hieher bin ich durch sechszehn Herren Länder — nach der Meinung dieser Herren, durch sechszehn souveräne Staaten des Continentes gekommen — — welche bittere Täuschung doch nach allen Seiten hin! Und die Gelehrten nennen dieß System den Triumph des Provinzialismus über das Centralisationswesen; sie heißen, was unsere Schwäche ist, unsere Stärke, was Folge geistiger Erschlaffung, Adel und Freiheitsschwung. — — Ehren kann ich noch den schlichten Landmann und den einfachen Bürger, die haben Deutsches bewahrt, und Etwas gilt noch von ihnen, was man von unsern Vätern rühmt; aber die Leute sowohl, welche unter ihnen, als die, welche über ihnen stehen, Stubengelehrte, wie Bureaukratisten, sind zumeist an Körper und Geist verkrüppelt. Nirgends sonst solche Unterwürfigkeit unter Moden, Gebärden, unter höfische Formen; solche Nachäfferei von Fremden; solche hündische Gelehrigkeit in allen Dingen — nirgends paart sich solcher Hochmuth mit solchem Knechtssinn. — — — Doch mein nur sich selbst peinigender Zorn, ein bloßer Maulzorn, läßt mich faseln. Die Welt ist einmal eine Bühne, wir die Schauspieler; sie ist ein Orchester, wir die Musici — aber nicht alle Virtuosen. Weh, wer

ein bloßes Instrument wird, das Andere spielen! — Die Menschen lieben scenae servire, wenn auch meist nur in Scena, quam sponte sumunt. — —" Der so von Gespenstern gerüttelte Jüngling war sehr leidend, lang und hager von Gestalt, sein Gesicht blaß gleich einem Schatten. Alsbald nach unserer Ankunft in Aachen nahm er Extrapost bis zur ersten belgischen Station, wo er sich erst ausruhen und über seinen Gesundheitszustand einen Arzt befragen wollte. War dieß eine bloße Grille oder die Wirkung einer erfahrnen Unbill? Oder gehörte er zu den jungen Weltschmerzlern, die Deutschland mit ihrem Maulriesenthum zu verjüngen und zu beglücken gedenken?

In Belgien fühlt der Deutsche nur einen Schmerz, den, daß er dieses schöne, blühende Land, in dem des Volkes Hauptgrundstock noch immer deutsch, deutsch auch die Gesittung ist, den Sitz eines unserer edelsten Volksstämme, die Heimath geistiger und gewerblicher Regsamkeit, die Wiege der deutschen Kunstblüthe und des reichsten Städtewesens, daß er dieses altdeutsche und Jahrhunderte hindurch österreichische Land vielleicht für lange Zeit dem deutschen Verbande entfremdet und den Galliern zugewendet sieht. Wie lange? Bis unsere gemeinschaftlichen Interessen auf beiden Seiten erkannt werden! Dann werden die Brabanter und Flammländer auch in der Schule, auf der Kanzel und vor Gericht lieber deutsch reden als französisch, eine ihnen völlig fremde Sprache.

Mein erstes Geschäft in Brüssel bestund in einem Besuche beim spanischen Gesandten am brüsseler Hofe, der erst vor Kurzem aus Spanien angekommen und noch nicht gehörig eingerichtet war. Sein Vorgänger hatte als Anhänger

des Estatute real von Martinez de la Rosa die Ausrufung der Constucion von 1812 mißbilligt und deßhalb seinem Posten entsagt, lebte jedoch ebenfalls noch in Brüssel. Mit einiger Beklemmung betrat ich das Haus, dessen mittlere und obere Räume der Gesandte Ihrer katholischen Majestät bewohnte — es war der erste Schritt, welcher mich, wie ich vermeinte, wirksam in das Leben einführen sollte. Sogleich wurde ich vorgelassen. Meine Besorgniß, vor einen stolzen, mißtrauischen Spanier zu treten, war unbegründet. Der Gesandte, ein geborner Amerikaner von mittlerer, untersetzter Statur, und mit so gefälligen Sitten, wie ich sie noch selten gefunden, empfing mich auf das freundschaftlichste. Ich erklärte ihm meinen Entschluß, der constitutionellen Sache Spaniens dienen zu wollen und bat ihn um Rath und Anleitung; in Deutschland hätte ich mich darüber nicht unterrichten können, da die Königin Regentin dort keinen Vertreter habe; ich wisse nicht, ob es besser sei, über London zu Wasser oder über Paris zu Lande den Weg nach dem Kriegsschauplatze einzuschlagen. Er rieth mir zu dem letzteren. „Sie werden," sagte er, „in Paris den Grafen Campuzano, unsern Gesandten beim Hofe der Tuilerien, finden, der Sie von Allem am besten unterrichten kann und größere Vollmachten hat, als ich. Mehre belgische Officiere haben sich angeboten, für unsere Sache in Spanien zu kämpfen; hätte ich die Erlaubniß unsers Gouvernements, so würde es leicht sein, hier ein Corps Freiwilliger von 5 bis 10,000 Mann zu errichten; auch ist von mir über diesen Punkt bereits in Madrid angefragt worden und ich sehe der Antwort entgegen. Diejenigen, welche sich mir bisher vorgestellt haben, wollen indeß nicht wie Sie auf eigene Kosten nach Spanien reisen, und ich habe von der Regierung nicht die Mittel angewiesen erhalten, solche zu bestreiten." Ich wünsche mir bloß, erwiederte ich, eine passende Stellung als Freiwilliger in der

spanischen Armee, um der für gut erkannten Sache wirksame Dienste leisten zu können — und dieß nur für die Dauer des Krieges, indem ich nach Beendigung desselben in mein Vaterland zurückzukehren beabsichtige.

„Es scheint," sagte der Gesandte am Ende einer langen Unterredung, „unsere Bestrebungen erregen in Deutschland nicht weniger Interesse und Sympathie, als in irgend einem andern Lande. Zu Ihrem Entschlusse wünsche ich Ihnen von Herzen Glück, mein Vaterland wird Ihre Theilnahme dankbar anerkennen. Das Ingenieurcorps Ihres Landes hat einen Ruf, der auch nach der Halbinsel gedrungen ist, Sie sind ein junger, kräftiger Mann, Ihre Prüfungszeugnisse und Patente sprechen für Ihre Kenntnisse, Ihr Entschluß deutet auf Wärme, Muth, Energie. Mein Vaterland wird eine gute Acquisition an Ihnen machen, und ich glaube, Ihnen im Voraus eine dankbare Laufbahn in demselben ankündigen zu können."

Hierauf hatte er die Güte, mich seiner Familie vorzustellen; seine beiden Töchterchen waren schön wie Engel. Auch machte ich die Bekanntschaft mehrer anderer Spanier, die ohne Ausnahme geläufig französisch sprachen, und unter welchen einige sich eben so sehr durch Bildung als durch Schönheit auszeichneten. Der Gesandte lud mich ein, ihn während meines Aufenthalts in Brüssel täglich zu besuchen, welchem ich gern nachkam. Am Tage meiner Abreise übersandte er mir eine mächtige Depesche an den Grafen Campuzano in Paris, mit der Bitte, dieselbe eigenhändig zu besorgen, ferner noch einige Empfehlungsschreiben an hochgestellte Spanier. Dieses überaus freundliche Benehmen, diese offene Anerkennung meiner uneigennützigen Absichten that mir ungemein wohl und ermuthigte mich in meinem Vorhaben.

Soviel möglich widmete ich meine Zeit den Sehenswürdigkeiten. Von Brüssel machte ich auf der Eisenbahn einen Ausflug nach dem zehn Meilen entfernten Antwerpen. Wie unsere Väter vor Jahrhunderten mit ahnungsvoller Neugier die erste Buchdruckerpresse betrachten mochten, so etwa sehen wir die ersten Dampfwägen dahinschnauben; und wo wir deren Wirkungen auch noch nicht im Zusammenhange klar überblicken, durchdringt uns doch das Gefühl ihrer Wichtigkeit. Jedermann ergreift mit Begierde die Gelegenheit, sich dieses neuen Bewegungsmittels zu bedienen, und gern erinnert er sich der ersten Fahrt. Vormittags eilf Uhr ging's von Brüssel ab, ich durchflog eine wohlbebaute, mit Hecken und Baumreihen, welche hier wie in Holland über den Holzreichthum des Landes täuschen, verschmückte Ebene, und kam, nachdem der Wagen viermal unterwegs angehalten, etwas nach Mittag in Antwerpen an; hier besichtigte ich mit Hülfe eines Wegweisers die Zitadelle, folgte noch einmal dem Gange der letzten Belagerung, besuchte die breite, prächtig hinfluthende Schelde, die schönen Werfte und Kais, die von Chassé zerstörten Arsenale, die berühmten, durch Napoleon erbauten Docken (Bassins), ein Kanonierboot, die herrliche Kathedrale und noch einige andere Merkwürdigkeiten des wieder aufblühenden Antwerpens, und eilte dann nach dem Brüsseler Thore zurück, wo ich eben früh genug ankam, um mit dem letzten Wagenzuge nach Brüssel zurückfahren zu können. Hier um 5 Uhr ankommend, hatte ich also innerhalb sechs Stunden und mit den Unkosten von fünf Franks über 20 Meilen Wegs gemacht und Antwerpen besehen; so wenig war ich davon ermüdet worden, daß ich denselben Sonntag Abend und die halbe Nacht noch zum Besuche der Volksbelustigungen und Tanzböden von Brüssel benutzte, welche im Allgemeinen zwar denen aller großen Städte gleichen, wo der Deutsche sich aber freut, überall

auf Flamändisches zu stoßen, auf einen kräftigen, in seinem Kern weder vom Französischen, noch vom Wallonischen angefaulten Volksschlag, und zu seinem Erstaunen gewahr wird, daß Brüssel im Grunde mehr germanischen Stoff hat, als selbst das nähere, aber von wallonischer Zunge umgebene Lüttich.

Wie oftmals gedachte ich später, wenn ich die armen Zugpferde bis zu Tode sich abmartern sah, jener Dampffahrt, wo Elementarkraft die Räder beschwingt! Ob die Eisenbahnen, wie Einige behaupten, zur Verflachung der Menschen beitragen werden? Ich glaube es von ihnen nicht mehr, als von der Presse, dem Kompaß und jeder andern einflußreichen Erfindung. Sie werden uns der stillen Naturbeschauung eben so wenig entheben, als Städtelärm der Reflexion. Rasches, vieles, wohlfeiles Reisen verflacht nicht eben, noch verweichlicht es; wohl aber verdirbt langes Straßenliegen physisch und moralisch. Der Mensch kann vom Menschen mehr lernen, als vom Baum, vom Bache, vom Berge. Wir sind hier nur etwas durch und in der Gesellschaft, und die Gesellschaft selber ist das erste aller Mittel der Entwilderung, der Civilisation, humaner Bildung. Die Eisenbahnen dienen nun hauptsächlich dem gemeinen Mann, den Arbeitern, den untern Volksklassen, führen diese unter einander und dem Weltstrom näher, erweitern ihre Gesichtskreise, bilden, erheben und mäßigen sie selbst durch vielseitigere Berührung. Sie sind, mit einem Worte, vornehmlich ein Reise-, Bewegungs- und Bildungsmittel für die Proletarier, dieser vernachlässigsten, zum Unglück der Staaten, zu Gunsten von Rebellion und Gewaltthätigkeit, der Verbrechen und der Entsittlichung herabgewürdigsten, zahlreichsten Volksklasse.

Eine der eigenthümlichsten völkerrechtlichen Erscheinungen neuerer Zeit bildet die Einnahme der Zitadelle von Antwerpen durch französische Truppen — ein Ereigniß, das einzig in der Geschichte dasteht. Gehört es dem redlichen Kriege an? Nein! Oder dem Frieden? Eben so wenig! Das Völkerrecht weiß es in keine Kategorie zu verweisen, und muß eine neue dafür erfinden. An sich ungerecht, beweist es nur die Unwahrheit und Falschheit, den Trug und Lug unserer pentarchischen Zeit, die Bodenlosigkeit herrschender Theoreme, den Mangel eines öffentlichen Rechtsgefühls; und inhaltsschwer spricht es die große Mahnung an alle Staaten zweiten und dritten Ranges aus, sich zur Vertheidigung des guten Rechts gegen jegliche Gewalt fest aneinander zu schaaren. Die Zerstörung Polens drückt wie ein Alp auf Europa und erstickt immerfort die politische Moral; von da her zieht sich die Kette gewaltthätiger Maaßregeln, mehr und mehr umschlingend, immer verwirrender bis auf die Gegenwart herab; seit dieser zittern bei jedem Gegenschlag der Völker die Könige auf den im Gemüthe ihrer Unterthanen erschütterten Thronen; seit daher wagen sie selbst für eine gerechte Sache nicht mehr das Schwert zu ziehen, weil jeder Krieg ihnen als ihr größter Feind erscheint, und bis an die Zähne gewappnet, blicken sie den mörderischen Friedensgefechten zu, ohne sich auf der Stelle zu rühren.

Die Belagerung der Zitadelle geschah nicht im Interesse des Friedens, noch zu Frankreichs Ehren, sondern nur zur Befriedigung französischer Eitelkeit, und eben darum ist sie ein Schimpf unserer Zeit. Persönlichen Ruhm haben nicht die Angreifer, nur die Vertheidiger erworben. Die französische Nation setzte Mißtrauen in die Kraft, Würde und den guten Willen ihrer neuen Regierung, sie wünschte in einem beispiellosen Akte das revolutionäre Prinzip triumphirend dem übrigen Europa gegenüber zu sehen: das Schauspiel gab ihr

Perier vor Antwerpen. Die Franzosen waren verblendet genug, die schreckliche Ironie in dem Stücke zu übersehen, und eitel genug, das in der Farce vergossene französische Blut sich zum Ruhme anzurechnen. Der Akt geschah allerdings zum scheinbaren Vortheile Belgiens und ohne ihm einen Tropfen Blut zu kosten; aber eben deßhalb ist er auch ein Schandfleck für den jungen Staat: mit unserm Blute haben wir Eure Selbständigkeit erkauft — werden die Franzosen zu den Belgiern sagen —, Ihr gehört uns, die vor Antwerpen für Euch Gefallenen bilden eine unzerstörbare Kette, die Euch an uns fesselt. Und endlich Holland? Auch dieß hat bei dem schmachvollen Akte keine Ehre geärntet. Der Schimmer, den die tapferste Vertheidigung der Zitadelle auf Holland werfen konnte, ist vollständig ausgelöscht durch dessen eigenes ruhiges Verhalten bei dem Angriff. Oder mußte die Besatzung fallen, mußten die braven Vertheidiger geopfert werden, um Niederlands Ehre rein zu erhalten? Gewiß nicht! Niemand konnte zweifeln, daß die im mehrjährigen Hader gereizten Soldaten, ohne bestimmten Gegenbefehl, sich tapfer vertheidigen würden. Bringt es einer Nation Ehre, ruhig zuzuschauen, wie ihre Kinder dem Ehrgeiz einer andern Nation fallen? Ehrenhaft würde es für Holland gewesen sein, wenn die Regierung im voraus erklärt hätte, jeden Angriff auf die Zitadelle, von welcher Seite her auch, einer Kriegserklärung gleich zu achten, und wenn sie dann aus aller Macht der bedrohten Besatzung zu Hülfe geeilt wäre und männlich drein geschlagen hätte, wie der edlere Theil des Volkes wünschte. Holland schwieg und ließ sich geduldig Schimpf zufügen — aus Furcht weniger vor dem Feinde, als vor der Beeinträchtigung materieller Interessen. „Eher möge unser ganzer Handel mit China und Indien in Trümmer fallen,“ sagte jüngst der Herzog von Wellington im Parlament bei Gelegenheit einer Debatte über

den mit China ausgebrochenen Zwist: „ehe ein Engländer das Leben eines andern Preis giebt; daß er ein Engländer ist, reicht hin, um ihn gegen alle Fremden mit unserm Leben zu vertheidigen." So muß eine Nation denken, die unter den Staaten Ansehen und Bedeutung haben will. Konnte sich die holländische Regierung, trotz ihres guten Rechts, nicht zu einem Kriege entschließen: so mußte sie auch die Zitadelle aufgeben und nicht unnütz das Blut vergießen lassen, das nur ihre Furcht, ihre Schmach beurkundet. Davon scheint auch General Chassé durchdrungen gewesen zu sein, als er die ersten Arbeiten der Angreifer ungestört ausführen ließ. Der König wollte nicht nachgeben, sein Recht nicht fahren lassen, und es auch nicht mannhaft vertheidigen — auch hier sehen wir nichts als Halbheit, und die hochgepriesene Beharrlichkeit Wilhelms scheint der wahren Grundlage, des Adels der Gesinnung, zu ermangeln.

Die Eitelkeit einer Nation ließ sie das Blut übersehen, das ihr geopfert wurde, weil sie einen Sieg über den Eigensinn eines Königs davon trug. Viele begrüßten mit den Franzosen die Einnahme der Zitadelle von Antwerpen als die erfreuliche Thatsache, daß die unbeschränkten Monarchen ihrem Willen keinen Spielraum lassen durften, ihren noch so rollenden Zorn bekämpfen und die Belagerung geschehen lassen mußten. Der Zorn über eine ungerechte Handlung steht aber nicht übel; zudem ist es albern, sich daran zu ergötzen oder gar ein so durchaus unwürdiges Spektakel als ein Zeichen des Fortschritts zu betrachten. Die Belagerung der Zitadelle ist ein grausamer, nach keiner Seite hin Ehre spendender Vorfall, der die Ohnmacht der Diplomatie — im Fall die Großmächte nämlich gegen die kleineren Staaten nicht einträchtig sind, — die Gewissenlosigkeit der Zeit und die ganze Hohlheit unseres Völkerrechts aufdeckt — ein Schauspiel, verdammlich in seinem Grund, seiner Tendenz und seiner That.

Nicht ohne Rührung kann man das Innere des Fünfecks — vyfhoek, wie die Holländer die Zitadelle nennen — betreten, die Wälle beschauen, welche das dem Tode gewisse Heldenhäuflein umschlossen. Von Mitleid und Bewunderung wird man tief ergriffen, vernimmt man ihre Leiden, ihre Standhaftigkeit. Ihr Ruhm wird niemals erlöschen. Eingeschlossen in einem engen Raum, unter beständigem Kugelregen, unter Brand und Verwüstung, entblöst von allen Bequemlichkeiten, ermuntert durch keinen Augenblick der Ruhe, Erholung, der Freude, fortwährenden Mühen, Wachen und Gefahren hingegeben — sehen sie, angegriffen von einem furchtbar überlegenen Feinde, die Lager ihrer Freunde, ihrer Nation, demselben Feinde gegenüber in der Nähe, aber unthätig zuschauend — Vaterland und König überlassen sie ihrem Schicksal, hören die Todesboten senden, sehen ihr Blut fließen und bleiben unbewegt — sie sind verloren, der mächtige Feind dringt näher und näher, ungerächt soll er über sie triumphiren — und dennoch unbedingte Hingebung, dennoch Ausdauer, Ruhe, Gehorsam, dennoch freudige Weihung an den Tod! Wohl mochte das Vaterland den Braven, denen es nicht ohne Vorwurf in die Augen schauen konnte, die Schläfe umkränzen!

> De vyfhoek viel! — —
> Hy viel, door't dondrend' Krygsgeweld!
> Maar uit zyn puinen, klimt de glorie;
> Zyn neêrlag strekt hem tot victorie!
> Elk stryder, was een fiere held.

— — Gewiß, befehlen lassen sich solche Thaten nicht; denn sie müßten den moralisch tödten, der sie befähle und lebendig blieb. Gegenwärtig müßte der König sein, auf den Wällen der Zitadelle müßte er stehen an der Spitze des todtgeweihten Häufleins — und sein Ruhm würde groß sein! Van Spyk, als ihm die letzte große That aus eignem Entschlusse kam, opferte nicht Andere allein, er opferte sich selbst mit den

Andern. Ich bin gewiß, das Herz des Prinzen von Oranien, der schon in Spanien an der Seite Wellingtans gegen die Franzosen focht und bei Waterloo der Held des Tages war, blutete, als er sich zum Zuschauen jenes grausamen Spiels verurtheilt sah. Die Belgen mochten jauchzen über den Besitz des Fünfecks, die Franschen über die Einnahme stolze Feste feiern; Ruhm ist, uit den nederlaag tot in de verste nageslachten, allein den tapfern Vertheidigern aufgestiegen, den Braven,

> Die vol moed, aan hun banieren,
> Bleven, tot hun dood verpand,
> Voor de eer van't Vaderland!

Zweites Kapitel.

La Capitale.

Mit der Diligence reiste ich von Brüssel nach Paris. Bald kamen wir durch den kohlen- und gewerbreichen Bezirk von Bergen in der, an der Schelde gelegenen, französischen Gränzfeste Valenciennes an. Beide belgischen Provinzen, welche wir durchschnitten, Südbrabant und Hennegau, gehören zu dem größern, flamändischen Theil von Belgien; nur ihre südlichen Gränzen gehen in den wallonischen Keil über, der sich zwischen diesen Provinzen und dem deutschen Luxemburg nach Osten bis ins Lüttich'sche eingetrieben findet. In Valenciennes, dessen Umgebung noch germanischen Stoff mit wälschem gemischt trägt, mußte ich für zwei Francs einen französischen Paß kaufen und dafür meinen heimathlichen abgeben, um diesen in Paris zurückzufordern. Jeder Ausländer wird gezwungen, bei seinem Eintritt in Frankreich eine solche Contribution an die große Nation zu zahlen; was weder in Deutschland, noch in Holland, Belgien, England geschieht. Warum läßt Deutschland oder etwa der deutsche Zollverein, der unsere ganze Gränze gegen Frankreich umfaßt, nicht als Repressalie jeden Franzosen, der unser Gebiet betritt, einen Gulden steuern und es ausdrücklich zur Controle auf dem Passe anmerken?

Meine Reisegesellschaft bestand aus Franzosen gewöhnlichen Schlages und ihre Unterhaltung bot nichts Erquickliches. Sie kannegießerten recht kläglich; Spanien nannten sie „das arme Land" im verächtlichen Sinne. Wenn ich den Leuten den Zweck meiner Reise genannt hätte, sie würden mich für toll gehalten haben. Das Hauptthema aller Unterhaltung im Wagen, wie an der Wirthstafel, der Gruß beim Ein- wie beim Austreten aus den Gasthöfen, blieb das große, sinnreiche Paris der Mittelpunkt der Civilisation, wo sie mit einem an Stolz gränzenden Selbstgefühle jedem Fremden, auch dem gewandtesten und vorsichtigsten — betrogen zu werden prophezeiten.

Das in Hügelreihen gewellte Land erscheint vortrefflich angebaut und fast überall gleich fruchtbar. Aus dem Bereich der Schelde, an dem Scheldekanal vorbei, gelangt man ohne auffallende Wasserscheide in den der Oise und Seine, manche beträchtliche und regsame Stadt berührend. Die Flüsse ziehen sich, nicht eben behende, durch weite Thäler, und die wilden Hügelreihen bleiben in der Ferne. Die Landschaft bot sich dem Auge oftmals recht anmuthig dar, grün und frisch durch den leisen Herbstregen, der keinen Augenblick aufhörte. Je näher man Paris kömmt, desto mehr beginnt Land und Menschen, Gewerbthätigkeit, Feld- und Gemüsebau von ihm abzuhängen, mehr und mehr bezieht sich Alles mit Allem auf sein Leben — endlich erblickt man die berühmten Höhen um das Weichbild, den Montmartre — die Vorstadt — dahinter ein Chaos von hervorragenden Spitzen — mächtiger wogt der Busen — man ist nahe der berühmten, großen Hauptstadt Frankreichs, dem Sitze der **Assemblée constituente**, dem Sitze des Conventes, der Residenz so vieler Könige und Napoleon's, dem Schauplatze so mannigfacher, gewaltiger, denkwürdiger Thaten! —

Paris ist keine Stadt wie eine andere, die nur einige tausend Häuser mehr, statt zwei Theater deren zwei Dutzend aufzählt und so verhältnißmäßig eine größere Zahl von Palästen und Herrlichkeiten hat — Paris ist eine Welt. Das hat man schon oft gesagt, und doch spreche ich es nicht nach; — mir wär' es Recht und vielleicht für Frankreich besser, wenn es sich anders verhielt. Zweierlei giebt Paris die Wichtigkeit: erstens die Stellung der Hauptstadt zu den Provinzen, und zweitens die Stellung Frankreichs zu Europa. Was Frankreich Besonderes besitzt, hat in Paris seinen Mittelpunkt; was es sonst Besonderes giebt, hat in Paris Sprößlinge; und was sich Allgemeines und Universelles in der Welt findet, ist in Paris am universellsten.

Jede Stadt hat einen Mittelpunkt, in dem ihr Herz schlägt, eine Sonne, die sie beleuchtet, einen Kreis, in dem die Stadtgeschäfte sich drehen; die größern haben deren auch mehre, Paris die meisten: wie in der wirklichen Welt umkreisen und durchdringen sich hier die mannigfachsten Gestirne und Sonnensysteme, und bei tausendfältigen Richtungen, in denen Jeder seinen eigenen Lauf hat, steht doch Alles in Verband und genauem Zusammenhang. Der Focus von Amsterdam ist die Börse, wie um diese seine Straßen-Kanäle laufen, so bewegen sich auch seine Bewohner um den Handel in parallelen Ellipsen — nur in der Entfernung vom Focus herrscht Verschiedenheit. Neben der Börse um den Welthandel finden sich in London noch die Kreise der Landesaristocratie und der höchsten Staatskörper. In Berlin leuchtet das königliche Schloß hervor und umher glänzen die Uniformen der Officiere und Bediensteten, daneben kreist auch noch eine weniger glanzvolle, aber Gemüth und Geist mehr befriedigende Welt der Wissenschaft und Kunst, die Berlin jedem Deutschen verschönert. Aber in Paris finden sich alle diese Richtungen, die Sphären für alle Neigungen, Gesinnungen

und Bestrebungen — und mögen andere Städte es an Größe und Bevölkerung mehrfach übertreffen, keine an Mannigfaltigkeit der Kreise.

Suchst du königlichen Glanz? Geh' in das Schloß der Tuilerien, geh' nach Versailles — dort findest du die seit Jahrhunderten angehäufte Pracht der mächtigen allerchristlichsten Könige bis zum Kaiser und dem Bürgerkönige, sinnlich veranschaulicht alle Erinnerungen des Glanzes und der Größe Frankreichs — dort findest du die Einflüsse üppiger Hofkreise, eines Privatvermögens und einer Civilliste, deren Einnahmen zusammengenommen die mancher kleinen Königreiche übertreffen. Nicht weit davon ab, ja theilweise davon durchdrungen, findest du eine andere Sphäre mit eignen, leuchtenden Sonnen, die öffentliche Tribüne mit den Bänken der Volksvertreter, die legislativen Gewalten, und du fühlst dich gemahnt an Alles, was auf Freiheit und was auf Umsturz Bezug hat. Suchst du öffentliche Justiz und Gerechtigkeit? Du findest sie großartig und frei gehandhabt an den zahlreichen Pariser Gerichtshöfen, trete nur ein — alle sind öffentlich — du wirst dich erbauen an der würdigen Haltung des Barreaus und der Richter, an den würzhaften Reden und sichern Entscheidungen für das Recht und Gesetz, an der gesunden Rechtsentwicklung, an dem ganzen frischen Rechtsleben — und du wirst anfangen, öffentliche Institutionen zu bewundern, welche der französischen Nation zur Zierde, zum Ruhm und zum Glück dienen. Neben den großen Staatsgewalten bewegen sich die Stadtautoritäten, die Municipalität, die Conseils und andere Behörden wieder in ihren eigenen Kreisen, deren selbständige Bewegung ein Stadtbudget sichert, das die Finanzen mehrer deutschen Staaten an Größe übersteigt. Gewerbliches, geselliges Leben treibt in allen seinen Sphären, in den mannigfachsten Abstufungen und Schattirungen. Die prächtige Börse — sie ist im reichsten antiken Styl

erbaut und nicht eine Bretterbude wie die „provisorische" von Amsterdam — umfaßt täglich eine Menge eifrigster Geschäftsleute und Papierspieler. In großen technischen, chemischen, mechanischen Werkstätten, in Fabriken und Manufacturen und andern Anlagen sieht man alle Maschinen in Anwendung, alle Arten Kräfte, Dampf, Wasser, Luft, Thiere und Menschen in Thätigkeit. Das Palais-royal umfaßt Alles, was die Welt an Luxus und eitler Pracht der Schaulust bietet, und gießt rings wie in Strahlen Leben um sich aus. Neben den modern geputzten Tagedieben und andern Elegants findest du Maurer, Zimmerleute, Handarbeiter aller Art in ihrer vollen Eigenthümlichkeit; neben den Leuten mit weltbringerischen Tendenzen eng spießbürgerliche Sitten, Alt- und Pfahlgevatterschaft; neben Völkerbeglückern oder starren Republikanern Mattherzigkeit und Stumpfsinn; neben welterobernden Napoleonismus ein pfennigberechnendes Krämerthum. Willst du das Land in der Stadt sehen, so besuche in der Frühstunde die stillen Straßen und Gemüsemärkte — da bist du in einer ganz neuen, eigenthümlichen Welt zwischen Landleuten, Gärtnern und Gärtnerinnen, Käufern und Verkäufern — was die Natur hervorbringt und die Menschen, so es pflegen, du findest Alles vereinigt. Du kannst billig und schlecht, auch herrlich und in Freuden leben, die liebenswürdigsten und die entsetzlichsten Possen treiben — Alles für dein gutes Geld. Bekömmst du die Laune plötzlich einmal wie aus dem Stegreife fürstlich zu schmausen — Alles ist bereits für diesen Humor vorbereitet — besiehl und es steht da! Willst du den feinsten Anstand kennen lernen, die glücklichen Sitten des ancien régime's, den chevaleresken Geist der Franzosen, den Zauber, die Anmuth einer Geselligkeit, die sich nicht auf Kosten Anderer belustigt, die nicht beunruhigt, nicht auf Schrauben stellt und sich doch mit Ungezwungenheit bewegt und immer befriedigt — so besuche die

Salons in der legitimistischen Vorstadt. Nach deinem Geschmack, wie seltsam er sei, findest du deren auch andere und jeder Art. Steige herab von den Gipfeln der Gesellschaft in die Thäler und auf die Märkte, unter die niedere Volksmasse, in die Schluchten und Schlupfen, in die Kellerlöcher bis zum Abschaum und zu den Kloaken der Menschheit: auf jedem Standpunkte wirst du Gesellschaftssysteme antreffen, überall sich noch regelrecht umkreisende Menschen gewahren, selbst da, wo sich das Laster in seiner nacktesten, scheußlichsten Mißgestalt im Koth wälzt. — Der Freund der Politik findet hier überall Nahrung; nicht blos in den wilden Zeitblättern, auch auf der Tribüne, in den Gerichtsstätten, Salons, Kaffeehäusern, im Theater, auf den Straßen werden die öffentlichen Interessen besprochen. Auch dem Freunde militärischer Schauspiele wird hier genügt; neben den Exercitien und Revuen hat er große Kriegswerkstätten, Militärbildungsanstalten — die école polytechnique, Napoleon's Schöpfung, das Invalidenhotel, wo Frankreich seine Tapfern ehrt, eine glänzende Artillerie, die ausgezeichnetste Bürgermiliz von Frankreich und Anderes mehr zu bewundern. Suchst du die schönere Sphäre der freien Künste — kehre nur ein in ihre tausend offene Werkstätten und Tempel: du findest Monumente aller Zeiten und aller Völker, von den Obelisken des unergründlich alten Aegyptens an bis zu den Ehrensäulen unserer Tage. Die verschiedenen Style antiker Architectur bewunderst du an der Börse, der Magdalenenkirche, dem Triumphbogen, die gothische Baukunst erhebt dich in der Kirche unserer Frauen, der Schlösser und Prachtpaläste viele überzeugen dich von dem Geschmack und dem Glanz der alten Monarchie; die Antiquitätensammlungen werden dich belehren und entzücken, aus dem Louvre trägt Jeder Erinnerungen für sein ganzes Leben mit, Erinnerungen an gottvolle Madonnenbilder, an Raphaelische Engelsköpfe, an Meisterwerke aus allen Schulen älterer

und neuerer Zeit. Was Mimik und Musik betrifft, so eröffnen dir zahlreiche Schauspielhäuser die größte Abwechslung, die mannigfachste Unterhaltung; das Theater bildet ein großes Leben für sich in dem schaulustigen Paris, hier hörst du deutsche, dort italienische, dort französische Musik meisterhaft ausführen, und die Pariser Conzerte gehören zu den großartigsten, die man hören kann. Auch zu den Wissenschaften erschließt Paris die Thore! hier ist der Sitz der berühmtesten Akademie der Wissenschaften, für Forschung in allen Gebieten der Natur und Geschichte, der Sitz der Universität und aller größern Lehrinstitute Frankreichs, der ausgezeichnetsten französischen Juristen, Aerzte, Historiker und Lehrer überhaupt. Suchst du Beredsamkeit — du mußt dich drängen in manche Kirche, um einen gelehrten Abbé predigen zu hören, zu der öffentlichen Tribüne, in die von Menschen umlagerten Gerichtssäle — die ersten Redner auf jedem Felde sind in Paris versammelt. Hier findest du den Sitz des Atheismus, des Materialismus, des Industrialismus, das Asyl aller modernen, aufgetauchten und wieder verschwundenen philosophischen Systeme; aber auch die Fäden aller religiösen Bewegungen in Frankreich. Hier ist der Mittelpunkt der neuen, lebensfrischen katholischen Congregationen, die sich über ganz Frankreich und selbst über das Ausland ausbreiten, das Centrum der großen Missionsgesellschaft, ebenso der Hauptsitz der evangelischen Gesellschaft von Frankreich und der Bibelgesellschaften. Suchst du endlich ein Feld großer Erinnerungen, ein Feld mit Ruhmeszeichen geschmückt? Gehe nach dem Platze, wo einst die Bastille stand, nach dem Marsfelde, nach dem alten Ball- und Stadthause, betrete die Brücke von Arcole, das Louvre, die Tuilerien, die elisäischen Felder, verfolge sie bis zum Triumphbogen, wo dich der Ruhm unzähliger Namen umtönt — dann gehe auch zu der größten Trophäe, gegossen aus Trophäen, zu der

Columne Napoleon's, von deren Spitze der Kaiser in erhabener Ruhe auf das bewegte, laut pulsirende Paris herabblickt — und um das Bild zu vollenden, ersteige den Marterberg und feire noch einmal den Siegeseinzug der Verbündeten in Frankreichs Hauptstadt.

Diese verschiedenen Richtungen, Läufte, Kreise und Sphären zu einem Ganzen verwoben, unter einem höheren Gesetze durcheinander wogend und zusammengehalten — das bildet Paris, eine Welt. Viele Tausende Fremder von allen Nationen, Ständen und Klassen, von allen Sitten, Meinungen und Tendenzen gehören dazu, theils in besondern regelmäßigen Verbänden, theils wie Kometen die Räume durchkreisend, bald nahe, bald ferne der Sonne, gaffend und schauend, sägend und hämmernd, heimwehklagend und heimathvergessend.

Dich in dieser Pariser Welt genauer umher zu führen, liegt nicht in meinem Plan; auch rathe ich dir zu keiner weitläufigen Beschreibung, lieber dich selbst einmal in dem großen Labyrinth, wo, wie die Franzosen sagen, am Ende jedes Talent, wie mir scheint, auch manches Mißtalent durchbricht, auf einige Wochen umzusehen; doch wenn dieß nicht geschieht, so hast du eben auch nichts Besonderes verloren.

Das Ganze von Paris bildet eine Masse, die auf einmal schwer zu verdauen ist; fängt man aber daran zu theilen und zu zerlegen an, um es gemächlicher herunterzubringen, verliert man namentlich den Napoleon aus dem Gesichte: so wollen einem die einzelnen Stücke nicht mehr recht herrlich munden. Paris gleicht nicht der griechischen Architectur, in der es weniger auf das Imponirende der Masse als auf die Schönheit der einzelnen Theile und ihrer Verhältnisse ankömmt. Der übers Meer hergebrachte Obelisk sieht von seinem jetzigen Standorte vor dem Garten der Tuilerien wie

ein alter, ausgehungerter, mit Hieroglyphen der Zeit bedeckter Schulmeister unheimlich auf die jungen Bildwerke und Wesen herab, die ihn umgeben und ihm Grimassen vormachen — ein großes Zerrbild. Die Statuen auf den öffentlichen Plätzen, zumeist aus dem vorigen Jahrhundert, verfallen; glücklich, daß sie die alte Monarchie nicht lange überdauern und früher vergessen sein werden; länger bestehen werden die neuen soliden Säulen und Triumphbögen. Man sieht viele Kunstwerke, aber wenig französische. Fast aus jeder Kunstsammlung tritt einem nicht ein französischer, sondern ein fremder Genius entgegen, ein italienischer, ein deutscher, lotharingischer, niederländischer, ein spanischer. Daß die Franzosen ein eminentes Talent im Zusammenschleppen bewiesen haben, kann ihnen ihr Feind nicht absprechen. Napoleon selbst war der größte Virtuos in dieser genialen Kunst, wie er denn von allen guten und bösen Eigenschaften der Franzosen recht eigentlich der Ausbund, das Wunder war. Darum auch lieben und verehren ihn die Franzosen übermäßig — er ist ihr leuchtender Glanzspiegel, in welchem sie alle sich wiedersehen — gar schmeichelhaft wiedersehen; nicht blos seiner Größe wegen, eben so sehr um seiner Schwächen willen lieben sie ihn, denn diese Schwächen sind ihre eigenen, sind Nationalschwächen; wie ja auch die Griechen den Göttern, welche sie am höchsten verehrten, nicht blos ihre Tugenden, sondern auch ihre liebsten Nationalfehler andichteten.

Frankreich hat niemals in erster Linie hervorragende Meister in der Malerei gehabt; Claude, der Lotharinger, ist ein Deutscher. Der modernen französischen Malerei kann ich keinen besondern Geschmack abgewinnen, die vielen Paradestücke und Schlachtgemälde langweilen. Jedoch hat Paris reichhaltige Gallerien, bietet der Kunstgenüsse unzählige und für die Kunstgeschichte und Kritik unerschöpfliche Quellen; die Reise dahin verlohnt dem Künstler schon allein das herrliche,

gottvolle Raphael'sche Madonnenbild mit der wunderbar schönen Engelsgestalt im Louvre. Hier befindet sich auch eine Madonna von Murillo, die mich unendlich ansprach und mich begierig machte, die altspanische Malerschule näher kennen zu lernen.

Von dem französischen Theater in Berlin läßt sich nichts sagen, als daß man nicht weiß, was dort die französischen Vaudevilles bedeuten, was sie nähren sollen, wenn nicht Französischthümelei. In dem großen, lebendigen, lotharingischen Metz an der Mosel besuchte ich das Schauspiel nicht mehr, seitdem ich dort Weber's Freischütz durch eine französische Bande hatte auf die kläglichste Weise versungen sehen. In Brüssel benutzte ich die meisten Abende zum Besuch der Theater. Das kleinere davon hat hauptsächlich Vaudevilles auf seinem Repertoir, einige hübsche Schauspielerinnen und leidliche Komiker; das größere giebt meist Opern, ich sah unter andern die Stumme von Portici, die Bezug zu Belgien erhalten hat, doch sehr mittelmäßig gegeben wurde — die Stumme stellte eine Person dar, deren starke Beleibtheit gegen ihr unmäßig bewegliches Spiel widerlich abstach. Die Sprache in den Vaudevilles klang monoton, in der Tragödie ist sie zu pathetisch, hohle Declamation; das Spiel ohne Frische und inneres Leben; die Leute haben gewisse Manieren, Affectationen und hüpfende Bewegungen, die sie immer wiederholen; besonders mit dem ekelhaften Zittern der Hände geht es sogleich bei dem geringsten Affecte los, wenn es auch noch so unpassend und unnatürlich erscheint. Dahingegen vernimmt man in der belgischen Deputirtenkammer und im Senate ein mit Ausdruck — und nicht eintönig — gesprochenes, gutes Französisch und eine angenehme, lebendige Declamation, Worte, die aus dem Kopfe und aus dem Herzen herausgesprochen werden; es kam eben zur rechten Zeit, um ein Vorurtheil gegen die französische Sprache zu verscheuchen, das in mir auftauchen wollte. Doch viel lieber hätte ich im

den Brüsseler Kammern deutsch als französisch hören wollen. Warum aber denkt in Brüssel, wo der deutschen Elemente so viele sind, Niemand an eine deutsche Bühne, die doch gewiß bald das Bürgerrecht erhalten könnte?

In den Pariser Theatern findet man eine Nationalbühne, französische Gestalten, französisches Leben, mit dem Ganzen harmonirend — und das gefällt. Man denke sich umgekehrt ein deutsches Schauspiel in Paris, würde sich selbst der Deutsche dabei wohlbefinden? Das Aeußere der Pariser Theater ist elegant, das große Opernhaus geschmackvoll, glänzend und großartig. Im Theatre français sah ich Dem. Mars und wahrlich! ihren leichten anmuthreichen Bewegungen, den ächt französischen Gesichtszügen, dem Feuer ihrer Augen, den rabenschwarzen vollen Haaren, dem jugendfrischen Organe merkt man ihr matronenhohes Alter nicht an. Sie ist verhältnißmäßig jugendlicher als Madame Crelinger, welche ihr an der deutschen Bühne einzig zu vergleichen und die sie vielleicht als Künstlerin an Größe, wenn auch nicht an Feinheit und Glanz überbieten dürfte. Ich sah sie in einem dreiactigen Drama, dessen Heldin, Marie dreimal — am Schlusse nemlich jeden Actes — aus purer Hochherzigkeit auf den Geliebten ihres Herzens Verzicht leistet: einmal reicht sie, noch ein fünfzehnjähriges Mädchen, trotz ihrer flammenden Liebe zu einem jungen Mann, ihre Hand einem alten Crösus, um ihren Vater vom Banquerout zu erretten; aus ehelicher Treue stürzt sie zum andern Mal den Geliebten in die Verzweiflung; das dritte Mal endlich opfert sie, nach dem Ableben ihres Gemahls, die alte, immer warm gebliebene Neigung ihrer einzigen Tochter auf, die ihr wie aus den Augen geschnitten ähnlich ist und in die sich daher ihr ehemaliger Liebhaber, statt zu verzweifeln, verliebt hat. In diesem albernen Comödienstück wurde die Heldin Marie, das fünfzehnjährige Mädchen, die blühende Frau, die

junge reiche Wittwe von der zwischen 60 und 70 Jahr alten Demoiselle Mars mit einer bewunderungswürdigen Vollendung — ich glaube damals gerade zum 52sten Mal — und so fabelhaft rührend dargestellt, daß sie manchen Augen Thränen entlockte. Ein Glück für Frankreichs Ruhe, daß die herzenerschütternde Mars unsterblich ist.

Ich habe in Paris kein modernes Theaterstück gesehen, dessen innere Gestalt mich befriedigt hätte. Börne sagt irgendwo: „die heutigen Komödiendichter zeigen uns die Modethorheiten; doch Molière zeigte uns die ewigen Thorheiten der Menschen.“ Und wie zeigen sie die Modethorheiten? Sie geißeln sie nicht, sie kitzeln die Thorheiten der Zeit. Das Lustspiel soll eben so wenig blos Lachen erregen, wie das Trauerspiel bloß traurig stimmen, in Rührung und Wehmuth auflösen soll. Sittlich zu erheben, zu versöhnen ist überhaupt der letzte Zweck aller Kunst. Das Tragische bedingt eine große, erhabene Persönlichkeit im Kampf mit widerstrebenden Verhältnissen und Verhängnissen; ob sie siege oder mit Größe und Würde unterliege, in beiden Fällen soll uns das Bild sittlicher Freiheit und moralischer Kraft erquicken. Im Komischen tritt die Persönlichkeit in einer Abirrung und falschen Richtung der Zeit oder des Menschlichen überhaupt auf im Kampfe mit den gesunden und guten Motiven der Umgebung oder der Allgemeinheit; sie hat sich Zwecke gesetzt, deren Thorheit gerade aus der Berührung mit der wirklichen Welt (mit dem Bestehenden, mit dem gesunden Leben) hervorspiegelt und wodurch wir uns erhoben und befriedigt fühlen, insofern eben jene Abirrungen in ihrer Nichtigkeit und Lächerlichkeit hervortreten und wir an die Fülle und Kraft der sittlichen Welt erinnert werden. Auf der modernen französischen Bühne ist weder Tragisches noch Komisches der Art zu finden, noch Frische, noch Lebensfülle, noch Natur. Satt kann man sich lachen, das ist wahr, über

das pudelnärrische, vergnüglingige, rührige Zeug in den Vaudevilles, und sich ergötzen an dem französischen National-humor — auch die Franzosen haben ihren Humor — auf der Bühne und im Publikum; aber noch öfter wird man sich ärgern und aus dem Theater verdrüßlich zu Bett gehen. Der sogenannten romantisch-französischen Schule ist keine schmackhafte Seite abzugewinnen. Romantische Poesie ist eben das, was ich darin vermisse; denn diese besteht doch nicht in Contrasten, Gegensätzen und Zerreissungen, nicht im Pikanten, Ungewöhnlichen und Gräßlichen, nicht im Verwirren, Verzerren, sondern in Lauterkeit und Reinheit der Gesinnung, in der Tiefe gemüthlicher Anschauung, aus der die Gedanken und Gestalten wahr und schön hervorgehen, in dem freien, christlichen, sittlich-religiösen Schwunge des Geistes. Die französische Romantik zeigt Unfreiheit oder nur die Affectation der Freiheit und Wahrheit, ein Verfleischen statt eines Vergeistigen, Carricaturen statt Ideale, ein Vermassen, ein Verdichten, ein Versinnen in Form und Inhalt, in dem Allen sich eher eine materialistische Hinabneigung zum Brutalen und Thierischen, als eine Richtung zum romantischen Schwung entdecken läßt. Handelt es sich in der französischen Literatur wirklich um eine leibhaftige Geburt und nicht blos um das Anflicken eines neuen Kleides, so dauern die Wehen der eitlen Mutter sehr lange und das Kreischen des noch ungewaschenen Kindes verleidet Einem vorerst Genuß und Hoffnung.

Drittes Kapitel.

La grande nation.

Cäsar mußte die Gallier kennen, weil er sie vollständig zu besiegen verstand. Sein Urtheil über sie beleuchtet jedoch das heutige Frankreich nicht mehr wie ein einzelner Lichtstrahl die weitläufigen Räume eines großen Gebäudes: in dem Strahl sieht man auch den kleinsten Staub fast noch vergrößert, außer demselben bleibt Alles dunkel. Die vollständige Romanisirung der Gallier durch fast vier Jahrhunderte mußte ihren Karakter verändern; nicht minder den der neuen Romanen der tief eindringende germanische Stoff. Vor den Gothen im Süden und Südwesten bewahrten nur die Basken ihre Volksthümlichkeit; im Südosten bildete sich das burgundische Reich mit germanischem Gesetz, nördlich davon drangen suevisch-allemannische Vereine vor; endlich am wichtigsten und compaktesten bereiteten sich die Franken von Nordosten, aus den Niederlanden, siegreich über Gallien aus. Auch noch andere Völker kamen nach Gallien und haben Einfluß auf dessen spätere Geschichte, wie die durch die Angelsachsen vertriebenen Briten in der Bretagne; ja Reste von sarmatischen und hunnischen Völkern, die während der Völkerwanderung nach Gallien vorgedrungen, blieben hier zurück. Alle diese verschiedenen volklichen Bestandtheile, selbst die herrschenden, beugten sich allmählig der römischen Cultur und verschwammen in ihr zu einem Ganzen.

Was später an fremdem Volksstoff noch nach Frankreich floß, und noch immer fließt, war deutsch: die Normannen, Burgund, Elsaß, Lotharingen, deutsche Truppen im Solde der französischen Könige, deutsche Handwerker und Wanderer.

Die Geschichte hat noch zu wenig Aufmerksamkeit auf den Zeugungsproceß des französischen Volks hingewendet, auf das Zusammenwachsen aller jener einzelnen Bestandtheile zu einem einigen, organischen Ganzen, zu einer Nation. Die große Gleichförmigkeit des Bodens, mehr aber noch das einigende Band in Kirche und Staat, und die gemeinsamen Interesse erklären die frühe Neigung, den Volkssinn für Einheit in Sprache und Sitten, für Concentrirung der Verwaltung, der Staatsgewalten und Kräfte, und eine früh entwickelte Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, kurz die bis auf den heutigen Tage verbliebenen Hauptzüge im Karakter der Franzosen. Merkwürdiger Weise legt auch der Fremde nirgends leichter und früher als in Frankreich sein Ausländisches ab: der mächtige Nationaldrang, das Einheitsfeuer der Franzosen verzehrt gleichsam alles mitgebrachte Heimathliche an ihm, das dem Französischen nicht entspricht. Darum können wir auch nur mit Besorgniß auf die Bewahrung des deutschen Wesens in den deutschen Provinzen Frankreichs hinblicken: blieben diese noch ein Jahrhundert in den gegenwärtigen, von Deutschland abgelösten Verhältnissen, so würden sie völlig entfremdet werden. Und wie viele Brücken waren den Franzosen nicht schon in die Herzen der Rheinländer gebaut! Frankreichs Geschichte lehrt, daß aus gemischten Völkerbestandtheilen sich allerdings eine kräftige Nationalität entwickeln könne, und daß diejenigen sich täuschen, welche allein in Verwerfung alles Ausländischen und durch Reinerhaltung des Blutes Nationalgeist erhalten, erwecken und beleben zu können meinen. Auch Staatsinstitutionen äußern den entschiedensten Einfluß darauf; ja ihre Stärke überringt nicht selten

die der Namensverwandtschaft, sie verknüpfen oftmals auf lange Zeit hin fester und inniger als diese. Staatliche Gebrechen haben deutsche Länder von uns abgelöst, ungeachtet des verwandten Bluts bleiben die Schweiz und Niederlande von uns getrennt, Lotharingen und Elsaß französisch und die russischen Ostseeprovinzen russisch gesinnt. Wie Frankreich auf der einen, arbeitet Rußland auf unserer andern Gränze, in noch umfassenderem Maaße an Gewinnung einer festen Einheit in Kirche und Staat und eines einzigen russischen Nationalgeistes; Deutschland, dessen Stellung nach Außen blos defensiv geworden — activ und offensiv ist es nur in der Wissenschaft —, kann kaum mehr thun als fremden Geist von sich abzuwehren. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint das constitutionelle Wesen in unserer Zeit als das wirksamste Mittel fremde Sympathien fern und den Nationalgeist wach zu halten. Jedes Hemmen ersprießlicher Fortentwicklung des deutschen Verfassungswesens erschüttert unsere Defensionslinien gegen Frankreich und ist ein Verrath am gemeinsamen Vaterlande.

Die Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Gallier ist den Franzosen noch ziemlich eigen; das altgallische Gegenüberstehen zweier feindlichen Partheien im ganzen Lande, in den einzelnen Kantonen und Gemeinden, das Cäsar rügt, zeigt sich im heutigen Frankreich als Bedürfniß seines politischen Lebens; der Franzose ist noch immer lebhaft, leicht entzündlich, rasch von Entschluß; weniger geduldig, sentimental und leidenschaftlich als der Deutsche, liebt der Franzose mehr die Welt, das Geräusch, die Straße; das Sinnen und Trachten des Einzelnen reicht selten über die nächsten Gränzen hinaus — er klebt nicht an der Scholle, aber am Augenblick. Indeß durchdringt der Franzose leicht und mit sicherm Blick schwierige Verhältnisse, ersieht und erfaßt schnell seinen Vortheil — die That: und es offenbart sich in der ganzen

französischen Geschichte eine Politik, die in Bezug auf Plan und Consequenz ohne Zweifel mit der römischen, englischen und russischen wetteifert und deren Spitze Deutschland nur zu häufig in seinem Fleische hat wüthen fühlen. Wenn, wie eine Blume des Treibhauses schneller als eine vom Licht der Sonne aufgezogene dahinwelkt, auch das plötzliche Aufschwellen eines Staats ihm jähern Untergang verkünden sollte, was aber langsam und natürlich (70mal 7 = 490 Jahre ein mystisches Jugendalter der Völker) herangewachsen ist, auf Dauer Anspruch hat: so wird Frankreich ohne Zweifel ein langes Leben haben.

Es giebt Redensarten und Bilder, die einmal gesprochen, alle Welt wiederholt, bis sie sich abnutzen. Dahin gehört auch eines, das ungefähr so lautet: „Klima und Boden liefern gleichsam die Zeichnung, Gesetzgebung, das Kolorit, Regierungsform den Umriß im Gemälde eines Volks.“ Aber im nämlichen Klima, auf demselben Grund und Boden haben die verschiedenst gezeichneten Völker gelebt — Griechen und Türken, Beduinen und Karthager, Araber und Gothen rc. Anbeter Jehovahs weideten neben den Anbetern Molochs. Jedes Volk trägt den Grundgedanken zu dem Gemälde, das die Zeit vor ihm ausbreitet, in höchster Simplicität in sich selbst, in seinem Geist — wie der Künstler den ersten ursprünglichen Gedanken zu dem Gemälde, das er entwirft, in seiner Phantasie; und dieser Grundgedanke, die Grundtöne und Züge bleiben dem Volke eigen, unter welchen Himmelsstrich es die Verhältnisse auch hinführen.

Darum aber ist auch die Ur- und Grundgeschichte der Völker und Nationen am wichtigsten — sie trägt die inneren Triebe und Keime aller folgenden Zeiten; soll damit auch nicht bestritten sein, daß Boden, Klima, Gesetzgebung und Verfassung, kurz alle natürlichen, rechtlichen und nachbarlichen Verhältnisse und Einwirkungen den größten Einfluß

auf den Character, den Geist und die Geschichte der Völker ausüben.

Bis auf das Aeußere der Hörsäle, der Lehrer und Zuhörer herab ist Alles verschieden auf den französischen und auf den deutschen Universitäten. Im Mittelpunkte der zumeist halb rund und amphitheatralisch gebauten Hörsäle sitzt oder steht noch öfters der Professor, angethan gewöhnlich mit einem schwarzen Ornate und einer rothen Binde, fast wie ein Richter im sitzenden Gerichtshofe. Er spricht in lebhafter, geistreicher Rede; seine Zuhörer mit ausgeprägten, meist bärtigen Gesichtern bezeigen seinen Worten eine herablassende Aufmerksamkeit, gehen und kommen, lauern auf den Glockenschlag oder auf einen Skandal. Kein Hauch von dem frischen Geiste des alten deutschen Studententhums weht Einem auf den französischen Universitäten an. Die Pariser Studenten sind weniger zu Gelagen und Excessen, aber auch weniger zu den Wissenschaften geneigt als die deutschen; sie leben mit philistermäßigem Anstand, politisiren viel und mit Verstand; nur zu häufig liegen sie in den Banden erschlaffender Grisettenliebe, so daß sie die ehemaligen Verbindungen auf deutschen Universitäten, die Keuschheit unter ihren Gelübden zählten, nicht begreifen und dabei etwa an eine neue Gestalt der Mönchsorden denken würden. In der Rechtsschule hörte ich einige sehr geistvolle Vorträge, unter Anderm sehr gescheut über die Bedeutung der Kirche im Mittelalter sprechen, daß sie damals die Sache der Freiheit und der Völker gegen die mächtigen Gewalthaber und Großen vertreten habe — daß eben hierin ihre eigentliche, befreiende Kraft und Stärke beruhe, die sie nur verloren habe, insofern sie aus ihrer hohen Stellung herabgestiegen und sich zur Dienstmagd der Politik und der Höfe erniedrigt habe.

Das bürgerliche Recht ist in Frankreich in einem so

gesunden organischen Leben und Wachsen begriffen, wie vielleicht in keinem andern Land. Der Sinn für Recht, Bekanntschaft mit den Gesetzen, Ehrerbietung gegen die öffentlichen Gerichtshöfe, Vertrauen und Hochachtung vor dem Advokatenstande und vor den Richtern — das Alles ist über die Nation und alle Stände verbreitet. Die Napoleonischen Gesetzbücher und die Charte befinden sich in Jedermanns Händen. Die ganze Nation — wie einst zu Rom, nur in anderer Weise — ist thätig bei der Gesetzesbildung, und in der That, Frankreich zeigt uns in jeder Hinsicht ein fortschreitendes, sich mehr und mehr stärkendes öffentliches Rechtsleben. Die verschiedensten Kräfte und Bildungen durchleuchten und erklären sich dabei gegenseitig. Was die Kammern nach langen Discussionen, die sie selbst wie die Nation aufklären, bestimmen, die Gründe und Umstände liegen klar vor Augen. Und längst vorher schon waren in den meisten Fällen die Debatten von der freien Presse eröffnet worden — die Kammern gaben nur die endliche Entscheidung. So ist jedes Gesetz längst vor der Promulgation dem Lande bekannt. Wie die Gründe, so werden die Wirkungen und Folgen desselben beobachtet, besprochen, beurtheilt. Die Gerichtshöfe verhandeln öffentlich, kein interessanter, kein wichtiger Fall bleibt von den verschiedensten Seiten unerörtert, Alles wird der Nation bekannt, Gemeingut. Seit der, allerdings revolutionairen, Einführung der napoleonischen Codes sind diese, zum Zeugniß ihrer Lebensfrische, bereits vielfach wissenschaftlich bearbeitet, entfaltet und praktisch sowohl wie theoretisch in ganz außerordentlichem Maaße bereichert worden. Auch auf das Leben und den französischen Charakter selbst hat es seine Kraft bewiesen und auf die Ruhe und das Vertrauen der Nation den heilsamsten Einfluß ausgeübt. Die Unmöglichkeit der Willkür, der Gefährdung der persönlichen Freiheit, geheimen Betruges und Unterschleifes, die öffentliche, durchsichtige und durchaus

unabhängige Handhabung der Gesetze — das sind Dinge, deren jeder Franzose gewiß ist und die ihm Vertrauen einflößen. Die freie Presse, die Simplicität und praktische Fassung der Gesetzbücher, die Oeffentlichkeit der Kammer- und Gerichtsverhandlungen, die Geschwornen-Institution, die Ehrenstellung der Advokatur, die vollkommene Unabhängigkeit der Gerichtshöfe, haben Wunder in Frankreich verrichtet und werden sie in jedem Lande thun, wo ähnliche Institutionen in Kraft bestehen.

Möglich, daß Deutschland gründlichere Rechtsgelehrte, tiefere Kenner des römischen Rechts besitze als Frankreich, daß ein allgemeines deutsches Gesetzbuch zu bilden und zu handhaben unabsehlichen Schwierigkeiten unterliege, wo nicht unmöglich sei; gewiß aber ist, daß das Rechtsleben in Deutschland in Vergleich zu Frankreich im Argen liegt. Wir haben keinen hochgeachteten Advokatenstand, wenn auch geschätzte Advokaten, und bei sehr ausgezeichneten Richtern genießen doch die Gerichte keines Ansehens im Volke. Kann die Rechtsverwaltung nicht mehr volksthümlich sein, so darf ihr doch niemals das Vertrauen der Nation abgehen. Ueber die Quellen des Rechts streiten wir noch immer mit Riesenkräften — aber unsere lebendigen Rechtszustände gewinnen wenig dadurch. So wollte man früher auch zur Kenntniß der Natur die Quellen ergründen und ermessen, ehe man dem Laufe des Wassers folgte; imaginäre Größen verdüsterten den Blick in die Mathematik, Grübeleien über die Natur des Körpers fesselten die Naturwissenschaften. Nur gut, daß unter den Streitigkeiten der historischen und philosophischen Schulen — wie der Aerzte nach dem beßten Heilmittel — der Patient noch nicht verschieden ist. Man lasse doch jedes Gestirn in seiner eigenen Bahn kreisen! Was zu Recht besteht, hat nur einen historischen Boden; die Zeiten aber sind leider nicht mehr, wo alles das, was als Recht in der

Gesellschaft gesetzt war, oder durch Gewohnheit sich als solches gebildet hatte, auch ideell als Recht erschien. Dazu gehört aber ein freies öffentliches Rechtsleben und eine ungefesselte Theilnahme der öffentlichen Meinung an der Gesetzgebung. Eine historische Schule, welche von der Philosophie Nichts wissen mag, hat ebenso großes Unrecht als eine philosophische, welche das historische Recht umzustürzen versuchen wollte. Beide können sich, wiewohl vielfach Einfluß aufeinander übend, in unabhängigen Bahnen neben einander bewegen und entwickeln. Weder in der Philosophie des Rechtes auf dem Katheder, noch im positiven Recht am Gerichtstische stoßen sie gegeneinander. In der Philosophie der Geschichte zwar treten sie vereinigt, zu jeder Zeit vermittelt auf, und in dieser Richtung hat Montesquieu zuerst eine große Bahn gebrochen. Die Zeit aber, wo die Philosophie das wirkliche Leben und das Leben philosophisch geworden ist, die Einheit Beider, dürfte noch fern liegen; und ehe wir dahin gelangen, könnte der theoretischen Streitsucht zu Liebe noch viel Gutes in Deutschland versäumt werden. Als Konstantinopel durch Cantacuzen eingenommen wurde, fand er Kaiser und Hof mit kirchlichen Streitigkeiten gegen einige Feinde der Mönche beschäftigt.

Die deutsche Geschichtsforschung hat unzweifelhaft in Gründlichkeit, Umfang und Reichthum einen bedeutenden Vorsprung vor der französischen gewonnen, die sich da hingegen durch Simplicität, Klarheit, eine dem bestimmten Zwecke gemäße Behandlung und eine patriotische Wärme oder Neigung auszeichnet, die gern zu Gunsten Frankreichs färbt. Auch über Wesen und Form der Geschichte streiten wir, kaum wissend, ob sie Wissenschaft oder Kunst sei, oder etwas Besonders. Die Chronologie ist Dem Logik, Dem nur ein Namen, durch den die Zeitereignisse hinlaufen, wie Acte und Scenen im Drama. Der Eine sucht in der Geschichte, als

der Offenbarung Gottes in der Zeit — gegenüber dem Erkennen Gottes in der Natur — Gott; der Andere einen unerschöpflichen Schatz von Beispielen, ein vollendetes Bild des ganzen Menschenlebens, für alle Zeiten passend; Dem ist sie ein großes, stets fortschreitendes Epos, Dem ein ewiges Schauspiel, in welchem die Epoche machenden Begebenheiten die Handlungen bilden, die jedesmaligen Zeitgenossen die Rollen spielen, der Zeitgeist als das Schicksal darüber schwebt und die Geschichtschreibung selbst die Zuschauerin bildet. — Der Geschichtschreiber soll nicht blos mit allseitiger Richtung die Erscheinungen in ein Ganzes zusammenreihen, ungeheure Massen in Einem Momente überschauen, sondern auch dem Wechsel der Dinge eine allumfassende Ansicht abgewinnen, die göttliche Urkraft erfassen, dieß aber stets mit „Verläugnung aller Subjectivität." Der arme Geschichtschreiber! Der ganze Schwulst über objective Darstellung bezieht sich lediglich auf den einfachen Umstand, daß man darüber am genauesten pragmatisch urtheilt, was man am genauesten pragmatisch kennt. Worte löschen nimmer den Widerspruch in widersprechenden Anforderungen aus. Die vom Subjecte getrennte Geschichterzählung überschreitet nicht Chroniken, Biographieen, Commentarien. In der höhern Geschichtschreibung tritt Subjectivität durchweg auf und gewöhnlich dort am stärksten, wo sie am entschiedensten geläugnet wird. Je mehr der Geschichtschreiber seinen Gegenstand allseitig umfaßt, je tiefer er in denselben eindringt, desto mehr wird sein Anschauen der Wahrheit nahe kommen. Alles beruht hier auf Sachkenntniß, klare Anschauung und Denken.

Der gelehrte Verfasser eines neuen Lehrbuchs der Universalgeschichte hat sich kühn von jener Forderung losgesagt, ja er gesteht in seinem Werke sogar den Nebenzweck geradezu ein, den Nationalitäten in ihrer Berühmtheit gegenüber dem Kosmopolitismus das Wort zu reden und dem Fachen

Liberalismus entgegen zu wirken. Nur ist seine Verachtung denjenigen unbillig, welche er unter sich glaubt, und die, wenn auch, einer ältern Generation angehörend, doch den Weg haben bahnen helfen. Die Schriften einiger der geehrtesten Männer des deutschen Vaterlands, als sei er diesen keinen Respekt schuldig, verdammt er, nicht weil sie etwa gefährlich seien, dazu seien sie gar zu unbedeutend — und doch erlebte z. B. Rotteck's Weltgeschichte eine neue Auflage nach der andern — sondern weil eine seichte Lection seicht mache. Der Reflex seiner eigenen Worte, daß die Berühmtheit der Nationen die Schönheit des historischen Weltgemäldes bedinge, hätte ihn davor bewahren sollen; denn wie die Verschiedenheit der Völker bringt auch die der Individuen Leben und Mannigfaltigkeit in die Welt. Gewiß leiden die deutschen Gelehrten nicht an dem Takte der französischen: mit wie höflichen Lobpreisungen überschütten sich die Pariser Akademiker einander.

Es giebt Kreise in Deutschland, aus denen die Schriften Rotteck's und „seines Schweifes“ gänzlich verbannt sind und man von ihm nur weiß, daß er der wüthende Todtschläger aller Junker und aller Pfaffen sei. Einst fand ich seine Weltgeschichte auf dem Tische eines Schulfreundes; ich schlug sie auf und ein lebendiges Gemälde von den Folgen der Kreuzzüge, auf das ich gerade stieß, gefiel mir, ich las sie nun weiter. Selten konnte ich seiner Meinung beistimmen, und z. B. in Alexander, Cäsar und Napoleon keine Tyrannen sehen. Cäsar stürzte nicht die Freiheit Roms, er trug nur mit großem Schritte den Leichnam der Republik zu Grabe. Napoleon warf weder die Freiheit in Frankreich, noch das heilige Deutsche Reich über Haufen, dessen Grundvesten der dreißigjährige Krieg und der westphälische Frieden vermorscht hatte. Zeiträumen eines ruhigen „fröhlichen“ Wachsens folgen andere der Kritik und Entzweiung; und es giebt Zeiten

der Zerwürfniß, wo Alles aus den Fugen zu reißen droht, wo die Menschheit nicht mehr weiß, woran sie sich halten solle, und wo sie gleichsam einer großen Persönlichkeit bedarf, die sie über den Abgrund hinübergeleite. Die Griechen gingen nach den Perserkriegen einem solchen Zustande der Auflösung entgegen. Alexander faßte ihre Kräfte zusammen, gab ihnen die Richtung in Ausbreitung über die Welt und säete überall die Keime griechischer Bildung. Sylla, furchtbarer als Cäsar, legte das in Blut getauchte Scepter aus seinen Händen, nicht weil er die Freiheit mehr liebte, sondern weil ihm der Zusammenhang der Verhältnisse Roms zur Welt weniger klar als Cäsarn vorlag. Cäsar rettete die römische Majestät und Einheit, die zu zerfallen drohte. Die definitive Theilung des Reiches, 400 Jahre später, beschleunigte seinen Sturz. Der Orient suchte den andringenden Völkerstrom auf den Occident zu entladen. Gegen die Ströme barbarischer Völker und Horden aus dem Osten, sowie gegen die Araber aus dem Süden und Südwesten bedurfte die bedrängte abendländische Christenheit der Einheit und eines mächtigen Hauptes — Carl der Große gab ihr dieses, gab ihr den einen Factoren des Mittelalters, den Kaiser, und erhob auch den andern, den Papst, der ebenfalls das weltliche Haupt theils zu unterstützen, theils bei gefährlichen despotischen Uebergriffen zu beschränken nothwendig war. Die Reformation bezeichnet eine neue kritische Epoche. Das höchste Lebenszeichen des ausgehenden Mittelalters ist, daß Kräfte genug vorhanden waren, die kritische Epoche zu überstehen, ohne eines Vermittlers, eines Trägers, einer sogenannten welthistorischen Person zu bedürfen. Die französische Revolution war in sich schwächer, aber tumultuöser, stürmischer, zerstörender; in ihrem raschen, consequenten Gange mußte sie bald zur Auflösung führen. Napoleon rettete sie davon. Ein Glück, daß die europäischen Völker nur vorübergehend

des neuen Cäsars bedurften, zum Beweise, daß noch Kern und Lebensfülle in ihnen vorhanden war. Auch die römischen Cäsaren würden wieder gestürzt worden sein, hätte Rom noch Lebenstriebe zur organischen Fortentwicklung in sich verschlossen. Ferner ist mir das Mittelalter keine halbbarbarische, wie Herrn v. Rotteck, sondern eine große, reiche, hochpoetische Zeit, voll der anziehendsten Kämpfe und Fortschritte im Gebiete der Cultur, wo das Fundament zu einem Staatengebäude gelegt wurde, das noch durch viele Jahrtausende hin sich ausbauen wird. — Mit einem Wort, ich erkenne in der Weltgeschichte kein Rück- und Vorwärtsschreiten in Cultur und Freiheit, kein Schwanken und Kreiseln, vielmehr stetes Fortschreiten und ich glaube auch nicht, daß jemals die Menschheit oder die christliche Kirche in Krebsgang kommen werde. — Dennoch als ich das letzte Blatt der Rotteckischen Geschichte gelesen, hätte ich dem edlen Mann meinen herzlichen Dank ausschütten mögen. Auf jeder Seite derselben weht uns — nicht Haß der Junker und Pfaffen — sondern Freiheitsliebe und eine ehrenwerthe Gesinnung an. Und es thut dem Deutschen immer wohl, daß er neben den vielen kalten, trockenen, gelehrten Abhandlungen auch mitunter ein Geschichtswerk voll Wärme und Begeisterung findet; wenn dessen ganze historische Gerechtigkeit allerdings auch nur in strenger Consequenz der subjectiven Meinung besteht und für das Erkennen keinen Werth hat. Ich meinestheils werde aber Consequenz, Freiheitsliebe und nationales Hochgefühl nimmermehr zu den seichten Dingen zählen.

Die „große Nation“ aus den Geschichten und Reisebüchern kann man kaum an dem gegenwärtigen kleinlichen Treiben der Franzosen wieder erkennen. Es ist unmöglich, sich in den Theatern, auf den Boulevards, in den elysäischen

Feldern die furchtbar großen Bilder der Revolution lebendig zu vergegenwärtigen — der Contrast zwischen damals und jetzt ist zu gewaltig. Damals die strengen Republikaner und Clubbisten in vollem revolutionairem Feuerbrand, jetzt das modisch gekleidete, vergnügungssüchtige, materiell nüchterne Volk! Man möchte glauben, die ganze Revolution sei ein Fiebertraum gewesen. Wo findet man noch eine Spur von den Männern der Convention, die auf ihren Riesenschultern das berauschte, taumelnde Frankreich trugen und es gegen ganz Europa aufrecht erhielten!

Nur an einen Moment sei erinnert. Nach dem Fall der vierundzwanzig Girondisten (2. Juni 1793), während der Convent die neue Constitution vollendete und sie den Urversammlungen zur Genehmigung vorlegte, bestürmten Frankreich die größten Gefahren. Im Innern waren drei bis vier bis auf den Tod erbitterte Parteien niederzuhalten, schwere Unfälle der Armeen zu verbessern, ganz Europa von den Gränzen zurückzustoßen. Aber die kühnen Männer des Convents erschraken nicht in dieser Lage. Die Repräsentanten von 44,000 Municipalitäten, zugelassen vor die Schranken der Versammlung, gaben die Beistimmung des Volks zur Verfassung kund, forderten die Verhaftung aller Verdächtigen und das Aufgebot des Volkes in Masse. „Wohlan!“ rief Danton: „entsprechen wir ihrem Wunsch! Die Abgeordneten der Urversammlungen haben die Initiative des Schreckens unter uns ergriffen. Ich fordere, daß der Convent, der jetzt von seiner ganzen Würde durchdrungen sein muß, weil er eben mit der ganzen Nationalgewalt wieder bekleidet worden ist, — durch ein Dekret die Commissäre der Urversammlungen mit dem Recht bekleide, den Stand der Waffen, Munition, Subsistenzen herzustellen, einen Anruf an's Volk zu machen, die Energie der Bürger zu erregen und viermalhunderttausend Mann unter die Waffen zu bringen. Mit

Kanonenkugeln müssen wir unsern Feinden die Verfassung anzeigen. Dieß ist der Augenblick, diesen großen und letzten Eid zu schwören, daß wir uns Alle dem Tode weihen, oder daß wir die Tyrannen vernichten werden." Jeder im Saal Anwesende, Deputirte wie Bürger, leistete sofort den Eid. Wenige Tage später schlug Barrère, im Namen des Wohlfahrtausschusses, noch allgemeinere Maaßregeln vor: „Die Freiheit," sagt er, „ist die Gläubigerin aller Bürger geworden. Demnach werden alle Franzosen — jedes Geschlecht, jedes Alter — durch das Vaterland zur Vertheidigung der Freiheit aufgerufen. Alle physischen oder moralischen Kräfte, alle politische oder industrielle Mittel gehören ihr; alle Metalle, alle Elemente sind ihr tributpflichtig. Daß Jedweder seinen Posten einnehme in der nationalen und militärischen Bewegung, welche sich vorbereitet. Die jungen Leute werden kämpfen, die Ehemänner Waffen schmieden, Bagage und Artillerie transportiren, für Subsistenzmittel sorgen; die Frauen werden den Soldaten Kleider, Zelte bereiten und ihre gastfreundlichen Sorgen in die Asyle der Verwundeten tragen; die Kinder werden Charpie zupfen und die Greise, sich mit der Mission belebend, welche sie bei den Alten hatten, werden sich auf die öffentlichen Plätze tragen lassen, dort den Muth der jungen Krieger entflammen, den Haß der Könige ausbreiten und die Einheit der Republik befestigen. Die Nationalgebäude werden in Kasernen verwandelt, die öffentlichen Plätze in Werkstätten, die Keller in Salpeterfabriken, alle Sattelpferde werden für die Kavallerie, alle Wagenpferde für die Artillerie genommen; Jagd- und Luxusflinten, blanke Waffen und Piken werden für den Dienst im Innern hinreichen. Die Republik ist nur noch eine große belagerte Stadt, so muß Frankreich auch nur noch ein weites Feldlager sein." Demgemäß ergriffen alle Franzosen von 18 bis 20 Jahren die Waffen und die Republik hatte alsbald

vierzehn Armeen und eine Million zweimalhunderttausend Soldaten! —

In der That, ich glaube, die französische Nation ist, sowohl im guten als im bösen Sinn, eine andere, als sie in der großen Revolution erscheint. Was können nicht Einflüsse und Verhältnisse der Zeit aus einem Menschen machen: warum sollten sie nicht auch Nationen ergreifen und aus ihren gewöhnlichen Angeln hinausheben können? Die Revolution ist nicht blos ein Kind Frankreichs, sie ist ein Kind der Zeit, nicht ein blos französisches, sondern ein Weltereigniß. Schlagt die Revolution selbst in Frankreich todt und ihr habt sie anderswo noch keineswegs getödtet. Sie hat Boden und Rechte thatsächlich erworben und mich dünkt, es sei angemessener, die Bedürfnisse, welche sich in derselben aussprachen, anzuerkennen und ihnen auf reformirendem Wege zu genügen, als überhaupt sie zu läugnen.

Welcher Deutsche die französischen Zustände ruhig, so wenig mit der vorgefaßten Meinung eines Enthusiasten als mit der Strenge eines Cynikers, beobachtet und prüft, der wird weder eine schmähende Verachtung gegen die französische Nation, noch eine noch ungleich übler angebrachte Geringschätzung gegen sein eignes Vaterland aus Frankreich zurückbringen. In Einem wird er sich diesem immer verpflichtet fühlen, nämlich für die Lehren, welche hier jeder Ausländer empfangen kann, wie man sein eigenes Vaterland ehren und lieben soll.

Frankreich erscheint jetzt wieder das fröhliche Land der Moden. Die Lust, zu gefallen, ruft den Putz und die Moden hervor; Geschmack giebt die Kunst zu gefallen; die Liebe zur Veränderung und die Gesellschaft der Frauen bilden den Geschmack; der Drang, sich mitzutheilen, die nationale Lebhaftigkeit führen zum Umgang mit Frauen und zur Veränderungslust. Das ist der Kreis, in welchem die modernen Franzosen sich am liebsten bewegen.

Der Franzose ist weniger höflich als geschliffen und gewandt; der Deutsche ist ungleich höflicher, als der Franzose, aber weniger polirt und fein. Menschen voll Höflichkeit besitzen mitunter keine Feinheit. Diese, die Politesse, schmeichelt den Schwächen und Fehler Anderer, so wie der eigenen Eitelkeit; jene — die Civilität — verhindert nur die Blößen aufzudecken und bildet gleichsam eine Schranke, daß sich die Menschen weniger leicht bestechen. Die Civilität ist edler, innerlicher und reiner als die Politesse; jene ist mit milden Sitten verknüpft, diese mit feinen Manieren und äußerer Haltung. Die Chevalerie sucht beide zu verbinden. Sie überdeckt die eigenen Schwächen mit dem Mantel eines kriegerischen, ehrliebenden Geistes und verleiht ihnen dadurch einen gewissen Glanz; und indem sie auch denen Anderer schmeichelt, geschieht dieß doch niemals mit Niederträchtigkeit und immer mit Geschmack und Eleganz.

Montesquieu spricht zu den Ausländern von der französischen Nation wie folgt: „Laßt sie immerhin die eitlen, frivolen Dinge ernsthaft und die ernsthaften Sachen fröhlich wie zum Vergnügen betreiben. — — Die Natur verbessert Alles. Sie hat uns eine Lebhaftigkeit gegeben, die fähig ist, zu beleidigen, ja im Stande ist, uns alle Rücksichten mangeln zu lassen; diese nemliche Lebhaftigkeit wird durch die Politesse verbessert, welche sie uns verschafft, indem sie uns Geschmack für die Welt und besonders am Umgang mit Frauen einflößt. Daß man uns denn so lasse, wie wir sind. Unsere unbesonnenen Eigenschaften (**qualités indiscrètes**), verbunden mit unserm Bischen Bosheit, machen, daß die Gesetze, welche die gesellige Stimmung (**humeur**) unter uns zwängen würden, durchaus unpassend wären.“

Viertes Kapitel.

Weiterreise von Paris nach Bordeaux.

Der Graf Campuzano, spanischer Gesandter in Paris, hatte mich mit der dicken Depesche aus Brüssel auf das wohlwollendste und freundlichste aufgenommen. Ziemlich gut im Deutschen bewandert, machte es ihm Vergnügen sich deutsch zu unterhalten; doch nahm er, sobald das Gespräch lebhafter wurde, zum Französischen seine Zuflucht. Ueberhaupt gefiel er mir ganz wohl, er schien gefällig, lebhaft und der constitutionellen Sache aufrichtig ergeben, und kaum merkte man an ihm den spanischen Granden. Gestützt auf meine Patente und persönliche Bekanntschaft, bot er mir die gewichtigsten Empfehlungen nach Spanien bereitwilligst an.

Nach reiflichem Ueberlegen — ich besuchte den Gesandten während meines Aufenthalts in Paris täglich — kamen wir in dem Plane überein, daß ich direct nach dem Kriegsschauplatze und zwar nach Navarra reisen solle, unterdessen er dem Gouvernement zu Madrid Nachricht über mich geben und dieses bestimmen wolle, mir eine geeignete Stellung zu ertheilen. Ich verschwieg ihm nicht, daß ich durchaus nicht beabsichtige, in eine der beiden Fremdenlegionen zu treten, weder in die französische noch englische. Er war noch mehr dagegen als ich selbst: „Sie müssen in unsre Armee eintreten," sagte er; „dort allein werden Sie eine angemessene Stellung finden, sei's im Ingenieurcorps, sei's im Generalstab,

doch rathe ich zu letzterm, weil ersteres in Spanien ein gar zu abgeschlossenes und etwas eifersüchtiges Corps ist.“ Natürlich zog ich den Generalstab, der die meiste Gelegenheit, den Krieg kennen zu lernen, darbietet, vor. Ich erklärte ihm, daß es mir, weil entschlossen, die constitutionelle Sache zu vertheidigen, jedoch nicht als Spanier, sondern als Deutscher, und hoffend dereinst in mein Vaterland mit Erfahrungen bereichert und fähiger auch ihm zu dienen, zurückzukehren, darum auch gleichgültig sei, in welchen Officierrang ich eintrete, vorausgesetzt nur, daß die neue Stellung mich mitten in den Krieg hineinführe; daß ich deshalb, wie auch in Betracht eines Artikels der Constitution, der Fremde aus den spanischen Armeen will ausgeschlossen wissen, der Armee der Königin nicht förmlich einverleibt zu werden, vielmehr nur als Freiwilliger den Krieg mitzumachen wünsche; daß ich endlich, mich verpflichtend der constitutionellen Sache bis ans Ende des Bürgerkriegs getreu zu dienen, dann so Gott mir das Leben erhalte, ohne irgend Ansprüche auf Belohnung erheben zu können, aus dem Dienste wieder ausscheiden wolle.

Der Gesandte machte mir, wie sein College zu Brüssel, über die zu erwartende Aufnahme gute Hoffnungen, und obwohl er mir einen ungewöhnten, höchst mühseligen Stand auf dem Kriegsschauplatz in Navarra vorerst in Aussicht stellte, so fühlte ich zu sehr meine Kraft, um mich vor Kriegsschauplätzen zu fürchten. Beim Abschied versah er mich mit einer Menge Empfehlungsbriefe an Generäle, Minister und Cortesdeputirte nach Pamplona und nach Madrid; zugleich befahl er in einem besondern offenen Schreiben dem spanischen Consul zu Bayonne, mir meinen Paß, der nur auf Frankreich und England ausgestellt lautete, nach Spanien zu visiren, wodurch ich jede hindernde Berührung mit unserm Gesandten in Paris umging.

So verließ ich denn, die Brust mit Hoffnung gefüllt,

das lebenslustige Paris, und indem ich mit dem Wagen langsam dem Süden zurollte, legte meine Phantasie viel tausendmal den Weg nach Spanien zurück.

Auf einer Reise durch unbekannte Länder verdient jeder Gegenstand, er mag eine dauernde Erscheinung der Natur oder eine vorübergehende des Lebens sein, aufgezeichnet zu werden; anders in bekannten, viel beschriebenen. Auch hier bieten sich zwar dem Beobachter stets eine Menge neuer Kleinigkeiten dar, und begegnen ihm unwichtige Dinge, welche, mit Geist oder Laune erzählt, mit Vergnügen gelesen werden; aber so es unterbleibt, geht darum auch nichts verloren. Daher eile ich rasch über den langen Weg von Paris nach Bordeaux hinweg, den ich mit der Diligence in drei Tagen und vier Nächten zurücklegte; obgleich durch einige der gesegnetsten Theile der belle France führend, begegnete mir in der That darauf nicht viel Mittheilungswürdiges oder mehr als Alltägliches.

Wie gewöhnlich unterhielten sich meine Reisegefährten fast ausschließlich von der Hauptstadt und ihren Genüssen. Die Vergötterung von Paris ist allen Provinzen gemein, dahin und nur dahin sind die französischen Köpfe gerichtet, wie der Gläubigen Häupter nach der heiligen Stadt Muhammeds. Am Ende wird die nationale Aufgeblasenheit lästig. Das pathetische: je suis français! — die letzte Sylbe çais muß besonders kräftig und gedehnt ausgesprochen werden — womit der Franzose Alles gesagt zu haben und auch im Auslande zu imponiren glaubt, klingt unaufhörlich in den Ohren, jedoch dort noch übler als im Inlande, wo die große Zahl der von Gott mit diesem Titel Beglückten die Höhe des Ausdrucks etwas mäßigt.

Unter den Reisegefährten zeichnete sich ein schöner Mann

mit südlicher Gesichtsbildung aus, der sich als Patriot des französischen Südens bewies. Seinem Fache nach Forstmann, klagte er die Regierung der Vernachlässigung und schlechten Wirthschaft der Forsten an. Im Norden Frankreichs geschähe dafür noch mehr als im Süden, wo bei den jetzigen Maximen auch die noch verschonten Waldungen in zehn Jahren ruinirt sein würden; immer größer werde der Mangel an Forsten, das Krebsübel aller südlichen Länder. Allerdings sei der Nordfranzose unternehmender und ausdauernder als der beweglichere, geistreichere Südfranzose; im Norden sei der Sitz der Gewerbthätigkeit, dort die größere Bevölkerung; allein dieß dürfe die Regierung nicht bestimmen, den Norden in allen Dingen vor dem Süden zu begünstigen. Nichts geschähe, um hier Industrie zu wecken. Paris, alle Kräfte nach sich hinziehend und ganz dem Nordosten zugekehrt, sei ebenfalls nur für diesen eine reiche Quelle mannichfacher Thätigkeit. Das dürfe so nicht bleiben. Es sei zum Verderben der ganzen Nation, daß man die Hauptstadt immer mehr und mehr künstlich aufzutreiben suche. Die Miethpreise der Häuser und Waarenlager seien unmäßig gesteigert, alle Dinge und Unternehmungen ins Extrem getrieben. Dort wäre der centrale Sitz aller Staatsgewalten, dort vereinigten sich alle größeren Anstalten für Künste und Wissenschaften, dort lebten Hunderttausende von schändlichen Dingen, Hunderttausende von jährlichen Bauten und Unternehmungen der Regierung, Hunderttausende zehrten am Fette des Landes. Das Ganze sei künstlich, ohne gesunde Lebenstriebe. Eine Störung im Laufe der großen Maschine könne nicht vermieden werden, und dann müsse Paris von seiner künstlichen, aufgethürmten Höhe herabstürzen.

„Paris herabstürzen!“ wiederholten laut auflachend seine Landsleute.

„O! Paris allein ist eine Welt!“ rief der eine; „Paris

ist ein zweites Rom!“ der andere. „Wie dieses sich die Welt unterwarf, so auch Paris,“ erläuterte ein dritter. „Und wenn es die Welt nicht mit dem Schwerte unterwirft, geistig zieht es sie in seinen Kreis, nothgedrungen eilt die Menschheit, wo sie sich nur edler fühlt, nach der Weltstadt, dem Mittelpunkte aller Bildung und huldigt ihrer Größe,“ sagte ein vierter, und „so ist's!“ antworteten Alle.

Der Verständigere schwieg, nur ein boshaftes Lächeln zuckte über sein Gesicht.

Da wandte sich ein kleiner Mann mit blitzenden Augen mit den Worten an mich: „Sie sind ein Fremder und waren in Paris, was halten Sie denn davon?“ Nach gut deutscher Manier weit ausholend, antwortete ich: „Allerdings ist Paris in gewisser Beziehung eine Weltstadt. Es scheint, als wenn die Menschheit zu jeder Zeit nach einem allgemeinen, wie geistigen so auch örtlichen Vereinigungspunkte zu ihrer Verständigung suche, und als wenn sich stets die Geschichte vom babylonischen Thurmbau wiederhole, der Sie, wie ich nebenbei bemerke, auch zuschreiben müssen, daß ich mich in Ihrer Sprache, meine Herren, nicht besser auszudrücken vermag. „C'est bien dit,“ unterbrach mich etwas boshaft der kleine Franzose. Ich sage, fuhr ich fort; es scheint, als wenn die Menschen stets von Neuem zu ihrer Verständigung einen babylonischen Thurm bauen wollten. Fast immer behauptete irgend eine Stadt eine Art Weltrang: Tyrus war die Königin aller Handelsstädte, Athen blühte am schönsten unter den griechischen und von diesen abhängenden Städten, Rom beherrschte die Welt, nachdem es Carthago besiegt, Constantinopel erbte sein Ansehen. Einen ähnlichen Rang behauptete allerdings in unserer Zeit Paris. „C'est juste, bien vrai.“

„Jedoch, meine Herren, erlauben Sie mir, noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Das alte Testament erzählt, daß

der Thurmbau in Babel nicht zur Vollendung kommen konnte, und damit ist eigentlich bildlich gesagt, daß eine Weltstadt, ein Weltreich eine Unmöglichkeit sei. Von Babylon zeugt keine Spur mehr, geringe Ueberbleibsel nur vom hundertpförtigen Theben, von Tyrus, Carthago, von Athen; Rom ist zweimal von seiner Welthöhe herabgesunken. Was aber mehr zu beweinen, als das Loos der einzelnen Städte, ist, daß jedesmal die natürlich zu ihnen gehörenden Nationen mit ihnen dahinsanken. Da Rom noch klein war, bewohnten es fleißige Bürger, seine Umgebungen strotzten von wogenden Getreidefeldern; wie Rom sich vergrößerte, blieb fruchtbares Ackerland brach liegen. Der Getreidebau verfiel in Italien, wie die Größe und der Glanz der großen Städte zunahmen. Um das an Umfang nicht große Rom lagerten sich die ausgedehntesten Vorstädte, und Italien, voll von Lusthäusern, wurde zu einem großen Garten der Hauptstadt. Die Ackerleute, sagt Ihr Landsmann,* lebten in Afrika, Sicilien, Aegypten und die Gärtner in Italien. Das hatte wohl ein glänzendes Ansehen; aber der blendende Schein verdeckte nur das zerstörte Leben des alten reichen Italiens, aus dem Rom einst Getreide selbst nach entfernten Provinzen ausgeführt hatte. Ein einziges Ereigniß löste das Blendwerk, und Italien zeigte nur Elend — die Eitelkeit Constantins, oder seine tyrannische Sucht, einer Weltstadt seinen Namen zu geben. Der neue Sitz des Reiches im Orient zog das glänzendere Rom nach sich; die Sklaven, welche allein noch den Boden bebauten, begleiteten ihre Herren, und so wurde Italien seiner Einwohner beraubt, und seine Gärten verschwanden.

„Daher bin ich der Meinung meines Nachbars, daß die momentane Größe der Hauptstadt keineswegs dem Lande wirklichen Vortheil bringe. Alle menschlichen Dinge haben

* Montesquieu, la grandeur et la décadence des Romains.

auch ihre Schattenseiten, und Schatten, in der Mittagssonne kaum bemerklich, verlängern sich mit abnehmendem Tage, bis sie sich gänzlich in die Nacht verlieren. In Brüssel sagte mir ein Landsmann von Ihnen, kein Mensch in der Welt sei so klug, daß wenn er zum Erstenmal nach Paris käme, er dort nicht betrogen würde. Er glaubte seiner Vaterstadt und der Ueberlegenheit der Pariser damit ein glänzendes Lob zu ertheilen. **Quod non!** Wenn es noch keineswegs fest steht, daß Paris der Centralpunkt alles Lichtes ist, sondern meiner Meinung nach bloß des französischen, so ist es dagegen nach dem eigenen Geständniß Ihrer Landsleute der Mittelpunkt aller Niedrigkeit und Nichtswürdigkeit. Nun wägen Sie das Gute und Schlechte gegen einander ab. Allemal ist es ein Unglück, wenn das Leben eines großen Landes in Einer Stadt aufgeht; denn der Fall der Stadt zieht dann den Ruin der ganzen Nation nach sich."

„Man führte auch Sie gewiß an," bemerkte Einer.

„Dazu war ich vielleicht nicht lange genug in Paris."

Nun wurden alle Merkwürdigkeiten der Hauptstadt der Reihe nach mit mir vorgenommen, und bei diesem Examen fand sich, daß ich Manches besser gesehen hatte, als sie. Alle großen Städte haben eine gewisse Aehnlichkeit, welche die Bekanntschaft mit neuen erleichtert. Einige Kenntniß der schönen Baukunst kommt dabei sehr zu statten. Im Allgemeinen mag der Architekt am schnellsten das Aeußere einer Stadt kennen lernen.

„Gut, Sie kennen Paris, aber vielleicht nicht die Pariser — noch die schönen Pariserinnen, da keine Sie länger in ihren Fesseln zurückhielt —"

„Dieß ist erklärlich, da keine mich in Fesseln schlug."

„Unmöglich, Herr; denn wo in der Welt giebt es hübschere Mädchen?"

„Ich bin weit entfernt, hier auf den Heroismus der

Tugend Anspruch machen zu wollen; doch Sie finden das unmöglich, was nur natürlich ist. Das Laster sieht im Spiegel der schönen Tugend scheußlich aus, und erschreckt. — In der That sah ich in Paris solche unschuldige, reine, geistige Augen neben den von Sünde entzündeten, daß sie mich wie gute Gestirne überall begleiteten, mich Tags umlächelten, und mir mit freundlichem Ernste Nachts von dunkeln Orten zurückwinkten. Es lebt in der Schönheit ein sittlicher Genius, der in das empfängliche Gemüth hinüberschwebt. Ihre schönen, wie zur Liebe geschaffenen Landsmänninnen selbst bewahrten mich vor brennenden Pfeilen. Ueberhaupt das Geistige und Sittliche hat in Paris noch das Uebergewicht über dem Unsittlichen. Bei einem gewissen Charakter und Alter kann eine große Stadt, ein Babel selbst, sittlich mehr stärken als verletzen."

Doch genug von dieser Unterhaltung. Der Mensch beurtheilt Andere nach sich selbst. Daher hält der Franzose für unmöglich, daß sein Paris den Fremden nicht begeistern, er dort dem schönen Geschlechte widerstehen, und der junge kräftige Deutsche Paris wieder verlassen könne, unberührt von dem Pesthauche seiner Sittenlosigkeit.

Von dem Wege selbst nur wenige Worte. Gegen Abend fuhren wir von Paris ab, das Gesumse der großen Stadt begleitete uns noch einige Stunden durch die erleuchteten Gassen, Vorstädte und nahen Ortschaften. Auf einer breiten, guten, mit alten Bäumen bepflanzten Straße ging es schnell vorwärts über einen sanft gewellten Boden. Am andern Morgen umgab uns ebenes, köstliches Land, worin man keinen unbenützten Fleck sah. Bei der alten bischöflichen Stadt Orleans, die so manche Erinnerung anregt, fuhren wir fort unmerklich in das weite Thal der Loire hinab. Von Orleans gehen täglich Dampfschiffe nach Blois, Tours und weiter abwärts nach Angers, Ancenis und Nantes nach

dem schönen Anjou und der Bretagne; hätte ich dieß früher gewußt, würde ich davon Gebrauch gemacht, und mehr Gelegenheit zu sehen gehabt haben, zumal es nicht angenehm ist, vier Nächte hinter einander im Postwagen zu sitzen. Der reichste und angenehmste Theil des ganzen Weges ist der von Orleans nach dem erzbischöflichen Tours im weiten sanften Thale des schönsten und ersten Stromes von Frankreich. Auf einem hohen Damme, der an beiden Seiten der Loire die Ufer schützt, häufig von Laubgehölz und Pflanzungen umgeben, zur Seite hie und da noch stehendes Wasser, bei hohem Wasserstande auch überschwemmtes Land, geht es unaufhörlich an regen Ortschaften und freundlichen Landwohnungen vorbei. Zwei milde Bergreihen begleiten die beiden Ufer des Stromes, oft hart an den Strom hervortretend, oft in weiten Abweichungen einen weichen, mit Obstbäumen geschmückten Grund einschließend; sie eröffnen in Verbindung mit den Windungen des breiten grünen Gewässers dem Blick von Zeit zu Zeit neue anmuthige Landschaften, als deren gewöhnlicher Schmuck schöne Schlösser und Landsitze erscheinen, welche auf den Höhen an ausgewählten Punkten geschmackvoll erbaut sind. Keine viereckigen deutschen Gebäude mit hohem Giebeldache, keine einfachen, ernsten norddeutschen Bauernhäuser mit dem ausgeschnitzten Pferdchen auf der Giebelspitze — die Häuser sind leichter, obschon steinern, mehreckiger, über niedrigen Dächern ragt ein höheres, thurmartiges, — oft kleine Fenster, winzige Nebengebäude, ein kleiner Maaßstab, ein niedlicher Styl. Die Grundzeichnung des Ganzen ist Milde, das Colorit ein sanftes Grün, der Ausdruck ächt französisch. Vortreffliche große steinerne Brücken führen an den Hauptpunkten über die Loire. In Blois ein fröhliches Leben. Tours eine hübsche, regelmäßig gebaute Stadt. Ringsum ein reiches Land, ein Garten, ein Paradies. Mit Recht besingen Dichter das Leben und die Natur

von der Touraine. Kein schöneres Land sah ich in Frankreich als diesen Strich an der Loire.

Das weite Terrain zwischen der Touraine und den Ebenen der Gironde, Guyenne, ist weit weniger fruchtbar und angebaut als das Land, das man verläßt. Auf dieser einförmigen Strecke findet man hie und da Wald, manche öde Districte, Haiden, dazwischen auch einige Ritterbesitzungen, Schlösser mit Parks und Jagd. Sobald man den Indrefluß überschritten, zeigt sich schon die Veränderung. Bis noch weit südlicher als Poitiers steigt man mit den großen Nebenflüssen der Loire; schleuniger geht es von dem platten Bergrücken, der sie von der Charente scheidet, in das Thal dieses Flusses hinab. Es ist enger, gewundener als das der Loire, die begleitenden Bergabhänge sind steiler und zeigen oft groteske Felsenpartien. Mit Vergnügen folgt man mehrere Meilen weit dem Laufe der Charente durch die Landschaft von Angoumois bis zu ihrer gleichlautenden bischöflichen Hauptstadt Angoulême. Einen ziemlich hohen Bergrücken steigt man dann aufwärts, der die Wasserscheide zwischen der Charente und dem Wassersystem der Gironde bildet. Sonderbar, im Laufe der meist von Felsufern begleiteten Charente finden sich viele Städte und Orte, deren Namen mit roche beginnen, von Rochechouart und la Rochefoucauld an bis nach Rochefort und la Rochelle hin; auch wie auf seinen schnellen Lauf deutet sein eigener Name und der mancher mit char anfangenden Ortsnamen. Uebrigens, obschon dieser Fluß Selbständigkeit hat, an seiner Mündung der schöne Hafen von Rochefort, weiter la Rochelle und davor einige große Inseln liegen, ist er doch zwischen den Flußsystemen der Loire und Gironde wie eingeklemmt. Bei seinem Ursprunge ganz nahe der hier schon bedeutenden Vienne, die vereinigt mit der Creuse noch 18 Meilen unterhalb Tours in die Loire mündet, läuft er durch ein viel höher liegendes

Becken, als die beiden Hauptflüsse, gleichsam nur in einer Vertiefung des sie scheidenden platten Bergrückens.

Sehr anmuthig steigt es sich allmählich von der Höhe hinab in das weite Thal der Dordogne, in die schönsten Fluren von Guyenne, in die wein= und obstreichen Districte von Bordeaux, welche vor den Sandgegenden der Landes und der Gascogne liegen, wie einst die Gärten und Weinberge Syriens mit Palmyra vor der arabischen, Persiens und Persepolis vor der großen asiatischen Wüste.

Bei St. André, nur wenige Stunden von Bourg und dem schön gelegenen Blaye, wo sich die Dordogne bereits mit der Garonne zur meerbreiten Gironde vereinigt hat, setzten wir in einem Fahrzeuge über die erstere, das Räder wie beim Dampfschiffe fortbringen, die jedoch mittelst eines Göpels durch Pferde in Bewegung gesetzt werden. Die große Breite des Stromes erlaubt hier keine fliegende Brücke. Wie im Fluge ging es dann durch herrliche Fluren, zwischen reichen, mit Wein bebauten Feldern und Hügeln hin, an Häusern und größern Sitzen des Landes vorbei, die von den Höhen wahrhaft festlich herabblicken, in wenigen Stunden nach der Garonne, und um 9 Uhr Morgens des vierten Tages nach unserer Abreise von Paris fuhren wir über die schönste steinerne Brücke, die ich je sah, über die berühmte Brücke zu Bordeaux, in diese Stadt ein. Hier ist ein glückliches Klima, hier wehen milde Westlüfte, das Auge erfreut sich an den sanften Bergreihen, ein heiteres Volk bebaut den üppigen Boden, die Gränze des Nordens nach dem Süden hin ist überschritten, nördlich der Pyrenäen ist hier kein wärmerer Landstrich.

In ganz Frankreich sah ich keine eigentliche Nationaltracht, selbst im Süden nicht, der sich doch sonst in dieser Hinsicht oft vor dem Norden auszeichnet. Ueberall fand ich bis jetzt, erhielt sich einige Originalität in der Bekleidung,

bei den Frauen am längsten in der Kopftracht, bei den Männern in der Beintracht. Während die Mantille unveränderlich den Kopfschmuck der Spanierinnen bildet, wechselt ihr Kleid die Form. In Frankreich, besonders in seinem Süden und bei der dienenden Klasse ist noch das Kopftuch in allen Farben, turbanartig umgebunden im Gebrauche; selbst Männer, die keine Schlafmütze tragen, haben im Bett oder Wagen ein Tuch um den Kopf. Auch in der Hauptstadt der Moden sieht man manches reizende Mädchen, wohl meist aus den Provinzen, in diesem Putze; doch wie zierlich sie oft das Tuch zu falten wissen, mir gefällt die Tracht schlecht, da sie den natürlichen Schmuck des Weibes, das reiche Haar, gänzlich verbirgt, und der Haarwuchs durch das beständige Bedecken des Kopfes auch wohl leidet. In einigen Ortschaften der südlichen Departements fand ich in den sonntäglichen Feierkleidern beider Geschlechter besonders wieder am Kopfe noch verschiedene Eigenthümlichkeiten. Da sieht man Mädchen und Weiber mit imposanten reichen Mützen hoch wie die alten Thurmhauben, in Form von einer Kugel, einer Kürbis oder gar einer Tonne, an die weiten Reifröcke in umgekehrter Richtung erinnernd und wenig an guten Geschmack. Einige besonders geputzte kleine Mädchen waren von der Fußspitze bis zum Kinn nicht viel größer als von da bis zum Timpel ihrer Mütze. An andern Orten sah ich auch zierlichere Mützen, gestickte Hemdkrägen, Mieder, kurze Röcke, welche Justus Möser mit Recht lobt; doch nirgend erreichte die Tracht die Schönheit derjenigen, welche noch an manchen Orten bei den deutschen Landmädchen zu Hause ist, die überdieß auch ungleich schöner sind als die französischen.

Ein hervorstechender Charakterzug des französischen Landvolkes schien mir heiterer Sinn zu sein, was auf Zufriedenheit, genügsame Freiheit und Auskommen schließen läßt. Seit der französischen Revolution, der Aufhebung der Feudalrechte,

der größern Zertheiltheit der Güter und der bessern Verwaltung hat der Ackerbau Riesenschritte in Frankreich gemacht und große öde Landstrecken sind urbar gemacht worden. Fast übermüthig schäkern und lachen die Mädchen, frisch und muthig schauen die jungen Bauernburschen ins Leben hinein. Auf kleinen Wagen und Karren, wie auch zu Pferde oder zu Esel — diese wie Maulesel werden um so häufiger, je mehr man nach dem Süden kommt — sieht man sie bunt durch einander oft Stunden lang unter beständigem Gejauchze dahintraben. Trunkenbolde sah ich auf dem Lande nie, in den Städten äußerst selten.

Der Menschenschlag ist hier im Allgemeinen nicht groß, aber wohlgebaut, fest, gerundet. An die rothbackigen, schlanken und kräftigen deutschen Landmädchen wird man selten erinnert. Je weiter nach Süden, desto südlicher die Gesichtsbildung, das Gesicht wird länglich, ausgeprägt, die Farbe braun, Zähne weiß, Haar und Augen schwarz. Im Nordosten Frankreichs ist beinahe die Hälfte blond; in Paris ist diese Farbe noch gewöhnlich, im Theater zu Bordeaux mußte ich suchen, um unter den südlich gefärbten Köpfen einen blonden herauszufinden. Dessen ungeachtet sagen wieder die Spanier: „die Franzosen haben blonde Haare und weiße Gesichtsfarbe.“ In der That, was in Deutschland schwarz ist, hat in Afrika noch den Anstrich des Hellen. — Je weiter nach dem Süden, desto mehr scheint das stille heilige Familienleben die innern Gemächer des Hauses zu verlassen — alles häusliche dringt immer mehr der Thüre zu, bis es endlich in ein öffentliches Straßenleben ausläuft. Schon im südlichen Frankreich beginnen damit die Anfänge. Die gewöhnlichen Aufenthalts- und Arbeitsstuben sind nicht mehr hinten im Hause gelegen, sondern bilden die Entrée, die Versammlungen, die Besprechungen werden vor der Thüre gehalten. Die ältesten Germanen, wie noch heute in manchen

deutschen Districten, welche in ihren Sitten unangetastet blieben, bewohnten isolirte Freisitze, Höfe. In der Mitte stand das Haus und etwa die Leibzucht; darum herum lag der eingezäunte Hof mit Bäumen und gewöhnlich einem großen Teiche; dann folgte in größern Kreisen Garten- und Ackerland, Wiesengrund, Weide, Wald. So völlig in sich abgeschlossen gränzte ein Hof an den andern — wahre unabhängige Sitze freier Männer bildend. Im äußersten germanischen Norden, in den grünen Thälern Norwegens, wie in einzelnen Theilen des alten Sassenlandes ist diese Sitte noch frisch. Die Hofverfassung, in ihrer Entwicklung gedacht, ist die idealste und freieste von allen, welche ich zu begreifen im Stande bin. Wem es Vergnügen macht, mag alle Stufen an der Leiter herunter zählen, welche von der Höhe des germanischen Hoflebens über das englische Einzelnleben im Hause, das französische Zusammenleben in prächtigen privaten oder Kaffee-Salons, das südeuropäische Oasen- und Marktleben, das beduinische Stammleben bis zum hottentottischen Wald- und Naturleben hinabführt.

Fünftes Kapitel.

Ein Tag und eine Nacht in Bordeaux.

. . Y tal vez hay que se busca una cosa y se halla otra . . .
Cervantes.

Um neun Uhr Morgens waren wir ohne Verlust in das offene Bordeaux eingedrungen, um 10 Uhr hatte ich bereits meine Geschäfte dort abgemacht, die in nichts Anderm bestanden, als mein Gepäck aus einem Posthause in ein anderes bringen zu lassen, und hier einen Postschein nach Bayonne zu kaufen, wohin der Wagen am andern Morgen um 7 Uhr abfuhr. Die Begierde, Spanien, den Krieg und meine dortige Aufnahme zu sehen, trieb mich, stets mit der ersten Gelegenheit weiter zu eilen. Obgleich von der langen Reise ermüdet, beschloß ich, keinen Gasthof zu beziehen, und nicht eher als andern Tags im Wagen zu schlafen. Mag ich diesen Entschluß, wozu verschiedene Umstände mich bewogen, auch nicht gerade zu bereuen haben, so werde ich doch einen ähnlichen nicht leicht wieder fassen. Damals meinte ich, mich durch solche kleine Strapazen auf den Krieg vorzubereiten. Ein Gasthaus suchen, eine Kammer beziehen, essen, trinken, reden, antworten, schlafen, raubte mir den Tag und die Nacht, welche Zeit ich lieber zum Kennenlernen der großen alten Stadt, die beim ersten Blick mir sehr wohl gefallen hatte, benutzen wollte. Eine solche Handels- und Hafenstadt sei auch die ganze Nacht etwa wie Amsterdam

bewegt, stellte ich mir vor. So wies ich denn alle Empfehlungen der Gasthöfe höflich zurück, und ließ ruhig die unverschämten Burschen sich einander heimisch zuflüstern: il a des connaissances. . . .

Durch die Straßen und schattigen Baumgänge der Stadt lustwandelnd, beschaute ich das Treiben ihrer Bewohner, die Werke ihrer Industrie und Kunst. Sie ist im Halbkreise gebaut, dessen eine Stunde langer Durchmesser dem linken Ufer der Garonne zugekehrt ist und einen Kai bildet. In der ganzen Länge, besonders unterhalb der schönen Brücke, liegen der Stadt gegenüber Schiffe vor Anker, einen Wald von Masten bildend. Der Hafen ist sicher, jedoch wegen des starken Stromes unbequem; noch immer fehlen die quer ins Land eingeschnittenen Wasserbehälter, die Docken, welche Napoleon wie in Antwerpen auch hier zu bauen den Plan hatte, der nicht länger vernachlässigt werden sollte. Der Mitte des Hafens gegenüber befindet sich ein großer Platz, mit Bäumen bepflanzt und mit prächtigen Häusern besetzt, worunter die Börse wie im Mittelpunkte des commerciellen Lebens, das sich von da aus über Stadt und Hafen ausbreitet. Ebbe und Fluth äußern sich noch oberhalb Bordeaux, allein das Wasser hier ist süß. Frankreich ist doch sehr reich an großen Strömen, gelegener Meeresküste und schönen Häfen, und in seinem größten Theile zu künstlichen Wasserverbindungen nach allen Richtungen geeignet, — große natürliche Vortheile für den Handel, die ihm nicht zu nehmen sind.

Nachdem ich ein mäßiges Mittagsbrod verzehrt und mich dabei an einer guten Flasche Bordeaux und frischen Austern erquickt hatte, suchte ich eine geistigere Speise. Doch hierin, glaube ich, bietet eine zehnmal kleinere Stadt in Deutschland oft mehr. Keine Sammlungen von Kunstschätzen, kein wissenschaftliches oder künstlerisches Streben,

keine literarischen Vereine; politische Tagsblätter bilden die Lectüre, Börse, Kaffeehäuser und Theater die Versammlungsörter. An großen mechanischen und technischen Werkstätten fehlt es ebenfalls. Die Architektur liegt im Argen, und in Frankreich wird nur wieder schön in seiner Hauptstadt gebaut. Selbst in den Buchhandlungen und Bilderläden spricht sich ein trivialer Sinn, ein elender Geschmack aus. Daraus schließe man keineswegs, daß dem französischen Süden gute Köpfe, hochgebildete Männer fehlen. Im Gegentheil besitzt er deren verhältnißmäßig mehr als der Norden. Die größten und geistreichsten Männer Frankreichs gehören dem Süden an, von der Zeit der Troubadoure, der alten Romantik an bis auf die der modernen Romantik, von den glühenden Glaubenshelden der Hugenotten bis auf die begeisterten Republikaner des Gironde-Departements, wovon Bordeaux die Hauptstadt. Der Südländer faßt leicht, denkt scharf, hat eine lebendige Phantasie; verbindet er Thätigkeit und Ausdauer damit, entgeht ihm selten Auszeichnung.

Die Kathedrale von Bordeaux, einer der schönsten gothischen Dome Frankreichs, belohnte endlich mein Suchen. Schon als große Erinnerungen an eine kräftige und doch fromme Zeit liebe ich diese Tempel. Ein erhabener, göttlicher Geist weht Einem entgegen, so man aus dem Geräusche der Welt in sie eintritt; wie gerettet aus der sündigen Welt, fühlt man sich Gott näher in seinem Hause. Eine offene Zufluchtsstätte für alle Unglücklichen, gießt es himmlischen Balsam in ihre Wunden und versagt Trost in Erhebung keinem Gläubigen. In dem Hauptschiffe empfängt das Gemüth die Bewegung, welche das Erhabene nie zu machen unterläßt; zwischen den himmelwärts strebenden Säulen und Bögen, vor dem Hochaltar und dem Symbole der Unsterblichkeit und Erlösung bemächtigt sich der Seele ein höherer Schwung; des Himmels gewiß, füllt sie sich mit frischem

Muthe zum Kampfe im Leben. Mit solchem Eindrucke liebt man sodann, sich in die halbdunkeln Seitenbogengänge und Capellen zurückzuziehen, die Seelenbewegung, durch das Allgemeine hervorgerufen, am Einzelnen sich inniger und lebendiger gestalten, und im Gegensatze zu dem mystischen Dunkel und der uns umgebenden heiligen Stille die Sprache des Herzens um so lauter und die Gedanken in der Seele um so heller aufleuchten zu lassen. Die gothische Baukunst harmonirt vollkommen mit dieser Seelenthätigkeit.

Die Kathedrale hat einige schöne Capellen, mehr oder weniger vom Ganzen getrennt. In einer der entferntesten ertheilte ein Geistlicher wohl 50 jungen Mädchen Religionsunterricht. Er war ein schöner, kräftiger Mann und sprach gut. Die lebhaften Mädchen, zum Theil schon erwachsen, beantworteten eifrig die von ihm vorgelegten Fragen. Mir fällt stets bei solcher Gelegenheit der Cölibat ein. Wie verschieden denken die Menschen! Einst war die Heiligkeit durch Ehelosigkeit bedingt. Bei den Protestanten dagegen ist die Ehe die Bedingung aller Sittlichkeit, sie wird von ihren Predigern gefordert. Nicht der Geist der Menschheit ist verschieden, denn immer wollte er Sittlichkeit, aber wohl die Formen, worin er sich ausspricht, die Richtungen der Zeit. Diese pflanzen sich als reines Herkommen in spätere Zeiten über, deren Geist schon wieder eine andere Form gefunden hat. Die Politik, so es ihr frommt, bemächtigt sich dann oft eines solchen Herkommens, und stellt nun als bleibendes Gesetz auf, was vielleicht schon angefangen hatte zu veralten und abzusterben. So findet jetzt die Gewalt der Fürsten, einst des historischen Rechtes heftigste Gegnerin, in ihm ihre Stütze.

Uebrigens fand ich den Ort für die Handlung des Cölibaten angemessen. Auch der protestantische Geistliche, obschon er kein Priester und in die gewöhnliche Ordnung des

Lehrers gestellt ist, könnte füglich einen stillen Ort der Kirche zu seinem amtlichen Religionsunterrichte wählen; ist doch die Oeffentlichkeit in allen Dingen Vertrauen und Achtung erweckend. Gewiß würde dadurch manchem Mißbrauche gesteuert. Ich kannte Prediger, welche Knaben und Mädchen an Orten, wo nichts Religiosität erweckte, Stunden lang ohne Aufsicht beisammen ließen, und wenn sie endlich für eine Viertelstunde erschienen, dann selbst zerstreut, wie die Schüler, waren. Der Ernst des Gotteshauses hält den Leichtsinn des Knaben im Zaum, die Lehre macht da mehr Eindruck, prägt sich seinem Gemüthe tiefer ein; nicht bloß auswendig gelernt, gefühlt, tief empfunden wird die Religion, und darauf kommt es zuletzt allein an. Freilich, der Hauptaltar braucht zu diesen täglichen Uebungen nicht benutzt zu werden; aber warum sollen Kirchen aller Bogengänge und Capellen wie des Schmuckes und der Schönheit entbehren? Mit Dunkelwerden verließ ich den Dom. Alle Straßen und Promenaden fand ich voll Menschen. Darunter lustwandelten viele schöne Mädchen und Frauen am Arme des Gatten, Vaters oder Bruders. Schon hier fängt man an, das Spazierengehen zu bestimmten Stunden als tägliches Bedürfniß zu betrachten.

Bordeaux hat zwei Theater. Das größere ist eines der schönsten Häuser Frankreichs. Ich besuchte das kleinere, wo einige heitere Vaudeville's gegeben wurden. Die Manieren ganz dieselben, wie in Paris, ich mag sie nicht leiden. Viel mehr als das Spiel interessirte mich das Publikum. Fast alle Logenreihen von oben bis unten waren mit Personen des schönen Geschlechts besetzt, alle en grand tenue. Sonderbar, je weiter nach dem Süden, desto mehr wächst die Etikette im gewöhnlichen äußern Leben. Das Formale soll das Wesen der Moral ersetzen. Nie sitzen dort Frauenzimmer im Parterre, Parquet und Parterrelogen. (In den Madrider Theatern sogar sind die Galerieen getheilt, die

eine Hälfte ausschließlich für Männer, die andere für Frauen bestimmt.)

Im Theater zu Bordeaux sah ich nun zum Erstenmal südliche Gesichter in großer Masse vereint, jenes Blitzen und Funkeln, jene äußere gehaltene Beweglichkeit, die man in Versammlungen des Nordens nicht findet. In unsern Theatern herrscht stille Beobachtung des Spiels, aufmerksames Horchen auf die Töne, wenig glänzt das helle Haar, das oft noch wie im Nachthäubchen versteckt ist, wenig strahlt das sanfte Licht blauer Augen; in jenen hingegen sind alle Frauen aufgeputzt, die Tücher wehen, die schwarzen Locken wallen, ein kostbares Geschmeide darin funkelt, die Augen blitzen. Im ersten Augenblick imponirt solche glänzende Versammlung, man glaubt nur Feuer und Schönheit zu sehen; bei näherer Betrachtung steht sie vor der nordischen zurück.

Um halb 12 Uhr war das Theater beendigt, um Mitternacht die Stadt stille wie im Schlafe. Bald ganz einsam wanderte ich durch die oft spärlich, oft reichlich erleuchteten Straßen, meinen Gedanken hingegeben. Der Mensch kehrt in sich selbst zurück, sobald äußere Gegenstände aufhören, lebhaft auf ihn einzuwirken.

In der Nähe einer Quergasse zog ein eigenthümliches Geräusch meine Aufmerksamkeit auf sich. Bald an ihrem Ausgange nach der Straße hin stand ein Mann in einen Mantel eingehüllt und klopfte unaufhörlich wie im Takte an eine Hausthür, bei welcher Arbeit er zuweilen seufzend ausrief: „Rosalie, so hör' doch nur, meine theure Rosalie.“ — Endlich öffnete sich ein Fenster, und dem Klopfenden wurde, so er nicht auf der Stelle Reißaus nehme, mit einer Taufe gedroht, welche ihm zum wenigsten ein neues Kleid angezogen hätte. Unerschrocken jedoch fuhr er zu bitten fort, seine geliebte Rosalie möge ihm die Thüre öffnen. „Nein,“ rief eine barsche Weibsstimme: „geht zu Eurer Frau, wie

es sich gehört, um Euretwillen will ich nicht noch einmal den Skandal im Hause haben." —

„Lieber zum T.....!" schrie der Mann.

„Dahin möget Ihr nur immer gehen," sagte eine weichere Stimme, indem ein zweiter Kopf am Fenster erschien: „kommst Du ja doch immer zu spät und im Schuß."

„O, Rosalie, nimmermehr geh' ich, Dich nur liebe ich, Dich bete ich an, meine Frau will ich nicht mehr sehen, so öffne mir doch, die Thüre und Deine Arme — ich werde stille sein wie ein Kind, mein Engel."

„Qu'il est aimable!"

„Wenn er sich nicht sogleich packt, werde ich Wache zu Hülfe rufen," kreischte die Alte.

„Madame, ich bezahle mit Gold die Freundlichkeit."

„Es wird nichts daraus — morgen früh würde Euer Weib uns heimsuchen — die Verzweiflung der armen Creatur kann eine ehrliche Frau nicht mehr mit ansehen."

„Je me tue, Rosalie, je vais me tuer."

„Je me tue avec toi, mon ange," antwortete diese, verschwand am Fenster und im Augenblick darauf war die Thüre geöffnet, der Lärm zu Ende.

Ich ging weiter. Das Rauschen und der Wellenschlag der Garonne durch die stille Nacht zog mich an. Den Kai entlang spazierte ich von einem Ende zum andern. Die Beleuchtung in der ganzen Länge macht sich trefflich; schöne Candelaber schmücken den großen Platz; besonders die beiden hohen Säulen in der Mitte seiner nach dem Flusse hingewandten Seite, von deren Spitze ein helles Licht wie ein Feuerbüschel strahlte, sind von guter Wirkung. Ruhig schwammen auf dem Strome viele hundert Schiffe vor Anker, vom Wellenschlage leise hin und her schaukelnd; nur Licht, das mitunter durch die kleinen Kajütenfenster schillerte, zeugte von Leben auf ihnen. Hie und da hielt einsam ein

Douanier Nachtwache. Bei meinem ersten Gange über den Kai war an einer Hausecke eine schlanke Frauensfigur gestanden, welche bei meiner Annäherung sich hinter einem Baume des schon mehr erwähnten Platzes zu verbergen schien. Zurückkommend sah ich die nämliche Gestalt am selbigen Orte. Mir wandelte die Lust an, sie näher zu betrachten, und wie meinen Weg verfolgend, ging ich auf sie zu. Die Gestalt floh mich von Baum zu Baum, und suchte dann in allmählicher Wendung wieder ihren alten Standpunkt zu gewinnen, an den sie gebannt zu sein schien. Nachdem sich diese Evolution noch einmal wiederholt hatte, entfernte ich mich; doch die Neugierde trieb mich wieder so weit zurück, daß ich das Weib im Auge behalten konnte. Es war schlank gewachsen, sein Gang schwebend, der Anzug leicht, der Kopf bloß, um den Hals hatte sie nur ein leichtes Tuch gewunden, und die Hände, wie um sie zu erwärmen, in die Schürze eingewickelt. Die Person dauerte mich, es war eine frostige Herbstnacht. Wohl eine halbe Stunde mochte noch vergangen sein, als ich Tritte hörte, die immer näher kamen. Das Frauenzimmer horchte auf, machte einige Schritte vorwärts, sprang endlich einem Manne entgegen und fiel um seinen Hals.

„Wie Du noch hier, Lisette," sagte dieser mit vorwurfsvollem Tone, „armes Kind, Du wirst Dich erkälten."

„Mußte ich Dich nicht sehen? Ach, meine Augen hatten keine Thränen mehr, um meinen Schmerz zu lindern, ich war entschlossen, Dich auf dieser Stelle zu sprechen oder hier zu sterben." —

„Wie Du noch immer das Schwärmen nicht aufgeben kannst, liebe Lisette." —

„Helas! vous ne m'aimez pas!"

„Ah, mon ange, Du zitterst, ich will meinen Mantel um Dich schlagen — ist Dir jetzt besser?"

„Hier an Deinem Herzen ist mir wohl, o so wohl."

Sie verschwand unter seinen Mantel, der beide bedeckte. Das Gespräch wurde leiser fortgeführt, endlich vernahm ich wieder: „Was Du sagen magst, Geliebter, auch Du bist treulos, treulos in jedem Sinne. Ihr Männer spielt mit uns armen Geschöpfen. Es ist euch eine Lust, unser Herz zu rauben, nur um uns zu quälen. — Ach, ihr seid grausam erschaffen! Du glaubst mir, weil ich — nichts schuldig zu sein — sage aufrichtig, wann werde ich Dich wieder sehen?"

„Morgen bleibe ich zwei volle Stunden bei Dir."

„Schweig, Du lügst — o meine Seele, wenn Du nur einen Augenblick kommen wolltest, nur Einen Augenblick, willst Du?" —

„Beim Amor schwör' ich es!"

„Schwör' es lieber beim Mitleid," setzte das Weib wehmüthig hinzu.

„Lisette, ma chère Lisette." —

„Du kommst Morgen und dieser Beweis Deiner Zärtlichkeit wird mich für lange Zeit wieder glücklich machen. Nun geh nach Hause, es ist schon weit nach Mitternacht, zu lange wirst Du Deine Frau haben warten lassen — gute Nacht!"

„Nein, ich will Dich bis an Dein Haus begleiten" — doch sie riß sich aus seinen Armen und sprang davon.

Da hatte ich denn einen neuen Gegenstand für meine nächtlichen Betrachtungen, oder vielmehr eine Variation über dasselbe traurige Thema.

Ueber eine Stunde mochte ich gewandelt haben, und etwas mehr als die erste Stunde nach Mitternacht verflossen sein, als ich eine Laterne auf mich zukommen sah, welche drei Frauenzimmer, mit allerlei Sachen bepackt, und wovon jede von der andern um eine Generation an Alter verschieden sein mochte, beleuchtete. Ich hielt sie für Großmutter, Mutter und Tochter, und es setzte mich in Erstaunen, diese Familie

bei Nacht mit ihrer Habe ausziehen zu sehen. Bald jedoch merkte ich, daß es wohl jede Nacht in derselben Art geschehen möge. Unfern der großen Brücke über die Garonne nämlich, zur Seite der Passage, standen sie still, ein langer Tisch wurde zusammengestellt, Bänke herum gepflanzt und darüber ein Zeltdach ausgebreitet, auch gegen die Windseite hin ein schützender Vorhang eingerichtet. Das Frauenzimmer von mittlern Jahren setzte sich und wärmte sich gemächlich am Kohlenbecken, dessen Feuer die Alte emsig anschürte; das junge Mädchen machte den eigentlichen Baumeister, brachte Alles in Ordnung und kramte zuletzt allerlei Victualien auf dem Tische aus.

Der Wind war frostig, ich entbehrte meinen Mantel, den ich aus Bequemlichkeit bei meinem Gepäck gelassen, ein kalter, feiner Regen hatte mich durchnäßt, und das seit Morgens neun Uhr unausgesetzte Gehen ermüdet. Daher näherte ich mich dem schützenden Zelte und dem einladenden funkensprühenden Kohlenfeuer.

„Will der Herr sich bei uns niederlassen?"

„Ja wohl, Mütterchen, mit Eurer Erlaubniß. Es ist mir wahrhaftig recht lieb, daß Ihr so früh aufgestanden seid, denn ich bin eisig kalt."

„Ach, junger Herr, für uns ist diese Stunde nicht früh, wir stehen alle Tage auf, wenn andere Leute zu Bette gehen. Von zwei Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends könnt Ihr uns immer auf diesem Platze finden. Will der Herr sich an einer guten Tasse Kaffee erwärmen — er wird sogleich gemacht sein?"

„Ja wohl, liebes Mütterchen, wir wollen alle zusammen Kaffee trinken, wenn Ihr mir erlaubt, ihn zu bezahlen."

„Jesus, recht gern — doch sonderbar, daß ein solcher Herr hier Nachts herumwandelt, das ist mir noch nicht vorgekommen — Monsieur ist hier fremd?"

„Allerdings, liebe Frau, ich bin weit her.“

„Das verräth Ihre Gesichtsbildung, Ihre Sprache — Sie sind aus dem Norden“ — unterbrach mich mit einem gewissen Selbstgefühl das mittlere Frauenzimmer, dessen umwölkte Augen, blasse Farbe und ganzes Aussehen bald an die Blüthe der Jugend, bald an das nahe welke Grab erinnerten.

„Wohl,“ antwortete ich — „so bezeichnet man hier gewöhnlich auch mein Vaterland.“

„O, meine früheren Verbindungen reichten auch bis dahin!“ setzte dieselbe Person hinzu, indem sie einen stolzen Blick auf mich warf und ihr Körper eine geradere Stellung annahm.

„Ja, mein Gott,“ sagte die Alte tröstend: „ein hartes Loos trifft oft unverdient die besten Menschen, das Glück ist ausgetheilt nach Laune und nicht nach Verdienst und Würde.“

Unterdessen war die dickbäuchige Kaffeekanne erschienen, und mit großem Behagen schlürften wir aus groben Tassen das erwärmende braune Getränk. Es war eine ganz neue Situation, zu solcher Stunde in solcher Gesellschaft an solchem Orte mich zu befinden — ich spielte eine Hauptfigur in einem nächtlichen Genregemälde eigener Art.

Ein Mann im Arbeitskleide vermehrte auf einen Augenblick unsere Gesellschaft. „**Bon jour, Madame Bézon, il pleut, il fait frais**“ — sagte er, leerte nach einer kurzen Unterhaltung schnell eine Tasse Kaffee, welche die alte, ohne von ihm gefordert zu sein, ihm hinreichte, warf zwei Sous auf den Tisch und ging mit einem **bon jour!** davon.

„Das ist ein Stammgast von uns,“ erzählte Madame Bézon: „er ist sehr fleißig und jeden Morgen der erste von allen Arbeitern, welche von draußen in die Stadt kommen. Wir kennen uns schon seit vielen Jahren.“ —

Jetzt trat auch das junge Mädchen an den Tisch und trank ihren Kaffee. Sie war sehr wohlgestaltet, ein üppiges schwarzes Haar hing in einer langen Flechte über ihren

schönen Nacken herunter, lange Wimpern bedeckten bescheiden die Hälfte ihrer großen dunkeln Augen. Die drei Personen verriethen in ihren Zügen nicht die geringste Familienähnlichkeit. Auffallend höflich begegnete die jüngere und ältere der mittleren. Diese gefiel mir am wenigsten. Man sah, sie mußte hoch herabgefallen sein; jedoch schien es zugleich, als habe sie den Fall verdient. Noch immer zeigte sie Koketterie und Hochmuth. Sie deutete oft auf den vergangenen Glanz und dabei stets auf ihre frühere Schönheit. Die beiden andern ertrugen geduldig ihre Unzufriedenheit, welche sich bei jeder Gelegenheit äußerte. In einem Augenblick, wo jene anders beschäftigt waren, sagte sie schnell zu mir: „Glauben Sie nur nicht, daß ich hier an meinem Platze bin, ich verachte dieß niedere Geschäft und bin zu anderen geschickt — ich habe Hoffnung.“ — Die Ankunft der Alten verhinderte sie am Fortsprechen. Neugierig, etwas Näheres über das Verhältniß der drei Personen zu erfahren, sagte ich zu dieser: „Sie, Madame Bézon, wissen wohl recht viel zu erzählen?“

„Ach, wir alle drei, selbst dies junge Ding, wissen das — meine Geschichte ist lang und unglücklich, ich schweige lieber davon.“

„Gewiß haben Sie keine Kinder, welche hier Morgens früh für Sie wirthschaften können.“

„Sie sind vor mir — ach, zu früh — in die andere Welt hinübergegangen, ich habe keinen Mann, keine Kinder, keine Verwandten, keine Freunde, ich bin eine arme alte Wittwe. — Nur diese,“ fuhr sie fort, das junge Mädchen bei der Hand fassend, „ist mein Trost und meine Stütze im Alter, sie ist mir von Gott zugesandt.“ — Das Mädchen schlug beschämt bei diesem Lobe die Augen nieder, und die dunkle Röthe, welche sich über ihr ausdrucksvolles Gesicht ausgoß, verschönerte es sehr. „Mein Sohn,“ hub darauf die mittlere an, „denn auch ich habe oder hatte ein einziges

Kind — wird jetzt ungefähr Ihr Alter und Ihre Größe haben. Er war eben so schön als wild, ich konnte ihn nicht lenken, nachdem sein Vater gestorben; er wurde Soldat und ging dann nach Amerika, wie er sagte, der Freiheit wegen. Seit drei Jahren weiß ich nicht, wo und ob er lebt — der Taugenichts, statt seine Mutter zu unterstützen, wird er ein liederliches Leben führen. — So bin auch ich ganz verlassen von der Welt, bitter unglücklich, mein Herr — —"

„Habt Ihr noch Eltern?" fragte mich die Alte.

„Gott sei Dank, ja."

Das junge Mädchen schlug bei diesen Worten die Augen aufwärts und sagte leise, fast bebend, mit fremdartigem Tone: „**Ah, Monsieur, que vous êtes heureux!**"

„Das Kind möge die Eltern in Ehren halten," fuhr die Alte fort: „daraus fließt alles Glück oder Unglück. Auch Ihr reist weit in der Welt umher, es geschieht doch mit Erlaubniß Eurer Eltern?"

„Ich hoffe es," antwortete ich mit einiger Verlegenheit.

„Was für ein Metier habt Ihr denn?"

„Ich bin Soldat."

„Soldat, junger Mann — wohin geht denn Eure Reise?"

„Nach Spanien, liebe Frau."

„Nach Spanien" — wiederholte langsam das Mädchen, zum erstenmale ein lautes Wort sprechend.

„Das ist ein unglückliches Land," sagte die Alte, „ich glaube nimmer, daß Ihr dahin mit dem Segen der Mutter geht, und das bringt kein Heil. Was wollt Ihr in dem armen Lande machen? dieß arme Mädchen ist dorther — sprich, Carmen, willst Du wohl wieder zurück?"

„Ach, nein, nur jetzt nicht, Madame Bézon." —

„Lieben Sie denn Ihr Vaterland nicht?" fragte ich.

„Gewiß, mein Herr, liebe ich es, ich bin eine Catalanin; aber mein Unglücksstern verbannt mich aus dem Vaterland."

Da hatte ich denn schon wieder im selbigen Augenblicke drei Personen gefunden, vom verschiedensten Alter und unter verschiedenen Verhältnissen und Ständen groß gezogen, welche nur ihr gemeinsames Unglück vereinigte. Der Optimismus fiel mir ein und die praktische Weise, mit der Voltaire ihn in seinem Candide bekämpft. In der That, man braucht nur in das Leben und die Geschichte hineingesehen zu haben, um zu wissen, daß er nirgends und niemals auf der Erde bestand als nur in der Einbildung. Ein Thor sieht nur verwelkte Blüthen, nur Giftpflanzen in der Welt, die jeden Tugendkeim tödten; aber auch nur dem Thoren lächelt eine Zeit oder ein Land im ungestörten Frühling des Glückes.

Daß ich nach Spanien in den Krieg gehen wollte, hatte mich sichtlich dem Herzen der schönen Carmen, deren Schicksal mich zu interessiren anfing, näher gebracht. Als sie fortging, noch einige Sachen im Hause zu ordnen, beschloß ich, sie wieder einzuholen. Just kamen mehrere Personen vorbei.

„Diese Herren gehen mit dem Dampfschiff nach Blaye, das schon um diese Zeit abfährt," bemerkte die Frau zweideutigen Alters.

„Dann ist es Zeit für mich," sagte ich. „Adieu, Madame Bézon, Adieu" — warf ein Stück Geld auf den Tisch und eilte davon, ohne auf das Geschrei der Alten: „Herr, Ihr bekommt heraus" — zu horchen.

Als wenn das aus der Heimath verpflanzte Kind Spaniens erwartet habe, ich würde ihm nachfolgen, hatte es seine Schritte verzögert. „Fürchte Dich nicht vor mir, schönes Mädchen," redete ich sie an; „ich will Dich durch die Nacht nach Hause begleiten, das, hoffe ich, recht fern sein möge, damit Du mir viel von Deiner Heimath erzählen könnest."

„Ich fürchte mich nicht vor Euch, Ihr seht ehrbar aus, und ich vertraue Eurem Herzen, schon weil Ihr nach Spanien wollt."

„Daß ich bei Euch in so gutem Ansehen stehe, freut mich, liebe Carmen . . . Dein Vaterland mußte Dir doch recht wehe thun, daß Du nicht mehr dahin zurückkehren willst?“

„O nein, ich werde zurückkehren, nur nicht jetzt — jetzt weiß ich dort keinen Zufluchtsort für mich, der böse Krieg hat Alles zerrissen und verdorben — nicht wahr, mein Herr, dieser Krieg wird nicht ewig dauern?“

„Gewiß nicht — vielleicht mag er schon im nächsten Jahre sein Ende erreichen.“

„O, das wäre ein großes Glück! wenn das süße Wort Frieden dort über die Pyrenäen nach Frankreich herübertönt, dann hält mich hier keine Gewalt der Erde zurück. Doch jetzt? Vater und Mutter sind begraben, das elterliche Haus ist ein Schutthaufen, der Bruder ist Sergeant in den Reihen der Königin, und mein —“

„Ich errieth ihr Verstummen, und vollendete so ihre Rede: „und Dein Freund ist im Heere von Don Carlos.“

„Ihr habt es errathen — mein bester Freund ist dort.“

„Und Du hast ihn nicht vergessen?“

„Nur mit dem Tode, Herr — er war für die Negros ausgehoben; Tags vor dem Abmarsche seiner Quinta sagte er mit feierlicher Stimme zu mir: Carmen, diesen Abend gegen Mitternacht erwarte ich Dich am äußersten Ende des Paseo. Zitternd schlich ich hin, weiche Accorde seiner Guitarre führten mich auf seine Spur. Wie ich mich ihm nahte, stürmte er heftiger durch die Saiten, und heftete seine Augen starr, voll Leidenschaft und Verzweiflung auf mich. Stumm und bewegungslos stand ich vor ihm — ach, Herr, ich fühlte desto mehr. Auch er sprach lange Zeit keine Sylbe; endlich sang er mit unvergeßlich rührender Stimme die Worte:

Tu cara parece un cielo,
Tu pecho secretaria:

Si me guardas el secreto —
Seras de mi amor querida. *

Siempre? rief ich. Siempre! antwortete er; siempre! mi angel, mi corazon — Dios lo ha etendido. ** Er faßte meine Hände, küßte sie und legte die Guitarre in sie mit den Worten: „Spiele sie in guter Stunde, wenn Du Dich meiner erinnerst — wehe, wenn das Beben dieser Saiten nicht mehr Dein Herz erreicht.“ Dann eilte er fort, und ich sah ihn nie wieder. Ich rettete die Guitarre aus dem lodernden Feuer unsers Hauses, sie begleitete mich durch die Länder, war mein einziges Eigenthum, als ich hier ankam, und ist noch heute mein einziges Kleinod.“

„Und konnte er Euch nicht beschützen?“

„Ach, er war fern, als seine unwürdigen Gefährten meinen Vater erschlugen, unser Gut verwüsteten, die Mutter und mich vertrieben — Alles, sagten sie, meines geliebten Bruders, ihres Feindes wegen. Wir flohen nach Barcelona, wo meine arme Mutter, im Elende verzweifelnd, umkam. Ein fremder Herr nahm sich meiner an. Seine Worte gefielen mir gut. Er wollte mich nach einem schönern, ruhigen Lande zu seiner Familie führen, wo ich alle meine Leiden vergessen würde. Wir schifften uns ein, und nach einer langen Reise kamen wir in Bordeaux an. O, wie glücklich fühlte ich mich, als ich das sichere Land wieder betrat; denn jener Herr war ein böser Mensch und wollte meine Unerfahrenheit mißbrauchen; aber ich hörte, wenn er sprach, nur

* Verdeutscht etwa:

Dein Antlitz scheint ein Himmel,
Dein Busen keusch und rein?
So treu Du wahrst das Siegel —
Wirst Herzens Liebchen sein.

** Immer, mein Engel, mein Herz — Gott hat es vernommen!

auf die Töne meiner Guitarre, deren geheimen Zauber er nicht kannte! Den ersten Abend nach unserer Ankunft entschlüpfte ich aus seiner Wohnung und lief, mit meiner Guitarre unter dem Arme, unaufhörlich von einem Thore zum andern, ohne zu wissen, warum und wohin. Die ganze Nacht blieb ich im hülflosesten Zustande ohne Dach, im Regen auf der Straße — zu wenig verstand ich die französische Sprache, um mich Jemanden mittheilen zu können, wozu mir auch der Muth fehlte. Endlich gegen Morgen trieb mich die Angst, man möge mich wie eine Herumstreicherin von Polizei wegen aufgreifen, die Verzweiflung nach der großen Brücke, mich in die Garonne hinab zu stürzen. Da traf ich am nemlichen Orte, wie Sie diesen Morgen, Madame Bézon zu meinem Glücke. Die alte Frau plagte sich, ein schlechtes Gestelle aufzurichten, ich half ihr. Darauf fragte sie mich: wohin willst Du gehen? Mich ins Wasser stürzen, antwortete ich in gebrochenem Französisch. So bleibe lieber bei mir. Es geschah. Die Hoffnung kehrte wieder in mein Herz ein, etwas über ein Jahr sind wir jetzt beisammen, ein neues größeres Zelt haben wir unterdessen verdient, einen reinlichen Stand erhalten, eine bessere Wohnung bezogen, wir leiden keine Noth, Arbeit ist meine Freude, und ich bin gesund und heiter" —

„Sage mir doch, liebe Carmen, wer ist denn jene Frau von mittleren Jahren?"

„Eine unglückliche, verlassene Person, der wir uns angenommen haben."

„Die arbeitet wohl nicht so gern wie Du und Madame Bézon?"

„Nein, sie ist nicht gewöhnt, zu arbeiten, außerdem leidet sie an Nervenkrämpfen."

Wahrlich, in einem Augenblicke hatte ich hier einen ganzen wahren Roman gefunden, dessen Heldin vor mir stand.

Der Krieg, das elterliche Haus, die feindlichen Schwäger, das tragische Schicksal der Heldin, der Wollüstling, der mögliche Zusammenhang seines Lebens mit dem der koketten Alternden, die Katastrophe durch das wunderbare Zusammentreffen der Alten zum Guten gewendet — welche reiche Thatsachen zu einem interessanten Romane!

Die Spanierin und ich, wir waren unterdessen in eine enge Straße eingegangen. Vor einem hohen Hause stand sie still. „Dort wohnen wir," sagte sie, nach dem obersten Stockwerke zeigend. „Ja, mein Herr, Sie werden in meinem schönen Vaterlande bessere Menschen finden als hier, so gern möchte ich mit Ihnen dahinziehen — hier bleibe ich ganz auf mich allein beschränkt und will es bleiben. — Wann reisen Sie ab?" setzte sie leichthin fragend hinzu.

„Heute Morgen um 7 Uhr."

„Das ist sehr schnell, meinetwegen hätten Sie noch einige Tage hier bleiben mögen."

„Du bist sehr artig. Höre, Carmen, ich möchte gern Eure Wohnung sehen, darf ich einen Augenblick mit Dir gehen?"

„Ja, wenn noch Jemand zu Hause wäre, aber so — die Verläumdung ist stark — besonders ein unbeschütztes fremdes Mädchen muß achtsam sein — mein lieber Herr, es ist unmöglich, ganz unmöglich; auch verlieren Sie nichts dabei; wir haben eine Küche und zwei Stuben, in der einen schläft Madame Bézon und ich, in der zweiten die unglückliche Frau und in dieser essen wir Abends zusammen, wenn unsere Marktgeschäfte beendigt sind — reinlich, schmeichle ich mir, würden Sie Alles finden, obgleich von den Möbeln meine Guitarre das kostbarste ist."

„Hast Du Nichts nach Spanien zu bestellen?"

„Grüßen Sie die lieben, rothblauen Berge meiner Heimath von der Verwaisten und ihre Bewohnerinnen von ihrer fernen Schwester — ach, Sie werden dort viel freundlichere

Mädchen finden als hier — wie lieblich sie sich kleiden! und die schöne Mantilla und Alles das, was man hier nicht kennt, werden Sie sehen — gewiß, das Leben ist dort inniger“ — Sie unterbrach sich vor Rührung.

„Erlaube mir, theure Carmen, daß ich Dir dieß seidene Tuch um den Hals knüpfe — sieh, es steht nicht übel, willst Du es wohl in der Nacht, wenn Du diesen Weg gehst, zur Erinnerung an mich tragen?“

„Das will ich von Herzen gern, mein guter Freund — Nun, ich darf nicht länger säumen, gehen Sie mit Gott in mein Vaterland und bringen Sie meinem Bruder diesen Kuß von der Carmen.“ Damit umarmte sie mich rasch, und wie im Nu war sie durch die Hausthüre verschwunden.

Langsam und nicht ohne Zaudern entfernte ich mich von diesem Orte. Die schöne Carmen hatte mich innig gerührt, und meine Begierde, Spanien zu sehen, noch vermehrt. Der Mensch ist geneigt, das schöne Einzelne für das Allgemeine zu nehmen, und dadurch sein Urtheil bestimmen zu lassen. Der weise Cervantes aber sagt:

„una golondrina sola no hace verano. *

Ich begab mich durch viele enge, von meinen einsamen Tritten wiederhallende Gassen wieder zurück nach dem eleganten Stadtviertel, nach den dort befindlichen sehr freundlichen Baumpartien. Die frostige Nacht fühlte ich nicht mehr; weniger das Kohlenbecken und der Kaffee, als die treue Catalanin, hatten mich wieder durch und durch erwärmt. Nicht lange war ich ungestört meinen Betrachtungen hingegeben, als aus der Ferne eigenthümliche Töne an mein Ohr schlugen, welche immer häufiger wurden — bald hernach sollte ich sie ganze Tage lang bis zum Ueberdrusse hören. Da ich dem Geräusche näher kam, unterschied ich deutlich das Schnacken

* Eine Schwalbe allein macht nicht den Sommer.

mit der Zunge gegen die obere Kinnbacke, womit in Westphalen die Schweinetreiber ihre Thiere zum schnelleren Gehen anregen. Bald defilirten lange Züge von Eseln an mir vorüber. Fast auf jedem saß ein junges Landmädchen, unaufhörlich mit der Zunge schnackend, ziemlich bequem zwischen zwei Körben oder Krügen, die an beiden Seiten des Esels herabhingen und mehr oder weniger hoch mit Früchten und Gemüse aller Art beladen waren. Scherze und Gelächter unterbrachen nur zuweilen das Zwitschern. Da ich nichts Besseres zu thun hatte, folgte ich einem der Züge. Mehr als eine halbe Stunde weit ging es in das entgegengesetzte Stadtviertel. Obgleich die Zeit erst zwischen 3 und 4 Uhr Morgens, war hier Alles voll Leben, ein großer Markt. Alle Buden waren geöffnet und erleuchtet, tausend Lichter und Laternen erhellten die Straße wie am Tage, in ihrer Mitte hatte das Landvolk eine unabsehbare Menge von Gemüse und Fruchtkörben in zwei Reihen für die davon bedürfenden Städter aufgepflanzt. Doch nicht blos das Landvolk, auch städtische Gewerbsleute waren in voller Thätigkeit und boten ihre Waaren zum Verkaufe an, die Bäcker brachten Brod in großen Massen, auf dem Fleischmarkte zerschnitten und zerhackten Fleischer in langen Reihen von Buden fettes Schlachtvieh. Verzehrer und Verkäufer waren im emsigen Nachsuchen, überall handelte man und rasch wie im Fluge, an Speculanten selbst fehlte es nicht. In Paris herrscht die nemliche Sitte. Man sagt, dort sei Jemand in kurzer Zeit dadurch reich geworden, daß er einige Wochen lang Landprodukte Nachts vorweg aufgekauft und dann wieder mit Nutzen einzeln losgeschlagen habe. Eine neue Pariser Idee, wie man dort eine kaufmännische Speculation nennt, gilt bekanntlich sehr viel und wird von Capitalisten mit Tausenden bezahlt. Sobald die Mädchen und jungen Bursche vom Lande ihre Waaren an den Mann gebracht und einige

Einkäufe in den offenen Buden gemacht hatten, bestiegen sie wieder ihre Esel und kehrten unter dem nämlichen Zungengeschnacker und noch fröhlicherem Gelächter heim. War das bunte Gedränge, das bewegte Marktleben wie mit einem Schlage aus der einige Minuten vorher ganz lautlosen Stadt hervorgezaubert, so nahm es auch fast eben so schnell wieder ab — kaum eine Stunde nach meiner Ankunft hatte sich die Menge schon verlaufen, und ehe ich es mir versah, waren die Buden wieder verschlossen, die Lichter erloschen und die Straßen menschenleer wie zuvor.

Diese nächtlichen Märkte haben in allen größern Städten Frankreichs statt; auch bei uns kommen sie hie und da auf. Ich finde solche Sitte nicht nachahmungswerth. Das nächtliche Schwärmen der jungen Mädchen ist ihrer Sittlichkeit gefährlich — in der Dunkelheit der Nacht ist sie leichter zu verletzen, als in der Helle des Tages, wo die natürliche Schamhaftigkeit der weiblichen Schwäche zu Hülfe kommt.

Als ich wieder zurückkam war es 6 Uhr. Ich trat in die jetzt geöffnete Poststube, besorgte mein Gepäck auf den Wagen, setzte mich, in den Mantel eingehüllt, auf meinen Platz, und, ermüdet wie ich war, schlief ich bald ein.

So verging mein Aufenthalt in Bordeaux — in 20 Stunden kann man viel sehen und erfahren, wenn man nicht schläft.

Sechstes Kapitel.

Bayonne und das biscayische Meer.

Der Weg von Bordeaux nach Bayonne wird, sobald die reichen, lieblichen Auen und freundlichen Rebengelände der Gironde aus dem Gesichtskreis rücken, sehr einförmig. Ehe man noch in das unfruchtbare Departement **des landes** eingeht, befindet man sich bereits auf dem weißen Sandboden. Die Gegend ist eben nur, wie in den brandenburgischen Marken, von niedrigen Sandhügeln durchzogen, die sich östlich mehr und mehr aus dem vom Meer angeschwemmten Boden zu festem Continent erheben; denn der Busen von Gascogne scheint vor Zeiten weiter in das Land eingegriffen zu haben, und die Landzunge nördlich der Pyrenäen schmäler gewesen zu sein als gegenwärtig. Der Gegend hauptsächlichster Reichthum besteht in Nadelholzwaldungen; außerdem bieten noch die Seeküste, der Handel und die Fischerei ihr die besten Erwerbsquellen dar; weiter östlich in's Land hinein giebt es auch sehr fruchtbare Thäler. Man spricht von der Anlage mehrerer Kanäle, besonders zur Verbindung dieses Departements mit der Garonne, woraus sich, schon bloß in Bezug auf Holzhandel und in Folge davon auf Verbesserung der Forstcultur, große Vortheile für das Land ergeben sollen. Denn gerade in den Landes halten sich noch unversehrt die größten Wälder Frankreichs, dessen Forsten sonst in den meisten Provinzen durch die Revolution und mehr noch durch

schlechte Forstcultur und Verwaltung gelichtet oder ganz vernichtet sind.

Die breite Heerstraße durchschneidet die Nadelwaldungen in fast schnurgerader Linie. Mich langweilte der Weg, auf dem wir beinahe volle zwei Tage und eine Nacht gleichmäßig hinfuhren, ich hätte die Räder beschwingen mögen. Je mehr ich mich dem Kriegsschauplatze näherte, desto gespannter wurden meine Erwartungen, desto größer meine Ungeduld, den spanischen Boden zu betreten, die Bekanntschaft mit dem Lande des Ritterthums, der Liebe und des Dolches zu machen. In Hoffnungen konnte ich mich wiegen während der müßigen Zeit, und wahrlich, sie mochten mitunter noch die in den Empfehlungsbriefen des Grafen Campuzano ausgesprochenen weit übertreffen.

Die Einförmigkeit der Gegend verliert sich, sobald erst in weiter Ferne die vordere Kette der Pyrenäen in violettduftigen Umrissen sichtbar wird. Ein reizender Anblick, diese hohen, lichten, schöngeformten Gebirgskuppen aus fernem Himmelsgrund hervortreten und sich von der Luft abgränzen zu sehen. Immer großartiger entwickeln sich die Formen der Berge, immer näher, klarer und farbiger erscheinen sie dem Auge, bis man in das Thal des romantischen Adour und in die größte gascognische Stadt Bayonne einfährt.

Nachdem ich in einem mit Fremden angefüllten Gasthofe seltsamer Weise über die Bewirthungskosten für den Tag übereingekommen war und ein ziemlich frugales Mahl eingenommen hatte, begab ich mich sogleich zum spanischen Consul in Bayonne, Herrn Gamboa, der nicht bloß ein liebenswürdiger Mann, sondern auch ein geschickter Finanzier ist, in dieser Gränzstadt einen sehr wichtigen Posten bekleiden und der Regierung bereits große Dienste geleistet haben soll, und überreichte ihm den Brief vom Grafen Campuzano. Herr Gamboa befreite mich von einer Unannehmlichkeit mit

der Bayonner Polizeibehörde, indem diese mich für einen Carlisten deßhalb zu halten schien, weil mein Paß durch den preußischen Gesandten in Paris nicht nach Bayonne — was ich vermieden hatte — sondern nach Marseille visirt war: der Paß wurde durch den Consul, der erhaltenen Instruction gemäß, in Ordnung gebracht und nach Pamplona visirt. Meine Weiterreise verzögerte sich jedoch noch um einige Tage. Da die große Straße von Bayonne nach Pamplona über Yrun und Tolosa ganz in der Carlisten Hände war, so mußte ich mindestens den Umweg über St. Jean Pied de Port nehmen, wohin aber nur zweimal wöchentlich die Post abgeht, um mich dann von dort aus zu Fuß oder zu Pferd durch den Pyrenäenpaß von Roncevalles nach Navarra's Hauptstadt zu wenden. Der spanische Consul rieth mir, gleich von Bayonne aus mit Eseltreibern weiter zu reisen, die in einigen Tagen nach Pamplona abgehen würden, und denen man sich bei der Unsicherheit der Wege noch am meisten anvertrauen könnte. Ich traf demnach mit diesen das Uebereinkommen, daß ein Esel mein Gepäck, ein anderer mich selbst tragen solle, wofür ich 50 Franks und Trinkgeld zu bezahlen und die Zehrungskosten zu tragen hätte; dabei wurde mir versprochen, daß wir in vier bis fünf Tagreisen Pamplona erreichen würden. Nachdem ich so meine Geschäfte geordnet hatte, wobei ich erfahren mußte, daß die deutschen Großmächte bei den Romanen im Verdachte ärgsten Absolutismus stehen, überließ ich mich dem Anschauen von Stadt und Umgegend.

Bayonne ist recht anmuthig am Einflusse der Nine in den Adour gelegen, auf einem hügeligen Boden. Der Adour ergießt sich eine Stunde weiter abwärts in den biscayischen Golf, und diese ganze Strecke des Flusses bildet gleichsam den Hafen der Stadt, die einen nicht unbeträchtlichen Handel treibt. Etwa eine halbe Stunde südlich und östlich von

Bayonne erhebt sich der Boden aus der Ebene zu einer ersten Bergreihe an, über welche sich in der Ferne immer höhere Ketten aufthürmen, was der ganzen Gegend einen eigenthümlichen Reiz, Gebirgsfrische und Hoheit verleiht. Die Stadt ist alterthümlich und etwas wirr gebaut, hat enge, krumme, lebhafte Gassen, mehrere Brücken, einige recht artige Plätze, ein Theater und einen prächtigen, doch etwas finstern, gothischen Dom mit angebauten, weitläufigen Bogengängen und Klosterräumen; sie ist befestigt, jedoch nur durch einige an passenden Punkten auf Hügeln und vor den Brücken angelegte Forts, nicht durch eigentliche Wallumgürtungen. Diese Forts, die Mauern, Thürme, Brücken, Schiffsflaggen, die gewundenen hügeligen Straßen geben der Stadt ein buntes, bewegtes, mitunter groteskes und malerisches Ansehn; der reiche alpenhohe Hintergrund und das brausende Meer aber verleihen der Umgebung Größe und Hoheit.

Das Leben auf den Straßen gleicht dem aller südfranzösischen Städte, scheint jedoch bereits eine starke spanisch-baskische Beimischung zu haben. Die Gascogner sind ein gutmüthiges Volk. Ihre breite Aussprache des Französischen reizt die Pariser zum Lachen, deren feinen Ohren natürlich jede Verschiedenheit von ihrer akademischen Sprache, jede Abweichung von dem gewohnten Klang eine Albernheit dünkt. Sie dehnen allerdings und ziehen die Wörter etwas in die Länge, näseln aber auch nicht und verschlucken keine Vokale. Diese Aussprache des Französischen, die sich im Ton dem Spanischen nähert, beginnt bereits bei Bordeaux, und nimmt nach Süden in dieser Art immer mehr zu; ja man hört im Munde des Landvolks der Gascogne rein spanische Wörter (aqua, traer, haber, ser etc.), selbst spanische Sätze, was um so mehr zu verwundern, da die zwischenwohnenden Basken in den Gebirgen nicht spanisch, sondern baskisch sprechen. Im Nordosten Frankreichs wird überhaupt

am schnellsten gesprochen, man liebt dort, die Wörter zusammenzuziehen, Silben zu verschlucken und Töne abzukürzen; im südwestlichen Eck Frankreichs hingegen zieht man Wörter und Töne am breitesten auseinander. Das sind die beiden am meisten entgegengesetzten Pole des Landes der belle France. Man findet in vielen Ländern diese Verschiedenheit in der Aussprache zwischen dem Süden und Norden wieder, was doch sonst mit deren Charakter im Allgemeinen keineswegs übereinzustimmen scheint. Ueberall zeichnet man den Süden lebhafter, heißer, rascher, als den Norden: warum findet sich in der Sprache häufig das Umgekehrte? Ich glaube, weil der Norden zwar weniger lebhaft, aber leidenschaftlicher ist, als der Süden, und die Sprache das Tiefste und nicht bloß das Aeußerliche des Volks zeichnet.

Die Gascogner, wie „gutmüthig" auch, sind doch ein tapferes, tüchtiges, energisches Volk. Sie verdienen nicht den Spott, mit welchem sie die Hauptstadt überschüttet; eben so wenig wie die Schwaben die üblen Nachreden, welche auf ihre Kosten in Deutschland umlaufen. Wie hartnäckig vertheidigten sie vordem ihre alten Freiheiten, ihre Sitten, ihre Kirche und Religion gegen das ganze gallofränkische Königreich und gegen die Uebergriffe der Hierarchie! Sie waren, wie noch heute, die Basken und Navarresen, aus deren Lande sie stammen. Die Gascogner bildeten im alten Frankreich die besten, tapfersten Fußtruppen, ja die französischen Könige bedienten sich ihrer, außer Schweizern und deutschen Lanzknechten, fast ausschließlich in den Regimentern zu Fuß. Damals galt die französische Gensdarmerie, die nur aus Edelleuten bestund, für die vorzüglichste schwere Reiterei in Europa, ihre Infanterie hingegen, die eben durch die Vorurtheile des Adels erniedrigt und verdorben worden war, für die schlechteste. Heute findet zwischen beiden Waffen in Frankreich das umgekehrte Verhältniß statt, die Infanterie

ist trefflich, die Reiterei taugt nichts: ein schlagender Beweis, wie mächtig und allvorherrschend das demokratische Prinzip in Frankreich geworden ist. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß in Ländern, wo die Aristokratie vorwaltet, auch die Reiterei überwiegt (sei's das Landroß, sei's das Seeroß, wie in Venedig, Genua, Karthago, England); wo aber die Demokratie vorherrscht, wird die Heeresmacht hauptsächlich in den Fußtruppen bestehen. Polen, ein alter Adelsstaat, hatte noch bis zur Auflösung der Republik die vorzüglichste Cavallerie in Europa; eben so hat noch heute das durch den Adel beherrschte Ungarn die berühmteste Reiterei. Auch sank in Frankreich die Gensdarmerie mit der völligen Unterwerfung des Adels unter den Thron und unter die Sitten und Verderbniß des Hofes. Als der ritterliche Franz I. der schon ziemlich unumschränkt herrschte, statt der Miethtruppen eine Nationalinfanterie errichtete, erwarb diese auch ein größeres Ansehen, und die französische Macht wurde wieder furchtbarer. Da jedoch das aristokratische Prinzip in Frankreich weniger in ein demokratisches, als vorher in ein absolut monarchisches überging, so konnte sich auch die Infanterie nicht geachtet erhalten, sie verdarb mitsammt der Reiterei, und wurde der Spott der Nachbarn, bis die Revolution die Demokratie siegreich machte und die Franzosen auf einmal zu trefflichen Fußsoldaten umwandelte. Macchiavel, der sich besser, als einer seiner Zeitgenossen auf die Kriegskunst verstand, bemerkt: man müsse die Gascogner in dem Urtheil über die französische Truppen ausnehmen, sie seien braver, als die übrige französische Infanterie, „weil sie, Nachbarn der Spanier, etwas von deren Naturell hätten.“ Dieß Urtheil gereicht den heute verspotteten Gascognern nicht minder als den Spaniern zur Ehre.

Die Kaffeehäuser in Bayonne fand ich mit schweigsamen, spanischen Flüchtlingen angefüllt — in Stadt und Umgegend

sollten deren an 12,000 sich aufhalten aus beiden kriegführenden Parteien. Es sind ruheliebende oder furchtsame Leute, doch auch Liberale aus den baskischen Provinzen, die sich nur zurückgezogen haben, weil sie gegen ihre Landsleute nicht fechten wollen. Discussionen und Intriguen haben auch im Ausland ihren Fortgang. Es ist wohl nicht zu billigen, daß Bürger bei drohender Gefahr das Vaterland verlassen. Das spanische Volk, vom Auslande nichts Gutes erwartend, verfolgt die Emigranten mit Spott und Haß. Diese führen, mit geringen Ausnahmen, ein faules, unsittliches Leben, und kehren nur zu oft mit fremden Sitten und Ideen blasirt in die Heimath zurück. Theater und Kaffeehäuser zu besuchen, Maitressen zu unterhalten — darin besteht ihre Hauptbeschäftigung. Ich erhielt Beweise davon. Am Abend begegneten mir auf der Straße mehre junge Dirnen, die mich um Erlaubniß baten, mir Gesellschaft leisten zu dürfen, und abgewiesen, sich mit den Worten entfernten: Ah, Monsieur, vous n'êtes pas Espagnol! Einmal erkundigte ich mich am Tage, da ich mich nicht zurecht finden konnte, bei einem schlankgewachsenen, hübschen Mädchen nach der Straße meines Gasthofes. Mir Auskunft gebend, fügte es hinzu: „Wenn Sie die Straßen noch nicht kennen, so werden Sie sich auch erst seit Kurzem hier aufhalten?" „Richtig geschlossen, Mamsell!" „Sie kommen also eben aus Spanien hier an?" „Zu dienen, Mamsell!" „Und Sie werden in Bayonne bleiben?" „Nicht anders, meine Schöne!" „Ah, ich wünsche mir Glück zu Ihrer Bekanntschaft?" „Und dürfte ich auf nähere hoffen?" „Ei, Sie sind ein junger Mann und ich ein junges Mädchen" — „Wir könnten uns viel sein" — „Sehen Sie mich recht an, gefalle ich Ihnen?" — „Kindische Frage, haben Ihnen das nicht meine Augen schon längst gesagt?" — — — „Wenn Sie nur nicht jaloux sein möchten — die Spanier sind darin *vilain*!" „In dem Punkte nun bin ich am wenigsten Spanier!"

„Ich glaube Ihnen gern, denn schon Ihr Gesicht, Augen, Haare gleichen nicht denen der übrigen Spanier; **mais, Monsieur, vous êtes un rico hombre?**“ „Kein Edelmann, aber reich wie ein Crösus.“ „Das ist herrlich — diesen Abend erwarte ich Sie ..... Leben Sie wohl, aber gewiß kommen Sie — ein heißglühendes Herz schlägt Ihnen entgegen — — — **Je suis éprise d'amour pour vous.**“ —

Ich benutzte meine Muße, dem Gestade des atlantischen Meeres, das ich noch nie gesehen, einen Besuch abzustatten. Bei Tagesanbruch wanderte ich einsam dahin, den sandigen Ufern des Adour entlang, die jedoch von Bayonne bis zum Meere kaiartig mit Mauern eingeschlossen sind, in gerader, nur durch quer ins Land gehende Docken zur Aufnahme und Reparirung von Schiffen unterbrochener Linie. Diese bilden den bequemsten, reinsten Trottoir für die Spaziergänger. Häufig führen Treppen auf das Wasser hinab, um mit den vielen Schiffen, welche den bis Bayonne hinauf breiten und nur bis da schiffbaren Strom bedecken, communiciren zu können. Umher schillern weiße Sandhügel zwischen dunkeln Tannenwaldungen hervor, die namentlich das linke Ufer parkartig bedecken; zwischen Wald und Sand, auch auf den Höhen stehen eine Menge einzelner Häuser, im blendend weißem Anstrich schimmernd. Auf dem Adour bewegen sich hochmastige Seeschiffe mit ausgebreiteten glänzenden Segeln, und wehen die Flaggen vieler Nationen. Südlich sieht man die hohen Gebirgsketten vom Osten, so weit das Auge sie verfolgen kann, nach Westen streichen, der schon spanischen Küste weit entlang. Aus der Ferne hört man, ehe das Meer noch zu erblicken, dessen unaufhörlich donnerndes Getöse, das immer lauter, gewaltiger, die Natur beherrschender wird. Mit klopfendem Herzen beeilte ich meinen Schritt — schon unterschied ich aufspritzenden, weißgekreiselten Schaum auf dem Rücken der Wellen über die niedern Sandhügel weg, schon

sah ich weiter an das Klippengestade von Guipuzcoa den Schaum des Meeres thurmhoch hinanschlagen, endlich lag — da ich der letzten Krümmung des Flusses nicht folgen mochte und eine Düne hinanlief — endlich lag das Meer vor mir ausgebreitet in seiner ganzen Urgröße, in seiner erhabenen und erschütternden Gewalt. Ich stand festgebannt, staunend wie vor einer neuen Schöpfung, vor einer unbekannten, geheimnißvollen Welt, deren gewaltige Sprache mich umrollte. Nie machte irgend ein Naturschauspiel einen solchen Eindruck auf mich, als da ich an der Mündung des Adour über den Golf der Gascogne und den weiten Meerbusen von Biscaya hinschaute. Auch an den preußischen Küsten sieht man das Meer, und von den holländischen Dünen bei Scheveningen oder Haarlem herab hat man einen großartigen, mitunter stürmisch bewegten Anblick; aber das ist doch nicht das nie ruhende Weltmeer, der unaufhörlich auch bei windstiller Luft von gigantischen Wellen aufgewühlte, hinbrausende und schäumende, an den Küsten sich stets zerschlagende und donnernde Ocean. Das Brechen der hohen Wellen gegen die Küste und gegen sich selbst bildet einen leuchtenden Schaum, den man weiter als das Meer selbst schimmernd aufspritzen sieht. Herrlich ist das sich westlich hinerstreckende Klippengestade der baskischen Provinzen zu schauen, ohne Ruhe kämpfen die Wellen gewaltsam gegen dasselbe an, denn

„**winds are rude in Biscay's sleepless bay.**"

Hohe, farbenreich umduftete Gebirgszüge, gegen deren unerschütterliche Felsabhänge die ungeheuren Schaummassen der Brandung in mannigfacher Strahlenbrechung hinaufschlagen, schließen die Bai dort amphitheatralisch ein. Es ist überaus großartig und erhaben: im Angesichte einer ruhigen, festen Kette von Hochgebirgen, das weite, ruhlose, brandende Meer!

Es war Fluth, vor mir züngelten die Wellen mit

regelmäßigem Schlage, eine der andern folgend, etwa dreißig Schritt weit am Ufer hinauf, sanken wieder hinab, doch immer etwas höher steigend, und donnernd rollte es bei jedem Aufschlage längs der ganzen Küste hin. Am Ufer entlang waren einige Menschen beschäftigt, das aufzulesen, was das Meer aus seinem Schooß eben ausspie. Sie schienen alle stumm zu sein; selbst Geschützesdonner wäre hier übertäubt worden vor dem lauten Geplauder des Meeres mit dem festen Land. Die Fluthzeit wurde von den ankommenden Seeschiffen benutzt, um, eines nach dem andern, in den Adour einzulaufen. Ihnen entgegen zogen in leichten Booten die Lootsen, die hier schon mit der baskischen Mütze und dem breiten, rothen Gürtel bekleideten Seeleute, begleitet von französischen Douaniers, um sie sicher in den Hafen zu geleiten. Diese Boote verschwanden bald dem Blicke in den tiefen Furchen des Meeres, als sei das Wasser über sie hingeschlagen, bald schwebten sie wieder oben auf der Spitze der hohen Wellen, gegen welche ihre Bemannung im leichten, regelmäßigen Ruderschlage ankämpfte. Die großen Kauffahrteischiffe hingegen mit ausgespannten Segeln schwankten wundersam hin und her, von der Höhe in die Tiefe und aus dieser wieder aufwärts, als wollten sie bald über das Vordertheil, bald über ihr Hintertheil umstürzen, auch werfen sie sich mit ihren Masten von einer Seite nach der andern, aber nie verloren sie bei dem kühnen Wellentanze das Gleichgewicht, und siegreich mit flatternden Flaggen und unter Grußschwenken der freudigen Matrosen zogen sie ein in den Adour. Doch die Zeit der Ebbe trat zu früh ein, als daß alle, die dieses Triumphzuges harrten, ihn hätten antreten können. Ich entdeckte mit meinem Rohr noch sieben Segel am Meereshorizonte, die bis zur nächsten Fluth warten und sich für den möglichen Fall eines Sturmes entfernt genug von der gefahrvollen Klippenküste auf offener See halten mußten.

In der heitersten Stimmung, und wie mich dünkte, reicher als ich gekommen, kehrte ich am Abend nach Bayonne zurück. Die mildeste Luft wehte über die Bai hin, am Himmel prangten die Sterne, mit ihnen wetteiferten unten die Lichter in den Schiffen und Häusern und der Glanzschein der Leuchtthürme auf den Höhen, in der Ferne schimmerte der Gischt des Meeres wie lichte Wölkchen am dunkeln Himmel und das Meergebrause verhallte erst in meinen Ohren, als der Lärm der Stadt und ihrer Bewohner bis zu mir drang.

Siebentes Kapitel.

Tragi-komisches Intermezzo aus Deutschland.

Wie leicht der Jüngling schwere Lasten trägt,
Und Fehler wie den Staub vom Kleide schüttelt!

Göthe.

Es war am 18. Mai des Jahres 1835, daß zwei Ingenieurofficiere muntern Sinnes zu Pferde stiegen und zu den Thoren einer berühmten Rheinfestung hinaussprengten — wie zu erwarten steht, auf Abenteuer hinaus. Das Eigenthümliche im Karakter beider Officiere verdient an dieser Stelle einige Aufmerksamkeit des Lesers. Der ältere von ihnen — ich will ihn Eseibus und den andern Nekföhus nennen — war Premier-Lieutenant, hoch in den Dreißigen, bereits Wittwer und Vater von drei lieben Kindern, dabei jedoch immer ein Mann von jugendlicher, ja noch unbändiger Lebenslust; er zeichnete sich vor allen Kameraden durch Kenntnisse aus, war ein tüchtiger Ingenieur, ein guter Architekt, er redete mehre fremde Sprachen, englisch, französisch, spanisch, italienisch, und hatte sich auch in literarischen Arbeiten versucht; mannigfache Unfälle, der Verlust seiner unglücklichen Gemahlin, die, einer andern Kirche als er angehörig in Wahnsinn verfallen war, Nahrungssorgen, das alles hatte seinen Muth nicht beugen können und bald brach seine frühere gute Laune wieder hervor; auch war er begierig nach Auszeichnung, unternehmend, und, wenn es sein mußte,

sehr thätig. Hätte er seine Leidenschaften zu beherrschen gewußt, hätte er einen größern, angemessenern Wirkungskreis für seine Kräfte gefunden, er würde sich gewiß eines höhern Glückes und Ansehens als gegenwärtig zu erfreuen haben.

Der jüngere, ein 23jähriger Secondelieutenant, zeichnete sich nur durch große Leidenschaftlichkeit, durch eine — wie einige seiner Kameraden und Vorgesetzten meinten — unmäßige Freiheitsliebe und durch einen — wie sie ebenfalls sagten — falschen Ehrgeiz aus. Diese Eigenschaften hatten ihm natürlich manche Unannehmlichkeit und manchen Strauß zugezogen. Mehre Gelegenheitsstücke, namentlich ein Ereigniß, das ein Jahr früher in einer Bundesfestung vorgefallen und noch lange nicht vergessen war, hatten ihn nicht blos im Ingenieurcorps, sondern auch in den Garnisonen weit umher in den Ruf eines Freiheitsschwindlers gebracht. Dort hatte er nämlich mit nicht zu entschuldigender Hintansetzung alles Corpsgeistes den eifrigen Vertheidiger eines Gymnasiallehrers, der sogar im Verdacht des Republikanismus stand, gegen fast sämmtliche Officiere der Garnison gespielt; und dieß in seiner Leidenschaftlichkeit so weit getrieben, daß er mit Arrest bestraft und versetzt werden mußte.

Beide Officiere lebten auf freundschaftlichem Fuße; doch waren ihre Verhältnisse, Gesinnungen und Gefühle zu verschieden, als daß sie wahre Freunde hätten sein können. Schon in jener Bundesfestung hatten sie sich kennen lernen, jedoch wenig genähert. Ein natürliches gesundes Gefühl schließt dem jungen Mann oft rascher und richtiger die guten und bösen Seiten der Menschen auf, als lange Erfahrung; leider hat er gewöhnlich auch Leichtsinn genug, um sich darüber hinweg zu setzen. Als sie sich in der Rheinfestung wieder fanden, entwickelte Eseibus in seinen Unfällen manche gute Eigenschaft, nicht blos sorgte er für seine Familie, sondern auch für unglückliche Verwandte — Rekföhus faßte

Zutrauen zu seinem Herzen. Zudem war er der Meister eines kleinen englischen Klubbs, und der jüngere Officier suchte in der Unterhaltung mit ihm an Kenntniß fremder Sprachen zu gewinnen. Auch ihr besonderes Verhältniß zu den meisten der übrigen Kameraden brachte beide näher; endlich eine gewisse liberale Sympathie.

Eseibus hatte seinen jüngern Freund an dem oben bezeichneten Tage zu einem Spazierritt nach Frodneb eingeladen, einem zwei Stunden Wegs rheinabwärts der Festung freundlichst in Obstbäumen versteckt liegenden Orte, wo sich seine kleine Tochter in Pension befand. Nachdem sie das am weitesten vorgeschobene Fort der Festung hinter sich hatten und bis dahin mit verhängtem Zügel gesprengt waren, hub Eseibus folgendes Gespräch an:

„Hier athmen wir frei, liebster Freund, reiten wir Schritt und stellen wir philosophische Betrachtungen an."

„Wahrlich, in dem angenehmen Dufte der weißen Baumblüthen und bei der Freundlichkeit dieses Maitags können das nur naturphilosophische sein;" antwortete Nekföhus, die Zügel seines Pferdes ein wenig anziehend.

Eseibus. Herrlich ist das Leben, wenn es in Fülle prangt und strahlt. Ich stelle daher als ersten Grundsatz auf, daß wir unser Leben voll und ganz genießen sollen, so lange es noch Zeit ist. Die Bäume verblühen und auch die schönsten Früchte werden faul, wenn man sie nicht zeitig genug genießt.

Nekföhus. Wohl; doch soll man die Früchte auch nicht unreif abpflücken und sie vor dem Wurmstiche hüten, damit sie nicht vor der Reife abfallen und verderben.

Eseib. Wurmstichige Aepfel faulen bald, es ist wahr, wir haben deren genug. Da sind wir doch andere Kerle, ich in meinen Jahren ein noch rüstiger Bursche. — — Zuweilen aber kömmt es mir doch vor als würde ich alt.

Der Teufel hol's, die beßten Jahre so in den Tag und ins Gelag hinein zu leben, unsere Kräfte nie zu großen Dingen verwenden! — — Bin ich doch schon 20 Jahre Officier und habe kaum einen Feind gesehen — denken Sie, zwanzig Jahr Lieutenant, einen Tag wie den andern, god-yield! —

Nekföh. Unerträglich! Ohne Krieg ist uns Jüngern die Aussicht eröffnet, dereinst als Graubärte Hauptmann zu werden; und was ist dann? Die ganze Veränderung besteht in einer winzigen Gehaltsvergrößerung — das Leben bleibt das nämliche.

Eseib. Und wenn endlich auch ein Kriegsgewitter losbricht, unser Geist ist dann im Kamaschendienst versauert und versteift. Die wahre Lust zum Dreinschlagen haben wir nur in der Jugend. Jetzt noch wünschte ich mich in Gefahren hineinzustürzen, etwa die Russen nach Herzenslust niederzusäbeln, um Ruhm und Ehre Alles zu wagen; aber in einem Jahrzehend, fürcht' ich, ist mein Rittersinn verraucht.

Nekföh. Uns ist keine Gelegenheit zur Auszeichnung geboten und Rittersinn will geübt sein, anders als in Paraden. Ueberhaupt hat das Pulver in dieser Hinsicht eine große Umwälzung bewirkt. Die feigste Memme kann auf hundert Schritt, von einem Baum geschützt, den ehrlichsten Kerl ins Gras legen. Und welch' ein Handel wird mit der Ehre getrieben! Ich erinnere Sie an den offenkundigen Betrüger, der in Ansehen lebt, an die Kriecher, Schmeichellecker, Theereiter und Salonsmenschen. Brave Kerle, die gerade ausgehen, gut deutsch sprechen und noch leidenschaftlich für Wahrheit und Recht werden können, gehen zu Grunde. Mit jämmerlicher Eifersucht sieht man auf das Aeußerliche, Formelle, das Uniformirungswesen und tausend andere Kleinigkeiten. Im Mittelalter nannte man doch die Schurken noch bei ihrem Namen, fühlte jede Pflicht frei, zugleich als heiliges Recht, und die Ehre bestand noch nicht in willenlosem

Gehorsam, in einem Sichselbstaufgeben an ein leeres Ding.

Eseib. Selbst das Duell, noch die einzige Ehrenwaffe, welche die Zeit der absoluten Könige überlebte, sucht man heute als etwas Barbarisches, Unwürdiges, Verwerfliches darzustellen. Vielleicht ist unsere junge Welt zu kindisch für jenes Waffenrecht. Noch hier und da sucht's Einer mit philosophischen Gründen zu vertheidigen, die nicht viel werth sind. Die Ehre gilt höher als das Leben, und so lange man jene todtschlagen kann, muß man, um sie zu retten, auch dieses preisgeben dürfen.

Nekföh. Das Duell ist ein alt germanischer Brauch, nicht zwecklos auf uns herüber gebracht: es veredelt die Leidenschaften, erhält den Sinn und das Gefühl für Ehre im Einzelnen frisch und stark, giebt dem Manne Adel und Ritterlichkeit.

Eseib. Nun, es kann besser werden — streben doch alle Völker nach Freiheit, die eines Jeden Ehrgefühl anregen, seine Würde erhöhen muß. Wenn erst das Volk mit dieser bewaffnet ist, wird auch ein neuer Geist in das Heerwesen eindringen — — — Das aber kann ich Ihnen, Freund, auf meine Ehre versichern, ich bin dieses nichtssagende Friedenssoldatenleben so satt, daß ich nach Spanien gehen würde, wenn ich keine Kinder hätte.

Nekföh. Mein Blut bewegt sich schneller bei dem bloßen Namen Spanien. Unwiderstehlich zieht mich diese Nation in ihrem Streben und Ringen an. Die Bewegungen auf der pyrenäischen Halbinsel in diesem Jahrhundert liefern großartige, herrliche, für alle leidende Völker tröstliche Blätter in die Welthistorie. Des Thrones und der Kirche vereinte Despotie waren nicht im Stande, den Freiheitsgeist der Spanier zu tödten — sie werden nach so vielen heroischen Anstrengungen, hoffe ich, nun endlich das Joch zerbrechen.

O, lieber Eseibus, Tag und Nacht quält es mich, daß ich hier ruhig sitzen muß, während dorten für die Freiheit gekämpft wird.

Eseib. Mich nicht minder; doch mich halten meine Kinder, Sie nichts zurück. An Ihrer Stelle als junger lossediger Mann würde ich ganz bestimmt den Krieg in Spanien aufsuchen.

Nekföh. Wie gern möcht' ich's! Doch Vater und Mutter, meine ganze Familie würde sich widersetzen, und, wenn dieß nicht fruchtete, sich abhärmen. Endlich müßte ich meine diesseitige Stellung und alle meine hiesigen Verhältnisse zerreißen; — denn ich würde nur unter der constitutionellen Fahne dienen, die man von hier aus nicht eben begünstigt.

Eseib. Bin wahrhaftig auch kein Freund der Pfaffenherrschaft und ich träte dennoch zu Don Carlos. Auf dieser Seite scheint mir die ritterliche Fahne zu wehen, die Basken besonders sind ein tapferes Volk, das auch um sein gutes Recht zu streiten scheint. Jedenfalls ist hier mehr zu gewinnen als auf der andern Seite — an Ansehen und Ehre. An den Prinzen erhielten Sie leicht Empfehlungen von mächtiger Hand; mit offenen Armen würden Sie empfangen werden, schon aus Politik. Auf der andern Seite ständen Sie allein, von hier aus verlassen, ohne Empfehlungen, alles Schutzes entbehrend, aller Animosität bloß gestellt. Rechnen Sie hinzu, daß allen Zeitungsnachrichten zu Folge, Don Carlos Sieger bleiben würde, schon weil die Geistlichkeit mit der großen Masse der Nation für ihn ist. Zumala Carregui scheint ein genialer, seine Gegner weit übersehender General zu sein; seine Macht ist im Zunehmen; wohl möglich, daß er bald genug den König Carlos V. im Triumphe nach Madrid führt. Zumala Carregui wird Kenntnisse, Talente, guten Willen zu schützen wissen. Welch' ein weites Feld des Ruhmes steht Ihnen dort offen!

Nekföh. Dieß ist möglich; aber Gott solle mich davor behüten, daß ich jemals gegen die Seite, auf der ich das Recht und die Freiheit sehe, meinen Degen ziehe. — — — Niemand würde die blutige Reaction der siegenden carlistischen Parthei hemmen, den Fanatismus dadurch entwaffnen können, daß er ihm dient. Und wenn auch, der Zweck heiligt niemals die Mittel, schon weil wir niemals bestimmen können, ob wir durch diese das Erzielte auch wirklich erreichen, schon weil es eine freche Thorheit ist die Rolle der Vorsehung übernehmen zu wollen. Man hört mitunter sagen, Zumala Carregui benutze den Prätendenten als bloßes Mittel zu einem höhern Zweck; nun gut, in demselben Augenblicke, da er ihn auf den Thron erhübe, könnte ihn selbst der Tod ereilen und alle seine guten und großen Pläne mit ihm verloren gehen.

Esseib. Der Krieg in Spanien trägt einige Farben, welche beinahe im ganzen übrigen Europa verblichen sind. Indeß geben ihm allerdings die Umstände auch den Charakter eines europäischen Partheikampfes; Absolutisten wie Freiheitsliebende eilen zu ihren Bannern, welche sie in Spanien erhoben sehen und schlagen sich dort wie auf umschranktem Kampfplatze, und der Ausgang wird für Europa vielleicht folgenreicher sein, als man noch ahnt.

Nekföh. Gewiß ist der spanische Krieg von allgemeiner, höchster Wichtigkeit. Der siegende Carlismus hätte nur Einen natürlichen Bundesgenossen: Rußland, dem er sich hingeben müßte, da die liberale, im ganzen Westen starke Parthei, ihm keine Ruhe gönnen würde. Sind nicht auch die französischen Carlisten die Verfechter einer französisch-russischen Allianz? Der russische Koloß aber, der uns anregend und wachhaltend nützlich wirken kann, würde Europa gefährlich werden, wenn dieses seiner wachsenden Macht nicht durch den politischen und geistigen Aufschwung anderer Völker das Gegengewicht leistet. Die Hülfsquellen und

günstige maritime Lage der Halbinsel nun können mächtigen Einfluß äußern; sobald ihre Kräfte sich wieder frisch und frei regen, werden sie belebend auf alle Länder am Mittelmeer, auf Afrika, auf Italien, Griechenland und den Orient zurückwirken — und dieß zwar dem russischen Einfluß entgegen. Rußland hat am Mittelmeer ein zweifaches Interesse, das seine Politik auch mit eiserner Consequenz verfolgt: einmal, dort selbst festen Fuß zu fassen; sodann das Erstarken anderer Mächte an den Gestaden desselben nach Möglichkeit zu verhindern. Erwacht aber auf und an dem Mittelmeere frisches Leben, neue Thatkraft, sammeln sich dort wieder junge Nationen, wozu man Hoffnung fassen darf —: so wird dadurch Rußlands Uebermacht auf dieser Seite am kräftigsten entgegengewirkt. Mit einem Wort, ich würde in Spanien auf cristinischer Seite nicht blos für die gute, gerechte Sache und für die Freiheit, sondern auch gegen das carlistisch-russische Bündniß, also gegen Rußland zu kämpfen glauben, gegen den allgemeinen Feind der Nationalität, dessen verderbliche Einflüsse wir leider täglich mehr zu beklagen haben.

Eseib. Wie, Rußland unser Feind? Bei Ihren Ansichten müssen Sie auf tausend Widerwärtigkeiten stoßen. Auf der Schule schon hielt man Sie für einen Demagogen, Sie vertheidigten die Julirevolution, den Franzosen das Wort sprechend, den letzten Aufstand der Polen — Philopole oder Russenfeind — sehen Sie nicht das Schwert des Damokles?

Nekföh. Es ist wahr, mich verdrießt zuweilen das unwürdige Schimpfen über die Franzosen, daß man nichts Gutes und Großes an einer fremden Nation erkennen will, welche doch in der That Großes verrichtet, mit Begeisterung für Freiheit gefochten und gewirkt hat, auch ohne Zweifel noch mit auf der Vorhut zum Schutz und Schirme Europas dasteht. Doch wahrhaftig, die Französischthümelei eines

Deutschen ist mir in der Seele zuwider und verhaßter als sonst Etwas auf der Welt.

Eseib. Mag dieß sein — Sie sollten Ihre Ansichten mit größerer Zurückhaltung aussprechen. Wie viele Unannehmlichkeiten erlitten Sie schon ihrethalben — — — Immerfort beargwöhnt man Sie, selbst Ihrem strengen Verhalten und Eifer im Dienste dichtet man gehässige Motive an.

Nekföh. Man urtheilt wie man versteht. Ich versichere Sie, daß ich schon zu jener Zeit, da mir die ersten Unannehmlichkeiten im Militärrocke zustießen, den Entschluß faßte, meinen Abschied zu nehmen und mich in möglichst unabhängiger Stellung den Wissenschaften und den Interessen des deutschen Vaterlandes hinzugeben, bis die Kriegsdrommete erschalle. Nur eine theure Pflicht hielt mich bis jetzt davon zurück.

Eseib. Schmieden wir keine Pläne für die Zukunft; das nächste Ereigniß löscht sie aus, wie Schriftzüge im leichten Ufersand die erste Welle, welche sich über sie ergießt. — — Halloh, munter, setzen wir einen kleinen Trab an. — —

Schnell stoben die Pferde unter den blühenden Obstbäumen hin, mit welchem Wege, Ufer und Felder im Rheinthal besetzt sind. Bald stiegen die beiden Officiere, welche der Bequemlichkeit halber bürgerliche Kleidung trugen, im Gasthofe zu Frodneb ab. Nachdem Eseibus seine Tochter besucht und ein Mittagbrod eingenommen worden, begaben sie sich nach dem ½ Stunde weiter gelegenen Orte Krähsayn, wo, wie man ihnen sagte, Volksbelustigungen — das Nachfest einer Kirchweihe — Statt hatten und sie viele Bekannte antreffen würden. Die Lage dieses insonders durch Eisengewerbe blühenden Ortes ist überaus reizend. Von einer Höhe, die zwischen den beiden Ortstheilen ins Thal vorspringt und zwei Bäche scheidet, welche bald darauf vereint in den Rhein münden, blicken die morschen Thürme

und das weitläufige Gemäuer der alten Sayner Burg romantisch herab. Den Ruinen nördlich gegenüber, hoch über sie empor, ragt ein vielbesuchter Kegelberg, der eine der schönsten Aussichten am Rhein darbietet. Westlich übersieht man diesen prächtigen Strom in weitem Lauf, seine reichen Thalfluren und zahlreiche Ortschaften, weiterhin schöne, vulkanisch geformte Berggruppen; östlich schaut man in ein wildromantisches Thal. Der Standpunkt erinnert fast an alle Zeiten, ungetrübt, weil überall blühendes Leben der Gegenwart.

Am Fuße dieses Berges steht ein Wirthshaus mit einem freundlichen Garten, an dessen Mauerböschung unten eine Straße hinläuft. Da ließen sich die Freunde nieder, bald vereinigt mit einigen Bekannten um eine große Bowle aromatischen Maiweins, den man nur in diesem Lande zu bereiten und zu trinken versteht und der solche leicht überwältigt, die nicht ganz vertraut mit ihm sind. Alles umher war wogendes Leben und aus dem Hause schallte heitere Tanzmusik.

Perfektester Gentleman Großbritaniens, grandiosester Caballero von Castilien, die Ihr Euch rühmt nie über das Maaß getrunken zu haben, ich prophezeie Euch, ja selbst den eifrigsten Mitgliedern aller Mäßigkeitsvereine: hier würde Euer Ruhm sein Ende finden. Ein leichter, heiterer Himmel, eine duftende, strahlende Frühlingsnatur, eine fröhliche Gesellschaft gemüthlicher Deutschen, reizende aufregende Umgebungen aller Art und eine Bowle des geistigsten Weines — des jungen 1834er — mit aromatischen Kräutern gewürzt, die sich nimmer leert —: im Genuß von dem Allem würdet auch Ihr, geistig berauscht, das Maaß der Nüchternheit überschreiten, ohne daran zu denken, und im Stiefel sein, ohne es zu wissen. Die Söhne Rheinlands aber bedürfen solcher Versicherung nicht erst, um zu begreifen, daß die beiden Freunde schon bei der ersten Bowlenattake einen kleinen Hieb davon trugen.

Die Gesellschaft mehrte sich. Aus einem andern Orte kamen zwei Kavallerieofficiere an, Eseibus' Freunde und flotte Junggesellen, und weil diese noch weiter wollten, so beeilten sich Alle einer großen neuangesetzten Bowle und noch einer andern auf den Grund zu kommen. Die nächste Wirkung war eine ausgelassene Stimmung. Nekföhus, angezogen durch die verlangenden Blicke eines schwarzbraunen Mädchens, ergriff deren Hand, eilte mit ihr — anderen Paaren nach — auf den Tanzsaal und wirbelte flammend umher. Gluth und Verwegenheit des Einen glichen der des Andern — Beide waren berauscht. Nach einer Stunde solchen Tumults stieg er aus dem Tanzsaal wieder in den Garten zu seinem Freunde Eseibus hinab, den er in der übelsten, der seinigen völlig entgegengesetzten Laune und von einer großen Batterie von Weinflaschen umgeben antraf.

„Es ist Zeit, Bruder, wir wollen unsern Rückweg antreten;" sagte er zu ihm, da auch seine Tänzerin sich zum Nachhausegehn angeschickt hatte.

„„Mir ist das ganz gleichgültig; ob heute oder morgen"" —

„Was ist denn geschehen?" frug der jüngere, indem er des Gefährten Hand ergriff und ihn zu begütigen suchte.

„„In die Hölle mit der Otternbrut! Dieser Herr *** wollte noch das Avancement des Grafen *** entschuldigen, der doch vor uns ältern Officieren, die er überflogen, keinen andern persönlichen Vorzug hat, als daß er adliger Eltern Kind ist! Köstlich, wie man die Anciennität umgeht: als Lieutenant versetzt man ihn in ein anderes Corps, macht ihn hier zum Capitän und bringt ihn als solchen in das unsrige zurück! Der junge Graf ist jetzt Hauptmann, wie wird er lachen über uns alte Lieutenants!""

„Lassen Sie es gut sein," rief Nekföhus seinen empörten Freund umarmend, „lächeln Sie über die Kleinigkeit wie über einen schlechten Spaß, der nur dem Spaßmacher

schadet. Denn die Zeit wird wieder kommen, ein neuer Freiheitskampf, wo auch der Bürgerliche seinem Werthe nach Geltung erhält."

Dieses laute, unverhohlene Gespräch erregte die Aufmerksamkeit der Umhersitzenden, unter welchen sich mehre Beamteten befanden.

„„Hören Sie,““ sagte Eseibus, „„wie die Burschen dort eine Flasche Wein auf meine Gesundheit jubelnd ausleeren? Der Spaß gefällt mir.““

„Recht so, Freund," rief Nekföhus, indem er ebenfalls eine volle Flasche den durstigen Kehlen auf dem Wege unten zuschleuderte: „ich will thun wie Sie, die Burschen drunten sollen sich auch freuen, alle Welt soll glücklich sein. — Sind Sie nun wieder zufrieden?"

Indem riefen mehrere Stimmen: da kömmt der Graf!

„„Schon wieder ein Graf““ — sprach Eseibus.

„Was, Freund, scheeren uns die Grafen? — Stoßen Sie an: Tod allen Grafen!" rief Nekföhus, ein Glas schwingend. So wollten es nemlich jener Graf selber und ein Gensdarm gehört haben, der einige Augenblicke darauf zu den beiden bürgerlich gekleideten Officieren trat und sie barsch aus Auftrag des Kreislandraths nach Namen und Stand befrug. Dieser Beamtete, in der Umgegend stets „der Graf" genannt und dem Nekföhus gänzlich unbekannt, war zufällig an dem Garten vorübergegangen, als Eseibus die erste Flasche weggeschleudert hatte, und in den Irrthum verfallen, es sei auf Beleidigung, Verhöhnung seiner bewürdeten Person abgesehen. Darin hatten ihn bei seinem nochmaligen Vorübergehen obige Ausrufe nicht nur bestärkt, sondern auch die höchst scharfsinnige Vermuthung bei ihm fast bis zur Gewißheit gesteigert, daß die beiden verwegenen Männer geheime Mitglieder der Gesellschaft der Menschenrechte oder der revolutionären Propaganda sein möchten.

Solchen gefährlichen Leuten auf die Spur zu kommen, schickte er ihnen öffentlich Gensdarmen auf den Hals.

Nekföhus, bis dahin der friedlichere, wechselte jetzt mit dem Gefährten die Rollen. Von Natur heftig, gebürtig aus einer glücklichen Gegend, wo man aus Vorurtheil schon jede Nähe eines Gensdarmen beschimpfend hält, gerieth er in zornige Aufwallung, in die Eseibus' Leidenschaftlichkeit verschwamm — wie der geräuschvollste Bach sich stumm in die Wellen eines größern Stromes verliert.

Eseibus gab Stand und Namen an, und beging dabei doch die Unklugheit, den Grafen laut zum Zweikampfe herauszufordern, wodurch es dessen Interesse wurde, den Vorfall bei der Behörde anhängig zu machen. Nachdem der Gensdarm fortgegangen, mischte sich noch ein Dritter — auch ein Bediensteter im selbigen Kreise — unberufener Weise in den Kohl, was damit endete, daß der jüngere Held dieses Zwischenspiels, in dessen Brust es kochte, aufgereizt durch gröbliche Schimpfwörter, mit seiner Reitgerte dem Eindringling über das Gesicht schlug und hierauf einen eisernen Stuhl auf dem Boden zerschmetternd, ein Stück davon nöthigenfalls zur Wehre ergriff.

Der zur Besinnung gekommene Eseibus gab sich jetzt Mühe seinen Gefährten zur Abreise zu bewegen. Als dieser aber den herrlichen Schauplatz von Krähsayn noch behaupten wollte, verließ er ihn und kehrte allein vorerst in den Gasthof von Frodneb zurück. Nekföhus versank darüber in eine wehmuthsvolle Stimmung, in welcher er eine seltsame, später durch viele Zeugen bekundete, zweistündige Rede an die Umstehenden hielt, trotz dem beßten Tischredner Englands und den bekutteten des deutschen Mittelalters. Politische und religiöse Dinge im sonderbarsten Gemisch waren ihr Inhalt; er sprach pathetisch. Besonders gab ihm der vorbeiströmende Bach viele Bilder an die Hand. Man kann

seinen Lauf hemmen, sagte er, wie die Freiheit und den Fortschritt der Völker; aber endlich bricht das angestaunte Wasser durch alle Dämme und überschwemmt dann verheerend die Fluren. — — Franzosenfreunde unter uns Deutschen wären der Freiheit unwürdig. — — Nicht nach Westen seht, Deutsche, vertrauet auf Gott! Er errettete sein Volk Israel aus der ägyptischen Sklaverei — Pharao ertrank mit allen seinen Knechten in den Fluthen des rothen Meeres. — — Auch Euch wird Gott einen Moses senden u. s. f.

Endlich ließ seine Beredsamkeit nach; völlig abgespannt bestieg er nun eine bereit stehende Calesche und fuhr nach dem Gasthofe von Frodneb zurück, wo Eseibus bereits der Ruhe pflegte. Während der Nacht störten ihn entsetzlich beängstigende Träume; aus ihnen auffahrend, fühlte er sich wie zerrissen, ohne noch klar zu wissen warum; ihm träumte von Gensdarmen, vom politischen Inquisitionstribunal, von seinen Eltern, die verzweifelnd die Hände rängen.

Am schon lichten Morgen erwachend, sah er eine fremde Kammer mit zwei Betten, in dem einen lag er, in dem andern Eseibus. Sie sahen sich schweigend an, es überlief ihn schaudernd das erste klare Gefühl von dem Geschehenen. Endlich frug er mit bebender Stimme seinen Gefährten: „Eseibus, was ist gestern aus uns, was aus mir geworden? Sprecht das Schlimmste ohne Rückhalt!“

„„Nein, beim großen Himmel,““ antwortete dieser, „„Sie denken zu Arges. Was wir gestern waren, sind wir auch noch heute — ehrliche Leute. Es war ein unglücklicher Tag, ein ärgerlicher Exceß — wenn Sie wollen — wir müssen uns auf Mancherlei gefaßt machen; aber die Ehre, bei Gott, die Ehre ist nicht verloren.““

„Gott sei Dank!“ sagte Nekföhus, indem ihm die Thränen aus den Augen brachen; „wenn das nur ist, mag kommen, was da will.“

Ein pensionirter Officier, Eseibus' Bekannter, trat in diesem Augenblick bei ihnen ein und bot ihnen seine Dienste an. Er ging mit ihren Aufträgen zu dem Grafen und dem andern Kreisbeamten. Jedoch hatten sich diese überaus eifrig, bereits am frühen Morgen nach der Stadt und Festung begeben, um bei den höchsten Provinzialbehörden persönlich Anzeige von dem gestrigen Vorfalle zu machen. So konnte die Sache nicht mehr unterdrückt werden; um so weniger als der Exceß das Alles zu bestätigen schien, was über die exaltirt liberale Gesinnung des Nekföhus nur jemals verlautet hatte. Wie verschieden war das Gespräch der beiden Genossen auf dem Rückwege von dem auf dem Hinwege.

Bei ihrer Zurückkunft hatte Fama das Ereigniß schon hundertfach vergrößert. Bereits war eine gerichtliche Untersuchung beschlossen. Lügen über Lügen liefen umher. Nekföhus wurde demagogischer Redensarten bezüchtigt, ja! er sollte einen Versuch zum offenen Aufruhr gemacht haben, den nur die Treue des Volkes und geeignete Maaßregeln der Polizei verhindert hätten. Er selbst sagt bei einer spätern Gelegenheit davon:

— — — „Ach, andern Tags mit welcher Qual
Begrüßt' ich den Gefährten wieder!
Wir ritten schweigend durch das Thal
Und hörten nicht der Vögel Lieder —
So zogen wir von Krähsayn heim,
Von Sayn.

Und weh! ein heimlich Flüstern lief
Uns schon voraus durch alle Gassen,
Der schmunzelte, der schwieg, der rief:
Was ich gethan, was ich gelassen; —
Und Alle sprachen, groß und klein,
Von Sayn.

Ein Bursche, der ein Mädchen spricht,
Gilt gleich der Welt für ihren Freier;
Die Mücke, die 'ne Dame sticht,
Schilt sie gewiß ein Ungeheuer —
Mir selber jagt' ich Schrecken ein —
Um Sayn.

Die Maus enthüpft als Elephant
Dem Schooße einer alten Base —
Weltungethüme aus dem Sand
Erriecht des Spürers lange Nase:
So ging es meinem Böckelein
In Sayn.

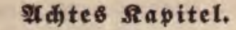
Kein Böcklein! rief gar schlau der Fuchs:
Ein Bock, nein mehr, ein Riesendrache!
Ja, endlich zur Empörung wuchs
Mein Blöken an dem Sayner Bache:
Man sah des Aufruhrs Flammenschein
Gen Sayn.

Nun ward's gar ernsthaft; es betrübt,
Was alle Zeiten neu bekunden:
Daß Wen am meisten Du geliebt,
Der reißt am tiefsten in die Wunden:
Ach, Menschen fand ich kläglich klein
Durch Sayn!" — — —

Zu Hause eine Einladung von einer liebenswürdigen gräflichen Familie vorfindend, konnte Nekföhus, der allen Grafen sollte den Tod getrunken haben, natürlich vorerst keinen Gebrauch davon machen. Er faßte den Entschluß, in wissenschaftlicher Zurückgezogenheit das Ende der Untersuchung ruhig zu erwarten. Um äußere Berührungen zu vermeiden, ließ er sich krank melden; was jedoch unnöthig war, indem

ihm alsbald ein Befehl zukam, der ihn vorläufig vom Dienste suspendirte. Er rang lange mit seinem Schmerze, und als er ihn bewältigt hatte, schüttete er sein Herz in einem Briefe aus, der also schloß:

„Nicht mich zu rühmen der That, ach, der bitter gerügten, begehr' ich —
Nur vor Verläumdung und Lug, nimm sie, o, Wahrheit! in Schutz.“



Achtes Kapitel.

Verlauf und Schluß des Zwischenspiels aus Deutschland.

> — — — Es liegt um uns herum
> Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
> Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
> Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.
>
> **Göthe.**

Derjenige, welcher das Glück scheinbar oder wirklich aufgiebt, beginnt erst, wahre Lebenserfahrungen zu machen und Menschenkenntniß einzusammeln. Wenn alle seine Verhältnisse wanken, erfährt er mit ihnen gleichsam einen chemischen Prozeß, wo sich Alles scheidet, läutert und neu gestaltet: dann erst erkennt er Schlacke und Schmutz, so sich an ihm hing, aber auch das lautere Gold schimmert hell durch. Wenn dann nicht, wird er niemals menschlichen Werth in die Gesinnung und den Charakter setzen lernen, und nicht in glänzende Außenseiten, beträfen diese auch Schönheit, Talente, Kunst, Kenntnisse. Alles vermag uns zu täuschen, nur der Mann von edler Gesinnung und guter Bestrebung täuscht uns nicht. Sittliche Lauterkeit, moralische Größe sind die am höchsten zu schätzenden Eigenschaften — Güter, unwandelbar und unantastbar, die alle Prüfungen bestehen. Nur ihnen wende deine Freundschaft zu, **sive despecta ejus fortuna, ut plerumque in calamitate ex amicis inimici existunt.** Natürlich hatten den revolutionären Ausbruch

des jungen Nekföhus jetzt viele kluge Köpfe längst voraus-
gesehen, vorausgesagt und erwartet; und andere schlugen sich
jetzt an die flache Stirn, daß sie jenem nicht schon früher
geglaubt und in ihm nicht schon längst den Demagogen er-
kannt hatten; natürlich ferner, daß die ehemaligen schwachen
Freunde sich jetzt selbst nicht scheuten, ihn zu verletzen, da
das frühere Verhältniß sie in Verdacht gleicher Gesinnung
bringen konnte. Nur von Einem schmerzte ihn dieses Be-
nehmen auf's tiefste. Ihn hatte er einst in der Residenz
gegen seine Ehre hart betreffende Anschuldigungen auf das
wärmste vertheidigt; ohne damals noch sein Freund zu sein.
Seitdem sie sich in der Rheinfestung wiedergefunden, lebten
sie auf intimem Fuße. Nekföhus liebte ihn wegen seiner
Lebhaftigkeit, seiner Liebe zu den schönen Künsten und selbst
wegen seiner scheinbar treuen Neigung zu einer jungen,
reichen Erbin, einem höchst liebenswürdigen Mädchen, und
hatte aus ihm einen Freund und einen Mann erziehen wollen.
Kaum acht Tage vor dem Vorfall hatte er noch an Nekföhus
Halse erheuchelte Thränen vergossen, als er diesem das Du
angeboten, und auf die Warnung: er kenne seine Grundsätze
und wisse, daß diese ihn leicht in die größten Unannehmlich-
keiten verwickeln könnten, mit dem Schwur geantwortet:
„Niemals und unter keinen Umständen werde er ihn zu lieben
aufhören!“ Nach dem Vorfalle schickte ihm Nekföhus seine
Briefe und Papiere mit den Worten zu: „Ich kann mich
bald gezwungen sehen, Deutschland zu verlassen, um mich der
Gefangenschaft zu entziehen, welche mir, wie Du weißt, das
größte Unglück erscheint. In Deinen Händen weiß ich dieß
Kostbarste, das ich besitze, sicher. Vielleicht kommt noch die
Zeit, wo ich es bei Dir wieder abholen darf. — — Ich
erlaube Dir nicht, ferner mich zu besuchen, damit kein Ver-
dacht Dich treffe; nur einmal noch, den Abend vor meiner
etwaigen Abreise, will ich Dich in meine Arme schließen.“

Und was that der Freund? Er sandte die Papiere zurück nebst leerer schriftlicher Entschuldigung. —

„Donec eris felix, multos numerabis amicis,
Tempora si fuerint nubila, solus eris.“

Sechs Wochen beinahe vergingen, ohne daß die Untersuchung ihren Anfang genommen hatte. Höhern Orts stritt man um den competenten Gerichtshof. Glücklicher Weise widersetzte sich die Militärbehörde der Aufforderung des Justizministers, die Officiere von der außerordentlichen Commission für demagogische Umtriebe in der Residenz richten zu lassen; — und endlich ward für ein Kriegsgericht entschieden. Sobald dieß geschehen, wurde Nekföhus verhaftet; Eseibus, keiner aufrührerischen Absicht angeklagt, blieb natürlich frei.

Von einem ältern Kameraden in's Militärarresthaus geleitet, und ihm dort seinen Degen zur Ueberlieferung an den Commandanten übergebend, trat er in seine neue Wohnung, eine Dachstube, ein, geschwind vernahm er hinter sich schwere Riegel seiner Thüre vorschieben. So war er, freie Luft durch Eisengitter athmend, abgeschieden von der übrigen Welt, der Folter einer ungewissen Lage und dem Schmerze hingegeben, seine Familie — fama crescit eundo — beängstigen, betrüben zu müssen.

Einige Tage später wurde das erste Verhör mit Nekföhus angestellt. Er hatte keinen andern Vertheidigungsplan, als den, die Wahrheit zu sagen; war er sich doch keiner aufrührerischen Absicht noch Handlung bewußt. Nur suchte er wie schon früher, jede Schuld von seinem Gefährten, der Vater von drei Kindern war, möglichst auf sich zu wälzen; obschon er erfahren mußte, daß dieser anders verfuhr. — Nichts ist unerquicklicher, als ein instruirender Richter, mit dem Gesicht einer Atropos. Wenn Nekföhus an den Gerichtstisch gerufen wurde, war ihm, als sähe er die Parze

unabwendbar in Thätigkeit. Acht Tage nach dem Verhöre, während welcher sich Nichts in seinem Gefängnisse veränderte, und nur der Wurm der Ungewißheit mit jeder Stunde empfindlicher in seinem Innern nagte, empfing er ein Zeichen lebhafter Theilnahme, das ihn auf das freudigste erschütterte und ihm seine Lage erträglicher machte. In einer Federspule wurde ihm auf Seidenpapier von der Hand eines noch unbekannten Freundes berichtet: nach der Anklage und den ersten Aussagen der Gensdarmen stehe ihm mindestens Cassation und eine 10jährige Festungsstrafe bevor; er dürfe die Blüthe seiner Jahre jedoch nicht im Gefängniß zubringen; die französische Gränze sei nicht fern; Paß, Kleidung, Wagen, Geld würden auf der Straße nach Frankreich bereit stehen und Mittel zur Flucht sich ausfindig machen lassen. Ihm pochte beim Lesen dieser Worte das Herz an die Rippen, er dünkte sich ausgesöhnt mit seiner Lage — Nichts in der Welt erhebt mehr, als freundlicher Zuspruch in der Noth. Doch wies er vorläufig den Anschlag zurück, im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit. Glücklicher Weise erwiesen sich auch alle Vorbereitungen als unnöthig. Kein einziger Zeuge vermochte irgend etwas gegen ihn auszusagen, das die schwere Anklage begründet hätte. So sah man sich denn endlich genöthigt, ihn aus der Untersuchungshaft zu entlassen und ihm seinen Degen wieder zuzustellen.

Wie entzückte ihn die Freiheit, deren Köstlichkeit er schätzen gelernt hatte! Hinaus eilte er auf's Land, stürmte er durch Wald und Fluren, erquickte sich in den grünen Wellen des Rheins — seinem liebsten Vergnügen, das er so lange hatte entbehren müssen — erkletterte er die höchsten Berggipfel und Felsspitzen umher und weidete Augen, Sinne und Herz an den herrlichen deutschen Landschaften.

Zwei Freunde von ächtem Korn waren ihm geworden, die ihm überreichen Ersatz für die verlornen boten. In

trautem Umgange mit ihnen, im Verkehr mit der Natur und den Wissenschaften und in völliger Zurückgezogenheit von der großen Gesellschaft erheiterte sich sein Leben und gestaltete sich dasselbe inniger, erquicklicher, schöner als jemals vorher. Auch sonst in stillen Familienkreisen erfuhr er viel Liebe. Wenn ich an ihn denke, sagte eine Freundin zu einer andern, kreischt mein Herz laut auf.

Sein Entschluß war längst unwiderruflich gefaßt. Gleich anfangs hatte er einen Versuch gemacht, seinen Abschied aus dem Militärdienste zu erhalten, schon um dadurch die ganze Untersuchung zu vermeiden; allein derselbe war mißlungen, weil man ihn für strafbar hielt. Nach beendigtem Prozesse wollte er unter allen Umständen seine bisherige Stellung verlassen. Mit Spanien beschäftigte sich seine Phantasie am meisten und lebhaftesten. Dort wirken zu können, bereitete er sich in sprachlicher und militärischer Beziehung vor.

Unterdessen schritt die peinliche Untersuchung langsam vorwärts. Die Dinge nehmen eine so günstige Wendung für Nekföhus, daß der Inquirent selbst — ganz gegen dessen anfängliche, vielleicht zuversichtliche, „Vermuthung" — ihm eine völlige Freisprechung durch's Kriegsgericht in Aussicht stellte, indem er einmal im Grunde nichts verborgen und sodann überhaupt die Begebenheit nicht veranlaßt habe, vielmehr als deren Opfer erscheine. Im October desselbigen Jahrs endlich waren sämmtliche Zeugen vernommen und die Acten bis zur Spruchreife gediehen. Es frug sich nun, wo das Kriegsgericht sollte abgehalten werden. Nekföhus' Interesse wies entschieden auf die eigene Garnison hin, in der man den Zusammenhang des Vorfalls am besten kannte; da aber Eseibus sich dieß nachtheilig glaubte, zögerte er keinen Augenblick, dem Wunsche des letztern zu willfahren und erklärte zu den Acten, daß er im Voraus sich allen Wünschen seines Mitangeklagten anschließe. Um diesem überhaupt in der

ganzen Sache die freieste Hand zu lassen, benutzte er jetzt einen ihm schon vor dem Unfall bewilligten Urlaub und eilte nach seiner Geburtsstadt.

Nachdem man Ungemach und Schlechtherzigkeit in der Welt erfahren hat, erscheint die Liebe um so inniger und rührender, welche man in der Familie wieder trifft. Unglücklich ist, nur wer auf Erden allein steht. Und doch achtet man im Uebermuth des Lebens häufig die Liebe gering, welche die Angehörigen so reich, so unermeßlich zollen. Durchirre die Welt von einem Pole zum andern, du wirst die Liebe nirgends finden, mit der an den väterlichen Heerd zurückkehrend, Mutter und Vater dir die Arme entgegenbreiten, Thränen im Auge.

Ach, seine Eltern ahnten nicht, daß vielleicht in dem Augenblick, da sie ihren Sohn voll Hoffnung umarmten, ein furchtbares Gericht über ihn gehalten wurde, welches ihn zu Schmach und Gefängniß verdammen konnte. Er täuschte sie, aus falschverstandener Liebe. Nun bereitete er sie auf sein nahes Ausscheiden aus dem Dienste vor. Doch Mutteraugen sehen tief in das Herz der Kinder. Nekföhus hatte schwere innere Kämpfe zu bestehen, wenn seine Mutter zu ihm sagte: „Du bist nicht mehr fröhlich und heiter wie ehemals, Du hast dich verändert und bist ernster geworden, als sich für Deine Jahre ziemen will; was fehlt Dir, was nagt an Dir — schütte Dein Herz vor Deiner Mutter aus; — —“ oder wenn der Vater Unruhe über seine politischen Meinungen äußerte, die den ehrwürdigen Greis jedoch nicht abhielt, ihn zu ermahnen, stets und unter allen Verhältnissen der Pflicht und dem Gewissen zu folgen, und der Ueberzeugung treu zu bleiben.

Die Abschiedsstunde nahte heran. Nekföhus wußte, daß er das Vaterland bald verlassen werde, ohne die theuern Verwandten noch einmal an sein Herz drücken zu dürfen.

Seine Schwermuth ging auf Alle über — eine tiefe Trauer lag über dem Hause.

Das Kriegsgericht war unterdessen abgehalten worden und der Spruch wurde, doch erst nachdem er vorher von der höchsten Seite Bestätigung erhalten hatte, den beiden Angeschuldigten eröffnet. Das Gericht hatte den Eseibus zu einjährigem, den Nekföhus zu sechsmonatlichem Festungsarrest verurtheilt. Appellation ist nicht statthaft; vielmehr wurden beide Officiere angewiesen, ihre Degen dem Festungskommandanten zuzusenden und sich alsbald auf die hohe Veste zu verfügen.

Es giebt dorten mehre Kathegorien von Staatsgefangenen, die eine sehr verschiedene Behandlungsart erfahren. Unsere beiden Helden gehören zu der ersten, welche am „mildesten" behandelt wird. Sie fanden bereits ein Dutzend Leidensgefährten vor, junge Officiere, die aus den verschiedensten Ursachen sich die unbequeme Lage zugezogen hatten — mannigfache Karaktere, doch keiner von Auszeichnung. Die näheren Anordnungen für die Gefangenen hängen mehr oder minder von der Persönlichkeit der Festungskommandanten ab. Die Erlaubniß von 8 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends im Rayon der Festung ausgehen zu dürfen, wurde später etwas beschränkt. Jeder hatte seine eigene Stube oder vielmehr sein eigenes Kasemattengewölbe, in dem er sich nach Bequemlichkeit oder Mitteln einrichten konnte. Die Fenster waren nach dem Kunstausdrucke mit „schwedischen Gardinen" behangen. Sie boten die Aussicht auf das Innere der Veste hin, auf Wände, deren glatte Oberfläche die Sonnenstrahlen schillernd in die geweißten Kasemattenräume zurückwerfen. Die Menschen erbittern sich oftmals das Leben lieber, als sie es sich verschönern. So ging es auch mit jenen Staatsgefangenen, die sich aneinander rieben und nichts Besseres zu thun wußten, als sich gegenseitig zu ärgern.

Eseibus nahm eine feindselige Stellung gegen Nekföhus an. Er hatte die Absicht, im Dienst zu bleiben und trug deshalb Grundsätze zur Schau, von welchen er glaubte, daß sie seinen Kameraden am meisten zusagen würden. So sind die Menschen, welche von Natur gerne Neigung zur Unabhängigkeit haben, aber nicht moralische Kraft genug besitzen, ihrer Ueberzeugung getreu zu handeln und der Wahrhaftigkeit jedes Nebeninteresse zu opfern. Es ist minder gefährlich einem tugendhaften, ehrenwerthen Manne, der unsere Meinungen nicht theilt, volles Vertrauen zu schenken, als dem Gleichgesinnten ohne Karakter.

Langsam verstrichen die Tage der Gefangenschaft. Je näher dem Ende, desto länger erschien dem Ungeduldigen die noch übrige Zeit. Die Untersuchungshaft wurde ihm nicht abgezogen, keine Stunde ihm geschenkt. Endlich im August des Jahrs 1836 erhielt Nekföhus seinen Degen zurück und verließ die kalten Mauern der unheimlichen Kasematten. Mit einem Freunde machte er sofort einen Ausflug auf's Land. Wie Jemand, der von halbjährigem Krankenlager aufsteht und zum erstenmal wieder in die freie Natur hinaustritt, sich dieser, des frischen, klingenden und strahlenden Lebens tiefinniglich erfreut, so auch der Befreite. Unaussprechlich herrlich muß dereinst die Auferstehung von den Todten sein!

Mit dem Blick auf Spanien, erwartete er nun sehnlichst seinen Abschied. Nach einigen Wochen erschien denn auch das Schreiben mit der gewünschten Aufschrift: an den Lieutenant außer Diensten. Noch einige Ehrengänge waren zu machen, noch ein Paß, noch ein kleines Wechselgeschäft zu besorgen und dann Stadt und Festung und all' den treuen, lieben Freunden ein Lebewohl zu sagen! Schon am zweiten Tage, nachdem ihm die Verabschiedung aus dem Dienste notificirt worden war, bestieg Nekföhus wohlgerüstet das

Dampfschiff und zog entgegen dem Lande seiner vorläufigen Hoffnung.

Aus einem Briefe des Nekföhus an seine Angehörigen.

Cöln, 1836.

— — Im beiliegenden Paquet empfangt Ihr Alles, was ich im Vaterlande von mir zurücklasse, hebt es mir auf bis zu meiner Rückkehr — — — Morgen reise ich von hier über Brüssel nach Spanien ab. Ihr wißt, das ist kein voreiliger Entschluß, keine Laune, ein wohlüberlegter Plan. Kann ich Spanien nützlich werden, will ich dort verweilen, bis die Sache der Freiheit gesiegt; finde ich keinen passenden Wirkungskreis, kehre ich binnen Jahresfrist heim. Niemals will ich Spanier werden — das Vaterland geht mir über Alles. Das Militärsein im Frieden füllte meine Seele nicht aus — es wird in subalterner Stellung trostlos für einen strebenden Menschen. Ich will auch einmal dem leibhaftigen Krieg in die Augen schauen, ich muß auch einmal die Welt sehen, fremde Völker und Länder kennen lernen, daß ich einen Maaßstab gewinne, zur Vergleichung der Nationen, daß ich mein Urtheil prüfen, meine Ideen berichtigen und später ohne Vorurtheile und gründlicher dem Vaterlande dienen könne. Die Zeit wird gewiß für mich nicht verloren sein. Ich werde eine Nation in voller Bewegung, in tiefster Aufregung sehen, wo alle Leidenschaften entflammt, alle Kräfte gespannt, gehoben, angefeuert und auf ein großes Feld der Thätigkeit gerufen sind. In solchen Zeiten mag man in einem Jahr mehr Erfahrungen einsammeln, als während ruhiger Tage im ganzen Leben.

Sie, lieber Vater, haben Vorurtheile gegen Spanien — schon weil es katholisch ist, schon weil Nachbars Söhne *dort im* Befreiungskriege geblieben sind, weil viele tausend

Westphalen auf spanischem Boden geblutet haben, viele Tausend in spanischer Erde begraben liegen. Doch sehen Sie, Spanien kämpft jetzt mit allen den Uebeln, welche der Despotismus ihm aufgeladen hat — es will sie abschütteln, es will freier, lichter werden. Sehen Sie doch, wie es blutet unter der Schuld der Vergangenheit, wie es strebt und ringt nach der bessern Zukunft. War es wirklich vor andern Nationen zurückgeblieben, so ist sein gegenwärtiges Aufflammen um so erfreulicher. Die Spanier entwickeln eine Thatkraft, die uns beschämen sollte. Ein frisches, heiliges Freiheitsgefühl weht mir von dort entgegen, das hier leider mehr und mehr zu erkalten scheint. Begeisterung treibt mich nach Spanien, Begeisterung für Freiheit. Soll ich sie und Thatendurst für sie nur fühlen, um ihn stets zu bekämpfen, um ihn nie zu sättigen? Liebliche Aepfel winken und locken aus Hispanien herüber — bin ich verdammt, sie niemals zu pflücken? Und wären sie Täuschung, die Frucht auch bitter — ich kann mir nicht helfen. Nein, je unglücklicher Spanien, desto heißer, desto glühender wird meine Sehnsucht dahin.

Handle ich nicht auch in des Vaterlandes Diensten, wenn meine Kräfte zur Freiheit Spaniens mitwirken? Liegt im deutschen Interesse nicht die freie Entwickelung jeder Nation? Deutschland gewinnt überall, wo der auf den Völkern lastende Druck gesprengt wird. Spanien ist in der ganzen neuern Geschichte unser Verbündeter gewesen. Und was ich dort erfahren und lernen werde, ich lerne es für mein Vaterland. Ja gewiß, ein deutscher Sohn bleibe ich mit Herz und Sinn. Betrübt Euch denn nicht, Innigstgeliebte daheim! Gott wohnt überall. Und was sind Gefahren hierunten, die uns ja stets umschweben? Ich werde Euch wiedersehen — Euch Alle! und Euch dann um so freudiger, inniger an mein Herz drücken, das mir jetzt versagt ist — ach! das ich mir versagen mußte.

Mein Entschluß stand fest — warum sollte ich mir die Ausführung noch erschweren, sie bitterer machen? — Ich bitte Euch denn, besorgt Euch recht viel um mich; aber mit jener freien Liebe, welche über das Vergängliche hinwegblickt, sich zu dem Ewigen, zu Gott aufschwingt. Wir Alle sind seine Kinder und stehen in seiner allmächtigen Hand, und in ihm sind wir des ewigen Lebens gewiß und darum auch des Wiedersehens; hier oder in einer bessern Welt, wo keine Trennung mehr statt hat. Gott schütze und tröste Euch!

Aus einem andern Briefe.

Cöln, 1836.

Als Dein Haupt, mein lieber Freund, bei unserm Abschied an meine Brust sank und ich die Thränen Deinen Augen entstürzen sah, war es mir, als solle mir das Herz zerpreßt werden. Jetzt, da schon so viele Meilen — vielleicht unser ganzes zukünftiges Leben — zwischen uns liegen, jetzt bin ich wieder ruhig und der Schmerz drückt nicht mehr meine Seele. Mußte es doch sein! Begann ich doch nur das auszuführen, dem Ihr Eure volle Zustimmung gegeben habt!

Die bunte Welt auf dem Dampfschiffe störte mich wenig; in meinen Mantel gehüllt, saß ich einsam auf dem Verdeck und ließ das Rheinthal, die alten Städte, die schönen rebenbekränzten Höhen und Felsen und alle seine andern Herrlichkeiten an mir vorüberziehen, ohne des Regens zu achten, der vom Himmel strömte. Grinsend blickte mir das düstere Gefängniß nach, dessen traurige Bekanntschaft ich gemacht; aber das freundliche Haus, das uns einst so heiter sah — wie lachte es auch zum Abschied durch den Regen mich an!

Meine Betrachtung ging hauptsächlich auf die letzten achtzehn Monate. Was ich verloren habe, kann ich noch nicht in seinem ganzen Umfange schätzen. Daß ich den Dienst verlassen,

ist nicht zufällig herbeigeführt, es lag in meiner Gesinnung, in meinem Karakter. Es mußte so und nicht anders kommen. Ich weiß nicht, ob noch ein Flecken von dem Vorfall in Krähsayn auf mir in den Augen der Welt haften könnte; das aber fühl' ich in meinem Gewissen: des Militärs Ehre muß rein sein wie ein geschliffener Stahl. Einem Kugelregen in guter Sache sehnt sich meine Brust entgegen — ein Kugelregen ist des Officiers beste Rechtfertigung.

Als ich so hindachte, erhob sich ein Sturm, er wühlte die Wellen des großen ausgetretenen Stromes auf und schnaubte laut über das Schiff hin. Das paßte zu meiner Stimmung. Es war einer der beginnenden Herbststürme, welche alljährlich über die Nordsee herziehen und an den Gestaden dieses Meeres Hunderte von Schiffen in den Fluthen begraben. Unser Dampfschiff, das auf der See nur ein Spiel der Wellen gewesen wäre, beherrschte den aufgeregten Strom. So ist alle Macht relativ wie alles Glück, und der Mensch kann sich bei Bescheidenheit eines Looses erfreuen, das unmäßige Hoffnungen vereiteln. Viele Menschen langweilen sich an einem losen geräuschvollen Alltagsleben; aber wenige begnügen sich mit einem stillen, harmlosen Glück. Du gehörst zu den letztern, ich zu den erstern.

Welche Reihe großer Männer geht am Ende des vorigen und am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts über die Bühne der Geschichte! Welche Gedanken und Thaten, welche Riesenkräfte leben auf, welche Schultern tragen die Geschichte und das einstürzende Europa! Uebergangsperioden sind die Zeiten großer Erscheinungen. Eine ahnende Begeisterung für die Zukunft erhebt dann die größere Hälfte der Menschheit, eine durch verfehlte Hoffnungen noch nicht abgespannte Thatkraft. Aehnliches hoffe ich in Spanien zu finden, auflebende Hoffnungen, frisches Freiheitsgefühl, erwärmendes Feuer der Geister!

Sogleich reise ich über Aachen ab. Aus Frankreich empfängst Du die nächste Nachricht von mir. Cöln ist eine herrliche alte Stadt und wieder in lebendig schwellendem Aufblühen. Was Coleridge von ihr sagt, ist heute nicht mehr auf es anwendbar; man findet nicht mehr in Cöln

— — — a town of monks and bones,
And pavements fang'd with murderous stones.

Den ganzen Morgen brachte ich im Cölner Dome oder um denselben zu und nur mühsam konnte ich mich von ihm losreißen. Er schien mir noch größer, erhabener, mahnender als früher. Er ist das herrlichste Bauwerk, das je durch Menschenhand geschaffen, selbst in seiner Unvollendetheit — das Bild von Deutschland. Auch dieses ist am großartigsten, am erhabensten in seinem Grunde, Plane, am reichsten und schönsten in seinen Einzelnheiten; auch Deutschland widmet sich der Idee, dem Himmel, Gott mehr als ein anderes Land; auch es ist, erst halb im Bau vollendet, schon mit Schutt bedeckt — und das Vorhandene, indem es uns den Umfang, die Kraft und Hoheit des zur Vollendung, zur freien Einigung geführten Ganzen ahnen läßt, erfüllt unser Gemüth zugleich mit Begeisterung und mit Wehmuth. Ach, als ich den letzten Blick vom Dome von Cöln abgewendet hatte, war mir, als läge bereits das ganze Vaterland hinter mir. — — — Nun, lebe wohl, in treuer deutscher Gesinnung!

Neuntes Kapitel.

Brief über französische Zustände.

Aus Bayonne.

Da hab' ich Frankreich durchlaufen und steh' in seinem südwestlichen Eck, Angesichts der Pyrenäen und des stürmischen biscayischen Meeres, weit hinter mir die theure Heimath, der mein Herz angehört, vor mir eine unbekannte gährende Welt, Spanien, von dem mich nur noch eine hohe Bergwand trennt, eine Revolution und ein Bürgerkrieg, in die ich mich thatendurstig hineinzustürzen im Begriffe bin — jetzt erst, liebe Freunde daheim, komme ich meinem Versprechen nach und gebe Euch Nachricht von mir und meiner bisherigen Reise. Wohlan! in wenigen Stunden bin ich mit einem Zuge Eseltreiber auf dem Weg nach dem Mittelpunkte des Kriegsschauplatzes. Gewiß, ich habe seit unserer Trennung niemals auch nur einen Augenblick an meinem Vorhaben gezaudert oder gewankt. War nicht Alles schon in der Heimath reiflich überlegt? Freilich hat Frankreich mir keine Aufmunterung gegeben: die Franzosen sprechen im Allgemeinen kalt und hochmüthig, selten auch nur mit guten Wünschen oder mit Hoffnung von Spanien; sie werden auch nicht interveniren und einen Theil ihrer alten schweren Schuld gegen ihr südliches Nachbarland abzutragen suchen; nicht etwa weil Hr. Guizot dagegen und Hr. Thiers dafür redet, sondern weil jede direkte Einmischung in Spanien durchaus unpopulär

hier wie dort sein würde. Die französischen Heere haben auf der Halbinsel eine schlechte Aufnahme gefunden, viel dulden, Hunger und Strapazen leiden müssen, und dieß ist noch nicht vergessen. Die Franzosen scheuen den Krieg in Spanien; dahingegen wünschen sie ihn in Deutschland zu führen, das ihnen leider volle Schüsseln vorgesetzt und sie mitunter fêtirt hat — das auch gegenwärtig wieder die größere Beute verspricht. Viele von ihnen sind begierig, sich noch einmal an deutschem Gute zu bereichern, wie's von ihren berühmten Herrn Papa's geschehen ist. Krieg in Deutschland! ist der populärste französische Ruf. Die Rheingränze! der Köder, welcher die französischen Herzen über alle liberale Theorien und politische Gewissensskrupel hinwegschleudern würde. Paradiren sie noch so hoch mit ihrem Liberalismus, sprechen sie auf das Breiteste über Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft der Völker: die Gemäßigsten wie die Heftigsten haben das Alles alsogleich vergessen, wie von der Gewinnung der sogenannten natürlichen Gränze Frankreichs die Rede kömmt. Um dieses Ziel zu erreichen, werden sie Polen im Stiche lassen und mit Rußland Brüderschaft machen. „**Plus de guerres de conquête!**“ rufen sie — „**les principes sont conquis!**“ — „**Les nations se donnent la main!**“ — und dennoch strecken sie ihre gierige Hand immerfort nach deutschem Lande aus. Aber ihre falsche Zunge wird uns nicht mehr täuschen! der deutsche Arm, gewappnet mit Eisen und Feuer, wird ihre Anmaßungen auf die natürliche Gränze zurückweisen, die auf dem Kamme der Vogesen und im Ardenner Walde zu suchen ist. Ein herrlicher, breiter Strom bildet keine natürliche Gränze, eher eine Gasse, eine Wiese, ein Pfahl; ein Strom ist wie eine Straße die beste Verbindung und scheidet nirgends die Völker; der Rhein nun gar ist kein Gränzfluß, sondern ein deutscher Fluß, der erste, schönste, durchweg von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung.

Mein Entschluß jedoch — könnt Ihr Euch vorstellen — hing am wenigsten von der Meinung der Franzosen ab, ich gehe gewiß nicht mit geringerer Liebe nach Spanien, weil ich es von ihnen verlassen sehe.

Was soll ich Euch von dem uniformen Lande sagen, welches ich durchzogen habe? Von Brüssel bis Paris, Orleans und Tours herrscht derselbe Karakter; der Boden ist mild, grün, fruchtbar; zwischen der Loire und Garonne etwas höher, steiniger; endlich geht er südlich dem Meere zu in Sandland und Spanien zu in die Vorgebirge der Pyrenäen über. Sonst Uniformität in Formen, Sitten, Gesetzen, Tendenzen. Auf dem Wege von Hamburg nach Bamberg dürfte man auf mehr Verschiedenheiten stoßen, als in ganz Frankreich. Deutschland gehört zu den Ländern, die mit jedem Schritte etwas Neues bringen, deren Schutz und innerer Reichthum zu wachsen scheinen, in demselben Grade als man sie näher kennen lernt. Frankreich hingegen, das von fern gar golden blinkt, das in Paris fast täglich und großartig glänzt, gehört zu den Ländern, welche uns von ihrer innern Armuth je mehr überzeugen, je näher wir sie kennen lernen und je mehr wir außer der Hauptstadt von ihnen sahen. Deutschland hat zwar kein Paris, aber Frankreich ist kein Deutschland. Von Memel bis Basel, von Amsterdam bis Triest — ist Land und Volk nie vielgestaltig, welcher Reichthum an Boden und Natur, an Bräuchen und Trachten, an Städten und Landschaften, an Sitzen und Stützpunkten für Wissenschaft, Kunst und alles Leben!

Die Franzosen, vernarrt wie sie in ihre Hauptstadt sind, finden natürlich die Gegend um Paris am reizendsten und behaupten allen Ernstes: **le pays de Paris est le plus beau du monde!** Allerdings hat auch die Umgebung von Paris, der Blick von einigen Höhen über die große Stadt, die vielgeschlängelte Seine, über das grüne Thal und die

sich diesem anschließenden Auen etwas Bezauberndes. Die Landschaft hat das Gepräge der Milde, einen Ausdruck der Besänftigung und der Zufriedenheit; was gerade am wohlthätigsten neben dem wilden Tosen, Sumsen und Drängen einer Weltstadt absticht und auf das Gemüth einwirkt. Sie ist eine ächtfranzösische Landschaft und auch darum für den Franzosen die schönste. —

Hinsichtlich kirchlicher Dinge findet man auf der Reise nur geringe Ausbeute. Blätter, wie der Semeur und andere, die sich mit kirchlichen und theologischen Gegenständen befassen, sieht man äußerst selten. Die Politik beherrscht Alles. In Frankreich ist es nicht wie in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. im Wupperthal, wo man kaum einige Stunden reist ohne über Prediger, über Rationalisten, Supernaturalisten, Mystiker, Sectirerei und Glaubenssachen reden und streiten zu hören, und wo sich Jedweder das Kirchliche muß einigermaßen angelegen sein lassen, um nicht für einen Ignoranten oder für gottlos zu gelten. Der kirchliche Sinn erscheint in Deutschland mindestens im Vergleich zu Frankreich noch kräftig und von der deutschen Theologie haben selbst die tüchtigern Franzosen kaum eine Ahnung. Der großen Masse sogenannter Vorurtheilsfreien sagt der bequeme Geist läugnende Materialismus zu. Die Verständigern unter ihnen, das Anarchische wohl begreifend, das aus solchen sittlich-laxen Grundsätzen und irreligiösen Meinungen hervorsprießen muß, und welche die Auflösung der Gesellschaft darüber befürchten, haben sich zur Stütze dagegen eine sogenannte „sociale“ Philosophie eingerichtet. Sie gehen von dem Grundsatze aus: das Nothwendige, das Höchste ist die Gesellschaft. Diese ist ihnen das Absolute, ihr Gott, dem sie opfern: ihr Bestehen, ihr Nutzen, ihre Ordnung und Freiheit — das sind die einzigen, wahren Interessen der Völker und der Menschheit. Sie erniedrigen Moral und

Religion zu bloßen Staatsmitteln, sie haben vom Menschen und von der Gesellschaft keinen sichern Begriff, als den civilen und erkennen für den Staat keinen andern Zweck, keine edlere Bestimmung als die Römer vor zwei Jahrtausenden. Höchstens soll die christliche Moral die Stelle der römischen Censur ersetzen, alle Religion nur ein Zügel des niedern Volkes bilden, so lange sich dieses zu der Höhe der Einsicht von der Nothwendigkeit der Gesellschaft und deren Ordnung nicht erhoben habe. Diese Socialen oder Civilisationsmenschen — mögen sie einige noch so treffliche Köpfe in ihren Reihen zählen — bilden recht eigentlich das hohle, taube Frankreich. Ihr System, das mit den christlichen Wahrheiten auch natürlich den Selbstzweck des Menschen und die freie Persönlichkeit wegwirft, kann den Menschen auch nur Werth und Rechte zuerkennen nach ihrer socialen Stellung — ist also im Grunde das illiberalste, das zu denken.

Außerhalb dieser flachen, materiell-socialen Richtung und zum Theil entschieden gegen sie, bewegt sich jedoch in Frankreich noch mannigfache Thätigkeit auf dem kirchlichen und philosophischen Gebiete. Wenn die Franzosen auch eben nicht das in der That durchgeführt, was die Deutschen nur gedacht haben, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt; so ist doch soviel gewiß, daß bei ihnen Wissenschaft und Leben nicht die Contraste, Trennungen und Klüfte wie bei uns darbieten. Und es kann nicht wohl anders bei einer lebhaften, practischen, zu einem Ganzen innigst verbundenen Nation sein. Die Umwälzungen in Staat und Kirche haben in Frankreich fast gleichen Schritt gehalten mit denen in Philosophie und Wissenschaft. Die Philosophie der constituirenden Nationalversammlung erschüttert die Grundsäulen des Thrones und des Altars gleichermaßen; die legislative Versammlung und die Convention, welche alle Staatsgewalten ja selbst die Gesetzgebung in religiösen und philosophischen Dingen

in sich vereinigte, vollendeten das Werk. Nach dem 9. Thermidor begann die Reaction zur selben Zeit nicht minder in kirchlicher und philosophischer Beziehung als in politischer. Mit den royalistischen Gesellschaften bildeten sich auch kirchliche, die mit jenen innig zusammenhingen. Wie die Staatsverfassung über das Directorium in Napoleon wieder zur monarchischen Form zurückkehrte, so die kirchliche zur katholischen. Die Restauration ging in der katholisch-monarchischen Richtung fort. Deshalb war auch die Opposition wie endlich die Julirevolution zugleich gegen den Thron und gegen den katholischen Klerus gerichtet; noch heute figuriren die legitimistischen Zeitungen und Tagsschriften als die Vertheidiger des orthodoxen römischen Katholizismus in Frankreich. Dieses neuere Einandergegenüberstehen und Sichbekämpfen des Katholizismus und der Geburtslegitimität auf der einen und der Philosophie und Volkslegitimität auf der andern Seite bewog einige kühne, talentvolle Männer, in welchen, wie im Abbé de la Mennais, sich gewissermaßen das revolutionäre und das katholische Princip zur innigsten Vereinigung durchdrangen, zu Versuchen den bestehenden Gegensatz zwischen Revolution und Katholizismus zu vermitteln, beide miteinander auszusöhnen und dadurch gegen die blos socialen, leeren Richtungen wieder ein frischeres, gesunderes, religiös-sittliches Leben zu erwecken. Ihr Hauptorgan war das gut geschriebene Blatt le Souvenir. Der Versuch mißlang und mußte demnach an der vorherrschenden Richtung scheitern. Ein anderes Experiment von Abbé du Chatel, der ebenfalls eine mit der Revolution versöhnende kirchliche Tendenz trug, eine neue französische Kirche zu stiften, mit schwächern Mitteln und Talenten unternommen, mißlang nicht minder. Endlich hat sich der St. Simonismus — eine sich als Fortschritt ankündigende, im Grund und Wesen allerdings bedeutsame und religiöse, aber in Ausführung der

Grundsätze ganz verfehlte und anarchisirende, Religion, Moral, Lehre, Kirche, Staat ungehörig mit einander verbindende Erscheinung — bereits vollständig in sich selbst verzehrt.

In gewissem Sinne erscheint jedoch dieses Entgegenstehen von Kirchlichem und Staatlichem ein Fortschritt, als Bedingung gesunderer Entwicklung für die Zukunft. Die Kirche, welche unter den Verfassungsveränderungen stets litt, würde in Zukunft von den Stößen, die den Staat erschüttern, weniger zu befürchten haben; zugleich müßte sie diese aber auch mildern, wenn sie einen Theil der Bewegung in sich aufnähme und fortführte, so daß die Revolution sich künftig außerhalb der kirchlichen Dinge bewegend, nicht mehr wie ehemals Alles in ihren Strudel hineinzureißen vermöchte. Ob also nicht gerade die Scheidung viel zur Vermittlung und Versöhnung zwischen Kirche und Staat beitragen dürfte?

Wenn jene Versuche, die Revolution mit der Kirche auszusöhnen, mißlangen, so ist auch dasselbe Bestreben des neuen Louis-philippischen Royalismus hinsichtlich der Monarchie und der Revolution bis jetzt gescheitert. Das neue Königthum schwankt mitten zwischen Revolution und Legitimität, auch zwischen Kirche und Staat. Ob es die Kraft habe, aus verschiedenen Elementen, die ihm zufallen, ein wahrhaft festes Gebäude zusammen zu kitten? Oder ob es ein lebendiges organisirendes Prinzip in sich trage, auf das es sich selbständig zu stützen vermöchte? Ich bezweifle es. — Im Katholizismus allein zeigt sich wieder die alte Triebkraft in vollster Thätigkeit aus dem Innern herausbildend, nur in andern Gestalten und Namen. Die Ordensgeistlichkeit ist verjüngt aufgestanden in zahlreichen Congregationen beiderlei Geschlechtes, die, unter Napoleon geboren, sich mehr und mehr entwickelnd, von Paris aus über ganz Frankreich, ja in gewissen Brüderschaften, wie den der barmherzigen Schwestern, auch außerhalb seiner Gränzen ausbreiteten. Diese

Congregationen haben eine der Zeit angemessene Gestalt angenommen und ihre Wirksamkeit, die mit jedem Jahr wächst, erscheint im Allgemeinen heilsam. Auch die katholische Mission, welche in Paris ihren Centralsitz hat, und mit dem französchen Trieb nach Ausbreitung der Civilisation vollkommen harmonirt, ist zu einem ungemein wichtigen Institute herangewachsen und dehnt ihre wahrhaft großartige und segensreiche Wirksamkeit von Frankreich über alle Erdtheile aus.

Die protestantische Kirche entwickelt ebenfalls eine größere Thätigkeit. Durch die Julirevolution, welche die Staatskirche aufhob, ist sie ihrer Fesseln entledigt worden und in freie Wirksamkeit neben den Katholizismus getreten. Die reformirte Kirche in Frankreich, von Genf ausgehend, hat ihren Sitz in der südlichen Hälfte, während die nördliche (mit Ausnahme der später hinzugekommenen deutschen, lutherischen Provinzen), welche am füglichsten etwa durch eine Linie von Genf nach St. Malo von der südlichen Hälfte geschieden wird und die meisten germanischen Elemente hat, ganz katholisch geblieben ist. Auch hat dieß noch den Grund, daß das französische Königthum im Nordosten, wo Paris liegt, weit fester als im Süden begründet war, in dem damals noch ein wichtiger Adel lebte. Dieser Adel war der Reformation geneigt, die sich unter seinem Schutze ausbreitete. Die Revolution, im Sinne einer gewaltigen Reaction gegen Monarchie und Kirche genommen, mußte deßhalb ihren glühenden Heerd gerade im nordöstlichen Frankreich aufschlagen; dort ist so sehr ihr Sitz, daß man nicht selten hört, ein Bürgerkrieg, wo nicht Trennung sei noch zwischen dem revolutionären Norden und dem royalistischen Süden zu befürchten. Hierher flüchtete sich auch der Katholizismus vor der Revolution, hier entstand zur Zeit des Directoriums die erste neue Gesellschaft Jesu. Umgekehrt hat heute die protestantische Richtung im Nordosten Boden gewonnen.

Es erscheint in Frankreich für Religion und Staat günstig, daß die evangelische Kirche mit der katholischen in vielen Bestrebungen übereinkömmt, namentlich in der nach Unabhängigkeit vom Staat. Die reformirte Kirche sowohl als die lutherische erfreuen sich derselben bereits in hohem Grade. Ihre Verfassungsform ist die synodalische, also die freieste und in jedem Betracht der Consistorialverfassung vorzügliche, durch welche nur zu häufig Staatseinflüsse corrumpirend in die Kirche einschleichen.

Die Wirksamkeit der protestantischen Kirche in Frankreich geht gegenwärtig hauptsächlich von drei Punkten aus: von Genf nach dem Süden; von den lutherisch-deutschen Provinzen, zumal von Straßburg, nach dem Nordosten; endlich von Paris nach allen Richtungen. Neben der allgemeinen evangelischen Gesellschaft in Paris, die bedeutende Mittel hat, haben sich viele evangelische Vereine gebildet, besonders zur Ausbreitung von Bibeln und Tractaten aller Art mittels Verkaufs oder zur Austheilung in den Provinzen. Auch besteht eine evangelische Missionsgesellschaft in Paris; sogar im Innern Frankreichs reisen protestantische Prediger umher, Alles, wie man sagt, mit Vermeidung von dem, was der katholischen Kirche feindselig erscheinen könnte. Mitunter, wie noch jüngst in Bordeaux, drohte Zwiespalt unter den Evangelischen auszubrechen; der Geist der evangelischen Gesellschaft ist rationalistisch und orthodoxe Vereine erheben sich dagegen. Die Errichtung einer evangelisch-theologischen Facultät zu Paris wird um so mehr gewünscht, als die gegenwärtig zu Montauban bestehende ihre Bedeutung verloren hat. Man spricht auch von einem neuen Seminar in Paris nach Art des Seminars zu Straßburg.

Man sieht, es sind sowohl in der katholischen als in der protestantischen Kirche Frankreichs vielfache Kräfte in Bewegung, die dem scheelen, materiellen Socialismus entgegen-

arbeiten und hierin auch an der neuern erstarkenden Philosophie, die der blos negativen des vorigen Jahrhunderts entschieden gegenübersteht, eine mächtige Stütze finden dürften; gewiß zum Frommen der französischen Nation, an deren Kern der im Staat, im Leben und Denken vorherrschende Materialismus je länger je tiefer einnagt, und die sonst doch für Ideen empfänglich und leicht entzündlich ist. —

Was die politischen Parteien und Personen betrifft, so findet man mehr Looses als Liberales, mehr unruhige und auf Gewaltsamkeit ausgehende als freie, unabhängige Gesinnung. Der Liberalismus, oft mißverstanden, noch öfter als Köder mißbraucht, verliert deßhalb doch an und für sich nichts an seinem Werthe: oder sollen wir Feinde des Christenthums werden, weil wir es von Tausenden unrichtig aufgefaßt, von Andern mißbraucht sehen? — Am unleidlichsten ist die Tierspartie, die Dupin's und Consorten, Leute ohne Karakter, doch voll kleinlichen Grundsätzen, ängstliche Gesichter ohne Ausdruck und Würde, die sich gefällig nach den aufgehenden politischen Gestionen ziehen, wie die Fluth nach dem Monde. Die Doctrinärs haben bessere Grundsätze und Talente, Umsicht und Muth; sie kennen am genauesten die Schwächen und Mängel der Nation, ohne sie am meisten zu benutzen; sie wollen dieselben lieber schulmeistern und durch Correctionsanstalten beseitigen, als durch die guten Eigenschaften der Nation verbessern, sie sind geneigter, das Böse zu zügeln als das Gute zu fördern, sich überhaupt mehr auf passives Handeln zu beschränken, als activ durchzuschreiten. Der kleine bewegliche Thiers ist gewissermaßen ihr Gegentheil. Der hat Alles, was ihnen fehlt, und Nichts, was sie besitzen; der feine, ehrgeizige Mann dreht allen Franzosen eine Nase, indem er allen schmeichelt; er gefällt allen, weil er ihre Schwächen kennt und sie benutzt; ohne feste Grundsätze, ohne selbständige Größe, daher niemals eigentliches Parteihaupt, schwätzt

er sich das Größte an, nemlich einen Napoleon, den französischen Kitzel. Das ist der Mann der Umstände, und kaum sollte es wundern, wenn er, der Schmeichler des Demos und der Thatsachen, die in gewissen Punkten gar schwache französische Nation durch eitel Geplauder eine Zeit lang beherrschen würde. Die Doctrinärs wollen Reformen, suchen diese jedoch nicht in Veränderung der allgemeinsten constitutionellen Formen, denen sie vielmehr eine größere Stabilität geben möchten, sondern im Leben selbst; sie wünschen noch mehr zu organisiren als zu reformiren. Die republikanische Opposition hat ebenfalls große Talente und die muthigsten Karaktere, auch starke, leidenschaftliche Sympathien in der Jugend und im Volke; — ihren mächtigsten Feind aber an der geldreichen Bourgeoisie, der neuen Aristocratie Frankreichs. Sie will einen den Doctrinärs entgegengesetzten revolutionären Weg einschlagen und mit Veränderung in den allgemeinen Formen beginnen; sie will mehr reformiren und regieren als organisiren. In manchen Dingen stimmen Männer von beiden Seiten überein, wie in der Ueberzeugung, das Heil Frankreichs verlange eine bedingte Decentralisation, deren entschiedenster Gegner Thiers ist, der Schmeichler aller französischen Schwächen.

Die Stellung der Hauptstadt zu den Provinzen ist das Krebsübel Frankreichs: sie ist des ganzen Landes profaner Hochaltar, die Pariser dessen opfernde Priester und Geweihter, wovor die Provinzen in Demuth auf den Knieen liegen. Paris bildet Haupt, Herz und Magen vom ganzen Körper; und wenn die Provinzen nicht bald den Gegenschlag mit Macht gegen das centralisirende Prinzip versuchen, so werden die Provinzianer allmälig bloße Marionetten, die Paris an Dräthen nach Belieben zieht. So lange allein von ihm, wie aus einer Herzkammer, das Blut durch alle Adern Frankreichs getrieben wird, muß es dieses auch regieren, beherrschen. Bei Beginn der großen Revolution erhob sich die Volkskraft

im Sturm gegen alles Bestehende; diese Richtung verfolgend, mußte sie in natürlicher Consequenz zuerst das Gleichgewicht der Gewalten — die eine gesetzgebende Gewalt dem Throne gegenüber — sodann die Gewalten selbst vernichten und selbst despotisch-souverain werden; im Convent herrschte sie unumschränkt, keine Gewalt war außer ihm. Bestechung ist das Mittel der Erhaltung despotisch-absoluter Könige, Terrorismus das einer despotisch-absoluten Volksversammlung; — der Convent müßte zum Terrorismus gelangen, zu seiner Selbsterhaltung oder zu der der revolutionären Volkskraft, und als diese Richtung noch weiter zu verfolgen unmöglich wurde, als sie den Gipfel des Berges erreicht und verzehrt hatte, da mußte die große Reaction ihren Anfang nehmen. Ein ähnlicher Gang läßt sich von Paris befürchten, nur daß dessen Herrschaft dauernder und daher gefährlicher sein würde. Kein größeres Unglück könnte über Frankreich hereinbrechen, als wenn es sich dauernd von Paris, wie es vom Convent vorübergehend, man könnte sagen zu seiner Rettung geschah, unterjochen ließ. Der Convent war nur eine eingebildete Macht, die mit der Illusion verschwand; Paris würde eine reale bilden — ein anderes Rom.

Paris ist in weit größerm Verhältniß gewachsen, als Frankreich zugenommen hat. Den Provinzen fehlt es an Mittelpunkten für selbständiges geistiges und politisches Leben. Mehr und mehr sieht sich Frankreich in Paris. Die Nation zeigt selbst ein Widerstreben der Trennung; Centralisation scheint das Volk für sein erstes Lebensbedürfniß zu halten. Gegen dieses Vorurtheil arbeiten, hieße in Frankreich für den Fortschritt kämpfen, aber zugleich alle Popularität auf's Spiel stellen. Die Regierung sieht immer mehr ihre einzige Aufgabe darin, Paris zu beherrschen, weil sie dadurch auch Frankreich beherrscht. Der Ruhe der Hauptstadt opfert sie alljährlich viele Millionen, ihr wie sich selber dadurch von

Jahr zu Jahr eine mühsame Existenz verschaffend. Ob das so auf die Dauer fortbestehen könne? Je mehr Paris geistig und materiell von Frankreich verschlingt, je größer es im Verhältniß zum ganzen Lande wird, desto schwächer wird dieses. Wenn es das Blut und Leben Frankreichs in sich gesammelt hat, muß dieses am Ende mit der einzigen Stadt zugleich verbluten. Weil die Regierung nur um ihre Existenz kämpft, hat sie nicht die Macht, der Gefahr kräftig entgegen zu treten. Darum giebt es aber auch für sie keine Gewähr ihres Bestandes, und erst diejenige Regierung wird sich derselben erfreuen, welche Frankreich die Sicherheit eines freiern provinziellen Lebens zu verschaffen im Stande ist. — Die Milderung des Centralwesens allein kann zu dauerhaften Regierungsformen verhelfen.

Die Franzosen haben keinen Stoff, kein Zeug, keine Fonds für eine Republik, doch treiben sie gern System. Wie sie die reine Monarchie am reinsten ausgebildet, wollen sie auch das constitutionelle Königthum am reinsten darstellen. Das berühmte System von Sieyes spuckt als die ewige Norm immerfort in ihren Köpfen. Aber der Geist der Völker spottet aller Systeme: nicht Systeme zu schmieden, zu organisiren ist die größere Aufgabe und Kunst des Staatsmanns. Viele Franzosen blicken tief in die Bedürfnisse ihres Vaterlandes hinein. Die Doctrinärs wollten die neue Gemeindeverfassung freier und unabhängiger von der Centralgewalt herstellen als die Majorität der Kammer — das ist bezeichnend für ihre Doctrin. Benjamin Constant betrachtet, wie Pagès, Say, Ganilh und viele andere der ausgezeichnetsten Franzosen, die Centralisation von ganz Frankreich in Paris als den Feind alles politischen Lebens und der Freiheit. „Vor Allem," wiederholte Pagès schon oftmals, „vor Allem bedürfen wir einer Macht, die den Muth und die Fähigkeit hat, eine neue administrative und finanzielle Staatsorganisation zu versuchen

gegen das Centralisationswesen.“ Benjamin Constant drückte sich in einer Rede folgendermaßen aus: „Der Despotismus hat aus Frankreich eine einige, plane Fläche gemacht, auf welcher die Staatsautorität nach ihrem Vergnügen umherfährt, ohne irgend ein Hinderniß zu finden, das sie hindere oder beschränke. — — Was befindet sich heute zwischen dem Volke und dem centralen Gouvernement? Instrumente, die ephemer, veränderlich, absetzbar und häufig sogar den Orten ganz fremd sind, wo sie verwalten, die von der Meinung ihrer Mitbürger Nichts zu fürchten, Alles von der Gunst der Gewalt zu hoffen haben. — Man könnte denjenigen, welche die Gewalt in Händen haben, nicht oft genug wiederholen, daß ohne eine innere Organisation, die zugleich der Ordnung und der Freiheit günstig ist, es in Frankreich weder eine repräsentative Regierung, noch eine constitutionelle Monarchie, noch selbst eine Nation geben werde, dieses Wort in seinem wahren Sinn genommen; denn heute, man muß es sagen, ist die Nation nirgends als in der Hauptstadt.“

Es wird sich mehr und mehr ausweisen, daß die Deutschen nicht blos mehr Stoff zur politischen Freiheit in sich bergen, sondern auch überhaupt eine größere Freiheit in den meisten ihrer Zustände entwickelt haben als die Franzosen; daß wir zwar Manches von ihnen lernen, Nichts aber von ihnen empfangen können, das wir nicht auch zu ersetzen im Stande wären. Die Franzosen streben ohne Zweifel vorwärts, sie streben vereint, darum in die Augen fällig und an den Centralpunkten riesenhaft. Die Deutschen streben nicht minder; zwar mehr vereinzelt und weniger glänzend, aber auch gründlicher, mehr in das Volk eindringend, auf tausend Punkten zugleich Herzen und Köpfe berührend, Jeden anregend und bewegend.

Ihr wißt, Freunde, ich schätze die französische Nation, sie ist lebhaft, ehrgeizig, patriotisch. Doch ward ich auch

mit tiefem Schmerz gewahr, daß ich manches zu günstige Vorurtheil für sie hegte. Daheim dünkte mir diese Nation so groß in ihrem vereinten Streben und Willen, selbst in ihrem patriotischen Stolze auf der Vorhut der Civilisation und der politischen Freiheit der Völker zu stehen. Ach, das Alles erscheint aus der Ferne so überaus schön, man möchte sich ihr mit voller Brust an das warme Herz werfen und ihr erklären, daß man sie liebe! Allein sieht man sie in ihrem alltäglichen, gewöhnlichen Leben, findet man keinen Einzelnen in ihr, der jenem idealen Bilde gleicht, uns das schöne Frankreich gleichsam in Fleisch und Blut darstellt — hört man das fade, liberale Geschwätze, den Unglauben, den Materialismus — dann stößt unser Herz einen Schrei des Schmerzes aus; denn es thut weh, sich von lange gehegten geliebten Gedanken loszuwinden. Der Genius, der über Frankreich schwebt und aus der Höhe auf uns herablächelt, ist schön und heiter, er kann uns begeistern, er kann uns entzücken; — wer aber den Glauben an das große Volk der Revolution und des Jahrhunderts sich erhalten will, der begnüge sich diesen Genius aus der Ferne anzuschauen, und blicke nicht in die Einzelnheiten und Abgründe hinab, über welchen er schwebt.

Der Anblick des modernen Frankreichs kann indeß die Ansichten über die Nothwendigkeit der französischen Revolution nicht erschüttern. Naturnothwendig aus der französischen Geschichte und den Zeitverhältnissen hervorgegangen, aus den tiefen Leiden und Krankheiten der Nation, ist sie kein Sturm, der plötzlich die glatte Fläche des Meeres peitscht und Wellen aufthürmt, kein Blitz aus klarem Himmel, kein irgendwo losgebrochener dämonischer Geist, der in die Franzosen fährt, daß sie mit einemmal durch alle Oeffnungen schnauben und brausen; sie reiht sich als nothwendig an das ursachliche Verhältniß der historischen Erscheinungen, sie bildet ein großes,

aber nicht willkührlich eingeschobenes Glied in der Kette der Weltereignisse, welche die Entwicklung der Menschheit tragen und fortführen. Freilich ist es mißverstanden, wenn Professor Gans in Berlin auf dem Katheder ausrief: Jede Zeit habe ein großes Ereigniß, an dem sie sich erhebe, auf das sie Alles beziehe, die Griechen den Zug gegen Troja, das Mittelalter die Kreuzzüge, unsere Zeit die französische Revolution. Was für Frankreich gilt, gilt noch nicht für Deutschland. Allerdings hat die französische Revolution eine allgemeine Bedeutung für die Welt und eine engere für Frankreich, eine Weltseite und eine französische Seite; allein ebenso wenig die andern selbständigen Völker ihrer innern Natur gemäß sie nachmachen oder wiederholen können, was offenbar Unsinn wäre, ebenso wenig kann sie für sie auch den Sinn, die Bedeutung haben wie für Frankreich, aus dem sie hervorgewachsen ist. Das hieße den Genius des einen Volks dem des andern unterwerfen. Zu glauben, die französische Revolution komme noch für andere Völker, ist ebenso unsinnig, als zu glauben, die in der Bewegung des 16. Jahrhunderts katholisch gebliebenen Länder würden sich im deutschen Sinne protestantisiren, würden noch in Zukunft unserm Geiste darin nachtreten; wenn sie reformiren, so geschieht es eben nur wieder in einer zugleich allgemeinen und eigenen Bewegung, der dann auch Deutschland nicht fremd bleiben wird. Bei Herannahen der Revolution das Heil Frankreichs in Annahme des Lutherthums gesucht zu haben, wäre nicht thörichter, als das Heil anderer Völker in Nachahmung der französischen Revolution zu finden; so wenig der Romane sich heute an Luther entzücken, auf ihn schwören wird, so wenig ziemt es den Deutschen, auf Mirabeau, Lafayette oder Robespierre zu schwören und die leichendüngende Marseillaise zu singen. Das Verallgemeinern muß Grenzen haben, zur Selbständigkeit, zur Ehre, zur

wahrhaft freien Entwicklung der Völker. Wenn Lafayette die Frage, auf welchen Tag man den Anfang der Revolution setzen solle, beantwortet: habe sie auch ihr Haupt zuerst am Tage der Einnahme der Bastille kühn erhoben, so sei dieß doch nicht ihr Anfang — vielmehr wurzele ihr Ursprung schon in Adam; so steht dieses allgemeine menschliche Begreifen derselben dem französischen Gefühl nicht übel, wohl aber einem deutschen Professor, der dieses als große Wahrheit ausruft; denn man kann, ohne viel Scharfsinn zu beweisen, dasselbe mit gleichem Rechte von allen geschichtlichen Erscheinungen behaupten, und nicht blos von der französischen Revolution.

Diejenigen aber, welche das Prinzip der französischen Revolution, ihre Naturnothwendigkeit nicht gelten lassen wollen, sollten sie doch als historische Thatsache und ihr Resultat anerkennen; sie sollten aufhören, sich Frankreich noch immer nicht anders als das Opfer und den Heerd jakobinischer und terroristischer Auflösung zu denken. Schon der nächsten Generation wird es häufig nur zu schwer, sich ganz in die Leidenschaften der vorhergegangenen zurückzuversetzen, die Ursachen davon ganz zu erfassen und alle damals in die Zeit hineintönende Gefühle mitzuempfinden. Es war Wahrheit, es war Poesie in der ungeheuern Bewegung; und Lamartine nennt das Jahr 1792 gewiß mit demselben Rechte für Frankreich die Poesie des Patriotismus, als die Convention die Poesie des Verbrechens. Man darf über die Revolution nicht zu Gerichte sitzen mit Stuben- und Hausweisheit, nicht sie abstrakt betrachten, ob sie gut oder schlecht; sie ist aus dem Boden der Geschichte hervorgegangen, wie jede große Erscheinung, ebenso wenig heute jakobinische Declamationen die Welt stören können, ebenso wenig und noch weniger hätten sie allein es damals vermocht, wenn nicht eine innere Nothwendigkeit dahin getrieben. Freilich ein

gesunder Baum, den alljährlich das Reinigungsmesser von den Auswüchsen befreit, trägt auch alljährlich seine Früchte und schüttelt alljährlich seine Blätter ab, und die Versuche, ihn seiner kräftigen Aeste und seiner Krone zu berauben, wären verdammungswerth. Doch anders, wenn der Baum angefault oder geiles Reis ihm seine Lebenskraft raubt. Die salbungsreichen Tiraden gegen den damals aufkeimenden revolutionären Geist der Geschichte sollten zweckmäßiger gegen die Ursachen der Verderbniß gewendet werden, die allein jenen Geist mit sich in die Entartung geführt. Sie erscheinen nicht minder inhaltleer und spukhaft als die Declamationen der revolutionären Propaganda, sie haben immer etwas Gegenstandloses oder Verkehrtes wie die Heldenthaten des Ritters von der traurigen Gestalt. Wie viel höher und edler erscheint der gewaltigste Redner Englands, der große Burke, der mit scharfem Blick alsogleich die Gefahren der Revolution erkannte und mit seiner mächtigen Stimme Frankreich selbst und die andern Völker vor derselben warnte, als alle seine Nachtreter, die, wie alle kleinen Geister, mit unnützen Sorgen und Gestalten kämpfen, die nicht mehr wirklich, sondern Phantome sind! Heiligen die Mittel nicht den Zweck, so ist der Zweck doch auch nie der Mittel wegen zu verdammen: die erhabensten Erscheinungen sind mit einem Irrthum behaftet in die Welt getreten, und man müßte, wollte man sie darum verwerfen, mit Consequenz dem ganzen Leben abhold werden und nothwendig auf die irdische Moral stoßen, die in der Selbstvernichtung ihren Gipfel sieht. Sobald ein thatsächlich vorhandener Zustand es vermag, sein Bestehen aus der Totalität seiner Erscheinung zu rechtfertigen, ich meine, wenn er in ganzer Kraft besteht, so treten die Ursachen seiner Entwicklung zurück und haben dieselben hauptsächlich nur noch historischen Werth.

Hätte die französische Revolution nichts Anderes bewirkt,

als daß sie die Fesseln und Lasten des Bodens und der Industrie in Frankreich verringerte, ihre Folgen würden schon groß zu nennen sein. Vordem war der adelige Grundbesitz steuerfrei, die Landsteuer traf nur den gedrückten Landmann, der freilich noch immer viel zu viel zurücksteht; die großen und kleinen Pächte, die Regalien drückten fürchterlich das Land; die Steuerpachtungen waren doppelt drückend durch das Interesse der Pächter, sich bezahlt zu machen; von der Salzsteuer waren einige Provinzen mehr oder weniger eximirt, Defraudationen, Schleichhandel, Entsittigung die Folge davon; Zölle, oft ganz verschieden in der Höhe, wurden sogar auch auf den Grenzen der Provinzen erhoben, wie leider heute noch zwischen einzelnen deutschen Staaten; noch siebenerlei andere Abgaben drückten das Land. Die Erhebungsart war schlecht und gehässig. Die Schuld stieg mit jedem Jahr, mit ihr die Verschwendung und Rapacität des Hofes. Wie viel des falschen staatswirthschaftlichen Systems auch heute noch auf Frankreich lastet, es hat Großes gewonnen und seine Fortschritte sind augenscheinlich. Der nationale Gewerbfleiß ist auf eine große Höhe gestiegen; der Betrag der Ein- und Ausfuhr steigt; die indirecten Abgaben, welche unverändert geblieben, geben Jahr für Jahr einen größern Ertrag, während verschiedene, dem Volke besonders lästige Steuern allmälich abgeschafft oder vermindert wurden. Statt des Lotteriespiels füllen sich die Sparkassen, deren Einlagen in die Hunderte Millionen Francs steigen und vielleicht eben so sehr ein Zeichen zunehmenden Wohlstandes als des Fortschreitens in Häuslichkeit sind. Seit 1830 sind mehr als 1000 Stunden Straßen entweder bedeutend verbessert oder neu angelegt worden; besonders in den mittlern und südlichen Theilen des Landes, wo die Verbindungen zwischen den Städten noch sehr mangelhaft waren. Der Wohlstand der Vendée hat sich durch ein

vollständiges System großer Heer- und Handelsstraßen vermehrfacht. In gleicher Weise wie die Staatsstraßen sind die Departementalstraßen verbessert und vermehrt worden; für ihre Unterhaltung wird zweckmäßig gesorgt, wenn auch noch nicht wie in England. Gegenwärtig sind fast sämmtliche Kanäle, die ein umfassendes Schifffahrtssystem bilden, beendigt. Schiffe vom Rhein fahren jetzt in die Saone, und können entweder dem Rhone zu oder in die Loire fahren oder ihren Lauf gegen die Seine richten. Ebenso können Schiffe von der Schelde nach Paris fahren. In den sechs Jahren nach 1830 sollen in Frankreich mehr Brücken gebaut worden sein als in den vorhergehenden sechs Jahrhunderten! Im Laufe des Jahres 1836 sollen 11 Kanäle vollendet werden, zu einer Gesammtlänge von beinahe 800 Wegstunden, wofür die Gesammtausgaben nahe 70 Millionen pr. Thaler betragen; außerdem sind noch verschiedene im Werk. Es hat an künstlichen Schifffahrtswegen zusammen 964, an schiffbaren Flußwegen 1877½, in Summa 2841 Lieues; an Staatsstraßen 8635, an Departementalstraßen 9500, zusammen 18,135 Lieues oder 21,770 Wegstunden. Noch vor 1830 betrug in einigen Departements die Schülerzahl der öffentlichen Schulen nicht den zweihundertsten Theil der Bevölkerung. Gegenwärtig wetteifern der Staatsschatz, die Departementalräthe und die Gemeinden in der Begünstigung des Volksunterrichts. Die Totalsumme ihrer Opfer für diesen Zweck beläuft sich jährlich auf 10 Millionen, während noch unter der Restauration der Staat nur die elende Summe von 100,000 Frs. gab, die unter 25,000 Schulen vertheilt wurde. Dafür hat auch die Zahl der Schüler, officiellen Berichten nach, um die Hälfte zugenommen; sie stieg nämlich von 1,200,000 auf 1,800,000.

Einen Vorzug hat Deutschland vor Frankreich, die *germanischen* Länder vor den meisten romanischen und allen

slavischen Ländern voraus, einen Vorzug, der nicht hoch genug anzuschlagen ist: ich meine den deutschen Bauernstand, den biedern, kernhaften Stamm unsres Volks. Frankreich hat solchen nur in seinen vorwaltend germanischen Provinzen. Er mag unser Stolz, unser Halt, unsere Ehre sein; und so sehr sind wir in dieser Hinsicht vor den Franzosen bevorzugt, daß sie sich von unsern Bauern kaum eine Vorstellung zu machen wissen. Denn in Nichts prägt sich die germanische Art ursprünglicher, frischer, eigenthümlicher aus, als in unserm Bauernstande; von der Selbständigkeit des Germanen, von seiner Freiheitsliebe, seiner Unabhängigkeit, von dem Freithum und Königthum des Einzelnen auf seinem Grund und Boden, von dem Allen ist er das Urbild, die dauernde und immer frische Grundgestalt. Von einem eigentlichen Bauernstand haben die meisten nicht germanischen Völker keine klare Vorstellung, weil sie selbst wohl sogenannte Bauern haben, aber keinen freien Stand der Bauern mit ständischen Rechten und Befugnissen. Darum eine so bedauernswerthe Verwirrung in den dahin gehörigen Begriffen; darum wissen selbst viele Deutsche nicht, was sie eigentlich an ihren heimischen ehren- und sittenfesten Bauern besitzen, weil sie gewöhnt sind, letztere mit den sogenannten Bauern anderer Völker zu verwechseln und die verschiedensten Dinge, Leibeigene, Freie, Sklaven, Knechte, Hintersassen unter einerlei Namen zu bringen und miteinander zu vermengen. Wenn in den Städten Jedermann Herr geworden, so ist auf dem Lande Jedweder Bauer geworden; nur mit dem Unterschiede, daß die Bedeutung des Namens dort in die Höhe, hier herabgezogen ist.

Die Frische in der germanischen Natur der Nordamerikaner zeigt sich auf eine merkwürdige Weise in der allmälichen Entwicklung eines Bauernstandes, wenn auch unter anderm Namen. In den nordamerikanischen Urwaldungen

wiederholen sich die Erscheinungen, welche uns die Alten aus den Urwäldern Germaniens berichten. Daß die dortigen Freisassen nicht etwa französische Landleute sind, das fühlt und weiß jeder Franzose; man nennt sie anders, aber es sind unsere Bauern. Und sie hatten, wenn man will, zu wählen, besaßen sie doch jede Freiheit; kein Zwang hat sie in die Richtung getrieben, in der wir sie finden. Da sind keine Lasten, welche den fruchtbarsten Boden steril machen und alle Früchte des Fleißes von vornherein hinwegnehmen; der Verkehr ist dort frei in Ideen und Waaren von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, andere innere Schlagbäume und Schranken, als selbst gewählt, kennt man nicht, keine Handscheine, Pässe, Mißtrauens= und Sicherheitskarten welscher Abkunft; dort sind keine Beamtenheere, die Staatsbedürfnisse gering, das stehende Heer einer müßigen europäischen Macht verschlingt mehr, als der gesammte Staatsbedarf Nordamerikas; dort ist die Aufsuchung der Mineralschätze, die Benutzung der Flüsse, die Wahl des Gewerbes frei; dort herrscht Toleranz bei aller Religionsverschiedenheit, freie Bewegung in jeder Richtung, man kennt keinen herrschenden Beamten= und Soldatenstand, keine Bevormundung der Vielen durch Wenige. Hat sich nun Nordamerika bei voller Freiheit ein Kleid nach französischem Schnitte angezogen? oder hat es ein deutsches Wesen entwickelt und unsere alten preiswürdigen Einrichtungen und Zustände im neuen Lande zu frischer Kraft verjüngt? Jedermann kennt die Antwort und weiß, daß es sich dabei am besten steht. Dieß könnte eine Lehre bilden für diejenigen gallomanen Deutschen, welche noch für Wahrheit empfänglich sind.

Leider ist aber in vielen Gegenden Deutschlands der Bauernstand in Gefahr, dem Druck zu erliegen, den die Zeiten auf ihn gewälzt haben, d. h. romanisirt zu werden. Sprüchwörtlich ist es geworden: der Bauer muß Alles können,

schaffen, bezahlen. In manchen Distrikten müssen die in Abhängigkeit gekommenen Bauern von ihrem Ertrage leisten: 1) öffentliche Steuern an den Staat; 2) Renten an einen Gutsoberherrn, dessen „Unterthanen" sie sogar schmählicher Weise an einigen Orten genannt werden; 3) Zehnten und eventuelle Abgaben an die Geistlichkeit oder deren Nachfolger; 4) willkührliche, von einem Herrn geforderte Frohndienste; 5) publike Frohnen; 6) gezwungene Rente, Geschenke an die Herrn und dergleichen. Wegen unerschwinglicher Abgaben ist der Bauernstand in gar mancher Gegend unseres Vaterlandes dem Verderben ausgesetzt; in einigen, wo Hirsche und Rehe durch's Gesetz von den Menschen begünstigt sind, ruiniren gesetzliche Wildschaden den von den Landrenten schon erdrückten Bauer vollends; hier übt der Gutsherrnstand oder der neue Adel Unterdrückung gegen den Bauernstand aus, beraubt ihn seiner Würde, seines Stolzes, seiner Ehren, also auch seiner Sittenfestigkeit, Biederkeit und Moralität, oder er erwirbt Privilegien, oder er behauptet ältere Vorrechte unter ganz veränderten Umständen, z. B. Befreiung von Grundsteuern bei den in's Ungeheure gestiegenen Staatslasten, Alles auf Kosten und zum Nachtheil des niedergedrückten Bauern; dort sind Beamtete, Advocaten, oder das untere Gerichtspersonal, bei corrumpirter Rechtspflege, seine Blutsauger; hier ist er schändlicher Weise in ein bloßes Pächterverhältniß herabgesunken — wie in solchen Theilen des südlichen Deutschlands, wo die grundbesitzlichen Verhältnisse allmälig den romanischen oder sklavischen angeähnelt worden sind — der vordem hochberechtigte Bauernstand befindet sich dort also in einer Lage, der in mancher Hinsicht Leib- und Gutsgehörigkeit noch vorzuziehen; nicht einmal seines armseligen Besitzes ist mitunter der geplagte Bauer sicher, da ein Gutsherr ihn von seinem Gehöfte jagen kann. Und das Alles ist in Deutschland möglich! Man erinnere hiergegen

nicht etwa an britische, französische, oder andere wohl noch schlechtere Zustände — wir müssen die Landbevölkerung in ihrem Kern, in ihrer Frische, in ihrer Tüchtigkeit und Freiheit erhalten, wollen wir anders nicht unser Land welsch anstinken, die Stütze unserer Macht zerbrechen, Fäulniß in unser Fleisch und Leben bringen. In Deutschland, wo der Arbeiter für schwere Arbeit nur geringen Lohn empfängt, wirkt dessen Unterdrückung tiefer und zerstörender, als irgend sonst wo; denn es ist ohne Colonien, welche den Handel beleben und Ruinirten aufhelfen, ohne Flotten, ohne Großanstalten zum Aufschwung des Verkehrs und der Gewerbthätigkeit, man möchte denn dahin einige Messen und den kostspieligen Luxus einiger dreißig Residenzien rechnen. Man behauptet, die preußische Städteverfassung sei der französischen Communalverfassung vorzuziehen. Wahrlich ein zweideutiges Lob! Diese, obwohl sehr mangelhaft und für uns durchaus ungereimt, umfaßt doch alle Franzosen, Städter und Nichtstädter; während wir noch auf eine zweckmäßige Gemeindeordnung warten, dem bäuerlichen Stande angemessen und seinem gesunden Bestehen förderlich. Ebenso spricht in Frankreich ein und derselbe Richter von Staatswegen für alle das gleiche Recht; wohingegen in manchen deutschen Gegenden der Bauer seine alte Schöppenfreiheit nicht nur verloren, sondern auch dafür einen Patron hat aufgedrungen erhalten und nicht einmal der Wohlthat ordentlicher Gerichte genießt, während die Edelleute mit den Beamteten Eximirte sind. Das Alles ist höchst beklagenswerth. Wer es gut mit Deutschland meint, der muß auch seinen Bauernstand ehren und hochhalten, nicht blos in schönem Wort, sondern auch in Thaten; wird er herabgedrückt und herabgewürdigt, so wird auch unser Mark und unser Blut verschlechtert und unsere Knochen selbst werden faul und feig. „Gerechtigkeit für die Bauern, den alten, ehrenvesten, freien Stand, den Mark- und Grundstock deutscher

Nation!" Dann werden sie auch, nach dem neuen Ausdruck, eben so aufgeklärte als gute und würdige Staatsbürger bilden, wie sie zu jeder Zeit die Veste deutscher Sitten und deutschen Wesens bewahrt und das Vaterland mit unwandelbarer Treue vertheidigt haben.

Auf deutschem Boden wurzelte ursprünglich kein Keim der Leibeigenschaft, der Gutsgehörigkeit, der Unterdrückung,
— kein Keim irgend eines sklavischen Verhältnisses.
r der Sache nach konnten hörige Zustände in
d nirgends (mit Ausnahme einiger der eroberten
Gebiete) so dauernd und stark werden, als in den
n Ländern, welche Germanen eroberten, oder in
den, wo sie ursprünglich gewurzelt zu haben schei-
hätten bei uns, wo Alle frei waren, gallische
der slavische Rob entstehen mögen! Die deutschen
tten dort, wo sie nicht unterdrückt wurden und uns
des alten freien Germanen lebenskräftig erhalten
noch Vieles vor den freien und auch mit politi-
ten ausgestatteten Pächtern Altenglands voraus.
r wurde ein Theil des deutschen Bodens unfrei
dieß länger als die romanischen Länder; dann
r frei werdend, kehrte damit doch nicht das edlere
esen zurück, sondern ein halber, unseliger Zustand,
eutsch und nicht welsch ist. Dessenungeachtet hing
Bauer, wie sonst keiner, im Frieden und im
mer treu an Vaterland und Fürst. Er arbeitete,
zahlte, rang, soviel möglich, nach einem bessern
nahm jedes Zeichen der Liebe mit werkthätiger
t hin. So als Kaiser Joseph II. in seinen öster-
Ländern den Gutsherrn und den Bauern das
um sich nach Zeit und Umständen auseinander zu
zu späterer Zeit in deutschen Ländern unter
König, als die Noth drängte: das offene Land

kam in höheres Gedeihen und welche Kräfte bald darauf in den deutschösterreichischen und preußischen Gebieten entwickelt und immer von neuem entwickelt wurden, das hat die Geschichte mit Staunen und Bewunderung vermerkt. Ja, deutsche Landesknechte sind es hauptsächlich, welche von jeher die Kämpfe für Deutschland geschlagen, die Siege erfochten haben, die von 1813 und 1814 nicht ausgenommen.

Wie Vieles nun auch schon der Zahn der Verderbniß bei uns angenagt haben, wie Vieles uns zu wünschen und zu bessern erübrigen mag: der Kern unseres Bauernstandes ist noch unzerstört, noch unausgehöhlt, das Faule an seiner Schaale kann noch ausgestoßen, die Wunden geheilt werden — noch dürfen wir stolz auf ihn sein, in Vergleich mit dem anderer Länder und namentlich Frankreichs. Letzteres ist selbst unter den romanischen Reichen das Reich des Uebergewichts und der Herrschaft der Städte über das offene Land, dabei jedoch ohne eine freiere Städteentwicklung: der Staat einer fortwährenden Unterdrückung der Landbevölkerung, der völligen Nichtachtung und Unterwerfung derselben unter die Stadtbewohner. Die Phrasen: Städte bilden die Mittelpunkte der Civilisation, die Sitze der Cultur und ähnliche, haben in Frankreich volle Geltung. Die Charte-verité berührt nicht die französische Landbevölkerung, diese steht tief unter dem von ihr aufgestellten materiellen Census der Fähigkeit, zu wählen und wählbar zu sein; das Geld concentrirt sich in den Städten, hier wohnen auch die reichen Grundbesitzer, hier sind also die alleinigen Wählbaren in die gesetzgebende Versammlung zu finden, hier wohnen die 200,000 Wähler, die Aristocratie des Census, gegenüber den 34 Millionen ohne politische Rechte; das Gesetz ist der alleinige Ausfluß dieser haute bourgeoisie, der König der Franzosen ist eben nur der König der Städte oder der haute bourgeoisie Alles gründet, stützt sich, macht sich durch die Städte. Die

Landbevölkerung steht im Verhältniß der Dienstbarkeit zu den Städtern, sie dient im eigentlichen Sinne des Worts, sie hat keine ihr angemessene Gerechtsame und Befugnisse, sie sind nur Arbeiter, nur Tagelöhner, nur Landeshörige, denen man für alle Ehren und alle Befugnisse den leeren, ihnen zu Nichts nützen Titel „Staatsbürger“ angehängt hat; sie bilden eine zahlreiche auf der französischen Weide grasende Heerde, nackt, geduldig und milchgebend den Städten und den Regierenden. Wer glaubt, der französische Landmann habe irgend eine andere Bedeutung im Staate als die, Steuern zu zahlen und sich für die Städte zu plagen, der irrt gewaltig: er hat keinen Werth, er ist unterdrückt, er ist nicht vertreten, er ist weder moralisch noch politisch erzogen, er ist Höriger im Staat. Wohl fühlt der bessere Theil der Landleute diesen schmachvollen Zustand, allein er weiß sich nicht anders zu helfen, als durch Haß, durch ingrimmigen Haß gegen die Städte. Die französische Landbevölkerung besteht also entweder aus Gesindel, das zu den Städtern wandert, um ihnen die niedrigsten Knechtdienste zu leisten, oder aus Leuten bessern Schlages voll Ingrimm gegen sie; was sich auf dem Lande noch selbständig erhält, lebt nur durch Haß, hat keine positiven Tugenden, nicht Ehre, nicht Würde. Natürlich sucht sich Jeder einer solchen Erniedrigung zu entziehen, der es eben vermag; darum die Vernachlässigung des Landbaues in einigen Gegenden Frankreichs, darum der Zudrang in die Städte, deren gemeinsten Bewohner mit Verachtung auf den Landmann herabblicken dürfen. Solche traurige, zerrüttete Verhältnisse werden sich überall gestalten, wo die Bauern keinen selbständigen Stand mit ständischen Rechten und Befugnissen bilden; es möchte denn, wie in Norwegen, der Fall stattfinden, daß die Bauern oder Hofbesitzer natürlicher Ursachen wegen den Städten das Gleichgewicht halten, oder wohl gar das Uebergewicht über sie

behaupten. Wie viel gebildeter, vielseitiger, umsichtiger, nicht blos in Lesen und Schreiben, in Landwirthschaft und Gemeindeangelegenheiten, sondern auch selbst in civilistischen und politischen Dingen, sind nicht die Bauern germanischer Länder vor den französischen! Sucht in Frankreich keine Landleute, die Abends ihrer zahlreichen Familie Kapitel aus religiösen, oder wirthschaftlichen, oder gar aus populären politischen Schriften vorlesen und sie ihnen mit großem Scharfsinn erklären; keine Bauern, die mit edlem Feuer ihren Söhnen von Vaterlandsliebe sprechen, von Opfern, die man Fürst, Land und Freiheit zu bringen schuldig sei und die nie zu groß sein könnten; die ihnen den Umgang mit edlen und freisinnigen Menschen empfehlen, weil derselbe bessere und erleuchte, Achtung vor Lehrern, Geistlichen und allen Menschen, die ihnen Sittlichkeit, Frömmigkeit, Fleiß, häusliche Tugenden, Ehre und Rührung reiner Gefühle und Gedanken, welche den Menschen veredeln, auf das innigste durch Beispiel und Lehre an's Herz legen; Bauern, die nicht im Moderock ungeschliffen umherstolziren, sondern in schlichter altfränkischer Kleidung, Tags fleißig ihren Berufsgeschäften obliegen, Abends mit ihren Nachbarn einfach erhebende Geselligkeit pflegen. Solche Bauern könnt ihr aber genug finden in Westphalen, unter den Friesen, in den Pfalzen, am Rhein, an der Weser und Elbe. Im verwandten Norwegen kennt jeder Bauer die freie Landesverfassung Wort für Wort auswendig und inwendig, nicht leicht findet man dort ein Haus, dem sie nicht in gedruckter Schrift vorliegt; auch gereicht es dem Normanen zur größten Unehre, sie nicht lesen zu können und in vaterländischen Dingen unbewandert zu sein. Darum, hüten wir uns vor blinder Nachäffung und Gallomanie, und halten wir namentlich in hohen Ehren unsern deutschen Bauernstand!

Mit jener städtischen Richtung der Franzosen steht ihre

ältere und neuere Geschichte, ihr Civilisationsdünkel, ihre Unruhe, loses Wesen, centrale Staatsverwaltung und die Herrschaft von Paris, in innigstem Zusammenhang und in Wechselwirkung. Derselbe Geist, welcher das offene Land den Städten unterwirft, unterjocht die Provinzialstädte der Hauptstadt. Man würde gröblich irren, zu glauben, die centrale Regierungsform brauche nur über Haufen gestürzt und eine andere Form versucht zu werden, damit sie mit jenem Geist aus Frankreich verschwinde; die städtische Richtung entspricht eben dem Volkskarakter, wie er sich gebildet, die centrale Form hat einen lebendigen Inhalt an dem centralen Geiste des gegenwärtigen Frankreichs; der Umschlag könnte daher nur allmälig geschehen und müßte mit der Umbildung des französischen Geistes seinen Anfang nehmen. Darum eben ist dieses für französische Staatsmänner ein eben so schwieriges als unpopuläres und undankbares Unternehmen. Es setzt einen unausgesetzten Kampf mit der französischen Nation, mit deren Leidenschaften, mit deren Schwächen voraus; jedes Zugeständniß muß Frankreich abgerungen werden. Allein hiervon ist noch gar nicht die Rede; vielmehr eilt die französische Nation in der seit Jahrhunderten vorherrschenden Richtung mit immer behenderem Schritt wie ohne Rast und ohne Besinnung halb flatterhaft, halb keuchend weiter. Vergebens rufen Einige der Wackersten: „Halt, halt! Schau Dich um, Frankreich, ob es Dir nicht schwindelt!" vergebens suchen Andere ernstern Widerstand, legen Hemmschuhe an, oder greifen kühn in die Räder — der schnaufende Wagen zerschmettert die Widerstrebenden und das Geschrei seiner triumphirend-stierglotzenden Lenker übertönt die warnenden Stimmen und das Wehklagen der Zappelnden und Zerschmetterten. Der Widerstand kömmt nicht aus der Nation, er ist nur noch in Einzelnen und darum ohnmächtig; diese stehen gleichsam außer oder über dem Volke,

ihre Opposition ist unmöglich, weil wirkungslos, darum wandelt sie sich in ihnen um zu Haß und Grimm. Es giebt Leute in Frankreich, gebildete, patriotische Leute, welche das gefeierte Paris, das Auge, das Herz Frankreichs, die „**Metropole intellectuelle du monde**" in ihrer Leidenschaftlichkeit über Haufen stürzen und dem Boden gleich machen würden. Diese freilich taugen vorläufig nicht zum Widerstande. Es giebt andere Personen von ähnlicher Gesinnung, nur ausgerüstet mit größerer Mäßigung, die aber auch nur einwirken, insofern sie nachgeben. Doch zu mächtig ist der Strom, zu zahlreich des Schiffs Steuermannschaft, die mit ihm zieht, die der Nation schmeichelt, die sie auf der eingeschlagenen Bahn anspornt. Das sind Männer, in welchen wohl das französische Herz lebhaft schlägt, die aber nicht den Kopf der Nation bilden. An ihrer Spitze steht Herr Thiers, nicht ein Mann des Volks, aber des modernen Frankreichs; kein großer Staatsmann, weil er eben alle Schwächen und alle Leidenschaften der Nation theilt und aus ihnen nicht heraus kann, er ist geschwätzig, eitel, bornirt, beweglich, religiös, gleichgültig, grundsatzlos, geistreich, declamatorisch, ein Abbild der Nation und ihres modernen Strebens, er ist voll Verehrung und Staunen vor der großen Revolution und dem Kaiser Napoleon, der ihm wie den meisten Franzosen nur umstrahlt von Glanz und Ruhm erscheint und maaßlos imponirt, er ist im Centralisationswesen befangen und dem Uebergewicht der Hauptstadt ingrimmig zugethan; aber ein Mann der Tribune ist Herr Thiers, hier ist sein Platz und nicht an der Spitze der Regierung, wo ihm mangelnde Eigenschaften erfordert werden, er fühlt ächt französich, er fühlt aus dem Herzen der Nation jeden Wunsch, jede Bewegung, jede Beleidigung, auch die geringste, jeden Affekt, jede Leidenschaft, Liebe und Haß auf das Innigste heraus, und er giebt allen diesen Gefühlen alsogleich das

Wort, die Sprache, und eine beredte Sprache. Der König Ludwig Philipp steht sicher und sieht weiter, — ein erleuchtetes Haupt der Nation, das dem Herzen befiehlt. Ludwig Philipp würde ein großer Regent sein, wenn er keine Dynastieinteressen zu verfolgen hätte, wie Herr Thiers eine große Kammererscheinung, wenn ihn nicht der unbändige Ehrgeiz besäße, Minister sein und die große Nation regieren zu wollen.

Der Nationalgeist, wie ihn die Zeiten gebildet, beherrscht die meisten, wenn auch nicht die größten französischen Staatsmänner. Das Ziel und der Wendepunkt der in ihm vorwaltenden Richtung sind noch nicht abzusehen. Gewiß nur, daß es immer schneller darauf zugeht. Wird die Hauptstadt Frankreich verschlingen? Wird der Präfect von Paris dereinst auch dem ganzen Lande vorstehen, der Befehlshaber seiner Macht auch das ganze Frankreich befehligen, der Herrscher der Hauptstadt auch das Reich beherrschen? — Wird sich solche Herrschaft auch materiell vervollständigen? Wunderbar nur, wenn dieses nicht geschähe! Schon ist Paris nicht blos der Ideenmarkt, sondern auch der große Geldmarkt von Frankreich, wo die Landescapitalien zusammenlaufen, man behauptet, in Paris sei mehr Geld als im übrigen Frankreich zusammengenommen, dort steht der Zinsfuß auch weit niedriger als in den der Capitale ermangelnden Provinzen. In Paris ist die ungemein bevorzugte Nationalbank, welche in den vorzüglichsten Provinzialstädten Töchterbanken errichtet. Nach Paris strömen auch alle Einnahmen des Staatsschatzes. Läßt sich wohl schon der Einfluß all des Geldes zu Paris auf das Land berechnen? Freilich ist auch Amsterdam der erste Geld- und Handelsmarkt in Holland, London von England, aber beide Städte haben doch bedeutende Rivalen im Lande, und in England wie noch mehr in Holland ist die Local- und Provincialregierung, der Local- und Provincialgeist unendlich größer

und mächtiger als in Frankreich. Die Pariser Capitalisten, Beamten, Capacitäten, Alle, welche viel Geld haben oder gewinnen, erwerben in den Provinzen Grundstücke, Güter, Schlösser, die sie verpachten, und ein immer größerer Theil des Landvolkes wird Pächter der Pariser werden; schon jetzt giebt es in Frankreich wieder ungleich mehr Pächter als kleine Besitzer, ja die alten armen **Métayers** sind wieder in vollem Aufkommen, schon jetzt gehört ein großer Theil des Grund und Bodens der Hauptstadt an, dessen Bewohner leben also in Abhängigkeit von Pariser Herren, sind deren Arbeiter und würden ihnen zu Dienste bleiben, selbst wenn sie Rechte bekommen sollten, auf die sie keinen Anspruch haben, denn „kein Franzose,“ sagt Thiers, „hat ein anderes Recht als was die Verfassung ihm ertheilt,“ Wahlrechte mein' ich, wie die englischen Pächter; überdieß ist wegen des Zustandes der Landwirthschaft der Preis des Grundbesitzes im Verhältnisse zu den germanischen Ländern im Allgemeinen sehr niedrig, die Hintersassen, Pächter und selbst die Bauern wohnen meist in elenden Hütten, nähren sich von schlechter Kost (Wassersuppen, Bohnen und Speck, im Süden Knoblauch), der Boden wird nachläßig und ohne Intelligenz bewirthschaftet, Viehzucht befindet sich so zu sagen auf der niedrigsten Stufe, gute Pferde sieht man nur noch in den deutschen Provinzen, in den Ardennen und in der Normandie, — natürlich haben solche Bauerhäuser und Gehöfte, solcher vernachläßigter Boden bei dem Mangel an Viehzucht, an Pferden, an Heerden und an Rindvieh keinen großen Werth, da sie nur geringe Grundrente abwerfen, mithin sind die Güter von Capitalisten leicht zu erwerben. Ferner soll Paris der Mittelpunkt eines sich über ganz Frankreich ausbreitenden Eisenbahnnetzes werden, das dazu beitragen wird, seine Herrschaft über die entferntesten Provinzen zu vervollständigen. Verschwinden dann ja allen Entfernungen, empfangen

dann ja die fernsten Winkel Frankreichs alle Ideen und Eindrücke aus erster, frischer Hand; die Landhäuser der Pariser Herren werden dann auch in der Ferne erblühen, das verwöhnteste Kind der Hauptstadt bleibt, wo es seinen Landsitz auch errichte, in nächster Verbindung mit derselben. Dann werden Ideen, Geld, Menschen in ungeheurer Vermehrung Paris durchströmen, ein und aus, wie das Blut aus der und in die Herzkammer, dann fehlt Nichts als die Umwallung und Einfortificirung der Hauptstadt, um ihre auf den Gipfel getriebene Herrschaft auch vertheidigen und behaupten zu können. Erreicht die französische Centralisation diese Höhe, hebt sich die Hauptstadt über das ganze Land empor und lagert sie herrschend darüber, dann, Ihr armen Provinzen der belle France, dann erbebt und ergraust vor dem gefräßigen vielköpfigen Ungeheuer, das Euch schon jetzt das Blut entzieht und mit Verschlingung droht, dann seid Ihr reif und mürbe genug, um von seinem Riesenappetite auch verdaut zu werden. —

Ich schließe. Vom Kriegsschauplatze, Freunde, erhaltet Ihr, so Gott will, den nächsten Brief. Zur Weiterreise schicke ich mich an, so dieses Schreiben auf der Post ist. Von der Spitze der Pyrenäen will ich Euch einen lauten Gruß zurufen über das niedrige Land der Gallier hinweg — daß Ihr ihn vernehmen möchtet — und dann jenseits hinabsteigen in das Land neuer Hoffnungen, zum Krieg und zu Thaten. Was ich vermag? Nur einen Mann will ich zählen, das vermag ich immer, denn ich habe Arme und Knochen. Auch Blut in den Adern und ein Herz voll Sympathie für die spanische Freiheit. Gott befohlen! —



Zweites Buch.

In den Pyrenäen und in Pamplona.

Erstes Kapitel.

Die niedern Pyrenäen; französische Basken; die Gränze.

Roll on, roll on, dark chariot of the storm,
Whose wheels are thunder — — — —
E. L. Bulwer.

Es war an einem der ersten Decembertage des Jahrs 1836, spät am Nachmittage und bei trübem Himmel, als eine Gesellschaft so bunter und sonderbarer Art durch die östlichen Thore von Bayonne und deren Vorstädte auf der Straße nach St. Jean Pied de Port hinauszog, daß sie sicherlich in einer deutschen Stadt allgemeines Aufsehen würde auf sich gezogen haben. In diesem Lande schien man jedoch daran gewöhnt zu sein; kaum würdigte sie der müßige oder vorübereilende Städter eines Blickes. Sie bestand ihrer Hauptmasse nach aus dreizehn großen, kräftigen Maulthieren, die alle vollzähnig, aus gutem Stamm, an Strapazen gewöhnt und trotz den Touristen reiselustig zu sein schienen, weshalb auch vielleicht der Spanier derartige Langohren, auf ihre Ahnen deutend, Mayores nennt. Diese Thiere, oft zum Reiten, öfter zum Lasttragen in den Gebirgen verwandt, waren im gegenwärtigen Fall zu einem langen Zuge so aneinander gekuppelt, daß das eine nicht mehr als drei Schritte hinter dem andern zurückbleiben konnte, auf dem Rücken trugen sie überaus voluminöse Lasten gleich halben Bergen, und man hätte deren Umkippen jeden Augenblick

befürchten müssen, wenn sie weniger vorsichtig gingen, als man von ihnen rühmt, und wenn sie nicht klüglich so beladen gewesen wären, daß die Last nach beiden Seiten des Rückens überhing, der Schwerpunkt in diesen hineinzuliegen kam und daher das Gleichgewicht nicht leicht verloren gehen konnte. Vor ihnen her ging und zog der Leitesel, noch ein junges, lebhaftes Thier; seine Last bestand nur in einem ledernen Koffer und Mantelsack, ebenfalls nach beiden Seiten des Rückens hin wohlverpackt; so war er ganz geeignet, für seine gewichtiger beladenen Kameraden einen raschen Schritt anzugeben, und diese mußten, wie Soldaten bei einer Parade nach dem Flügelmann, nach ihm in der Minute eine bestimmte Anzahl Schritte machen. Den vordersten Esel selbst lenkte an einem langen Strick mit nicht geringer Mühe ein stämmiger Lastthiertreiber, der gleichsam die Caballade eröffnete. So bewegte sich der Zug gemessenen Schrittes weiter, der stärkste Regen brachte ihn nicht zum Untertreten, noch in lebhaftern Marsch, nur bei wohlbekannten Orten hielt er ohne Commando instinktmäßig an. Ihm voraus, gleichsam die Spitze des Ganzen bildend, ging ein zweiter Eseltreiber als Vorhut, gegen seine Mitte ein dritter als Flankeur, und ein vierter, wie beim Nachtrab, schloß den ganzen Zug. Der Herr und Führer desselben, Mayoral genannt wie bei allen spanischen Last- und Reisezügen (ein Name, den man im vorliegenden Fall „Großeseltreiber" übersetzen könnte), war bald hier bald dort.

Zum Antreiben der Thiere rief abwechselnd der eine und andere von ihnen das bekannte: arrè! arrè!, oftmals den gewöhnlichen spanischen Fluch: carajo, asnos — oftmals auch höflicher caballos hinzufügend, welcher Name eigentlich nur dem Roß zukömmt; wirklich lautete dieß so, daß man in einiger Entfernung hätte vermuthen können, irgend eine reguläre Truppe sei im Anmarsche. Von dem

stets wiederholten, antreibenden Rufe: arrè! haben die spanischen Lastthiertreiber den Namen: „Arrieros“ und ihr wichtiges Geschäft den Namen: „Arrieria“ erhalten; auch die Treiberinnen werden darnach genannt, nur meist mit artigen Verkleinerungssilben wie: „Arriericas“, „Arrieritas“, „Arrierillas“. Das Schnacken mit der Zunge, eine andere Fertigkeit in der Arrieria, namentlich der Treiberinnen, thut häufig noch bessere Wirkung als das arrè, besonders wenn es mitweilen von einem kräftigen Hiebe auf die Gruppe des Esels unterstützt wird.

Jene vier Arrieros mitsammt dem Herrn, der sich äußerlich von den übrigen nicht unterschied, als nur durch seine gebietende Miene, waren stämmige Männer, zwischen 20 bis 35 Jahr alt, starkbärtig, braun, von verwegenem Blick. Sie trugen über dem Hemde Weste und Kamisol mit zwei Reihen metallener Knöpfe, weite Beinkleider aus sammetnem Zeug, ohne Hosentäger, statt deren um den Leib ein breiter, Gestalt und Wuchs wohlhebender Gürtel von gelber oder rother Farbe geschlungen war, ferner eine scheibenförmige, beinahe platt auf dem Kopfe liegende Mütze von verschiedener Farbe. An der nicht unmalerischen und bequemen Kleidung findet sich weder Tasche noch Brodsack, unter dem breiten Gürtel stecken dolchartige Messer, und das eine Ende desselben läuft in einen großen Geldbeutel aus, der vorsichtig unter den Gürtel selbst verborgen wird und nicht verloren gehen kann. Als es stark zu regnen anfing, legten sie eine eigenthümliche Art von Kapuzmänteln aus gröbstem dunklen Tuche an, die eigentlich nur aus mehr oder minder großen Lappen bestanden. Davon hing ein langer und breiter Lappen vorn, ein anderer hinten herunter, auch um die beiden Arme hingen aufgeschlitzte Lappen, an der Schulter waren sie miteinander verbunden, und der Kragen des Mantels konnte über die Mütze und um die Ohren herum

wie eine große Kapuze gezogen werden, so ganz vortrefflich Haupt und Hals vor Wind und Wetter schützend. Zwischen allen diesen Gestalten unterschied sich noch als die fremdartigste ein junger, langgewachsener Mann, der sich in einen grauen Officiermantel eingehüllt hatte, und auf dem Kopfe einen schwarzen Hut trug; seine Gesichtsfarbe unter den braunen Leuten erinnerte an den Schnee, doch auch an das Blutvolle des Nordens. Nachdem der Zug die Stadt aus den Augen hatte, bestieg letzterer — mit Respekt zu melden der Erzähler selbst — ein gesatteltes Maulthier, worauf er in Betrachtungen zu versinken und weiter keinen Antheil an der aufgeweckten, in ihrer Art witzigen Unterhaltung der navarresischen Arrieros zu nehmen schien, von der er übrigens auch nicht die Hälfte verstand.

Wenden wir inzwischen den Blick von dem Zuge auf den Weg, den er eingeschlagen hat, überhaupt auf die Verbindung zwischen Frankreich und Spanien zu Lande. Nördlich und südlich der pyrenäischen Hochkette laufen in beiden Ländern eine ziemliche Anzahl von Straßen, nur durch die Hauptkette fehlt es daran; recht fahrbare Straßen befinden sich bloß im Osten und Westen derselben, wo sie an das Meer hinabgeht. Zwischen Bayonne und Perpignan giebt es zwar viele Päſſe, aber nur noch der Uebergang von Pau nach Jaca, Huesca und Zaragoza ist von einiger Bequemlichkeit. Von Perpignan gehen mehre Wege nach Spanien, worunter der über Puicerda, wo sich ihm die Straße von Toulouse anschließt, am tiefsten in die Pyrenäen eindringt, aus diesen über die Veste Urgel in das Thal des Segon hinabgehend, der mit dem Cinca vereinigt bei Mequinenza in den Ebro mündet; die wichtigste Straße aber führt von Perpignan über die zweckmäßigen Festungen Figueras und Gerona nach Barcelona; noch eine andere geht an der Küste des Mittelmeeres entlang. Im Westen, wo sich die Pyrenäen als

cantabrische Kette ins Innere von Spanien hinein fortsetzen, walten noch ungünstigere Verhältnisse für Wegverbindung ob. Indeß geht die Hauptstraße von Paris nach Madrid über Bayonne, Irun, dann durch das gebirgige, jedoch mit vielen Wegen versehene Guipuzcoa, Tolosa berührend, übersteigt bei Salinas die cantabrische Kette, hier in die Provinz Alava eindringend und über deren Hauptstadt Vitoria ins Ebrothal hinabgehend. Vor dem Kriege reiste man auf diesem Wege mit der von Maulthieren gezogenen Diligencia in drei Tagen von Bayonne nach Madrid. Bei Tolosa geht von der Hauptroute eine gute Nebenstraße nach Pamplona ab, die bei Lecumberri auf die cantabrische Kette hinauf und abwärts nach Navarra durch die furchtbaren Felsdefileen von **las dos Hermanas** (die zwei Schwestern) führt, wo einst französisches Blut in Strömen floß. Dieß ist die einzige Fahrstraße von Bayonne nach Pamplona, natürlich aber durch den Krieg geschlossen. Doch auch in Friedenszeiten reist man oftmals mit Arrieros von Bayonne in das Bastonthal hinauf, und drüben durch das Thal Lanz hinab nach der Hauptstadt Navarra's — ein noch ziemlich gangbarer und dabei reizender Weg, der die Thäler der Nivella und Bidassoa diesseits, oben die Namenscheide zwischen den Pyrenäen und der cantabrischen Kette und jenseits Zuflüsse des Ebro berührt. Mehrmals, aber immer vergeblich haben die Cristinischen versucht, diesen Weg und damit eine bessere und nähere Verbindung zwischen Pamplona und Bayonne zu gewinnen, die Carlisten von der französischen Gränze abdrängend. Die erste Linie, welche sie von Pamplona nach Frankreich hier einzurichten und dennoch nicht immer zu halten vermochten, geht durch den schwierigen Paß von Roncevalles nach Valcarlos und St. Jean Pied de Port hinab. Der Weg dieses merkwürdigen Passes ist aber nur, wie die meisten der Pyrenäenübergänge, ein halsbrechender Fußsteig längs Felsthäler, wilder Schluchten

und Abgründe, gangbar allein für Maulesel und berggeübte Pferde.

Das war der Weg, den unser Zug nehmen sollte. Bis St. Jean Pied de Port, in dessen Thalknoten an der Nive mehre Hauptstraßen der südlichen Departements zusammentreffen, führt von Bayonne aus eine treffliche Chaussée zwischen und über Bergketten hin, welche die niedern Pyrenäen bilden. Eine derselben, eine sehr mächtige, sich mitunter in den großartigsten Gruppen aufthürmende, scheidet die Straße fast in ihrer ganzen Länge vom Thale der bei Bayonne in den Adour mündenden Nive; erst bei Pied de Port tritt die Chaussée durch ein Seitenthal wieder in dasselbe ein, wo man denn auch die Nive überschreitet, um alsbald in eines der wildesten Querthäler der Pyrenäen aufwärts zu dringen. Natürlich verschwinden die aus der Ferne sichtbaren Hochketten, so man von Bayonne aus in die niedern Pyrenäen eingeht; dafür traten die nähern Massen immer riesenhafter hervor. Nicht lange Zeit, so befindet man sich mitten in einem Chaos von Bergen, und man unterscheidet nicht mehr an ihrer Höhe und Ausdehnung, nach welcher Seite hin die Hochkette liegt. —

Es bekam uns übel, unsere Abreise von zwei Uhr bis vier Uhr Nachmittags verzögert zu haben; denn kaum hatten wir Bayonne einen Schuß weit hinter uns, als der Regen in solchen Strömen vom Himmel goß, daß wir binnen wenigen Minuten nichts Trockenes am Leibe fühlten. Das Regnen hörte nicht auf, der umwölkte Himmel wurde immer düsterer; als es Nacht wurde, war vor Dunkelheit kaum noch die Straße zu sehen. Nur der scharfe Strahl eines Leuchtthurmes an der Bai von Bayonne guckte noch lange Zeit durch Regen und Nacht in unser Auge. Nachdem wir drei gute Meilen zurückgelegt hatten, hielten wir vor einem großen, steinernen, alleinstehenden Hause an. „Sennor,“ rief

der Großeseltreiber mir höflichst zu, „in dieser ‚Venta‘ bleiben wir über Nacht, machen Sie es sich am Herde bequem, wir werden dort besser als in diesem Wetter aufgehoben sein.“ — Die Wirthin, eine freundliche hagere Frau, begrüßte uns in einer Sprache, die weder französisch noch spanisch, indeß sehr voll, klar und angenehm klang. Auf Befragen erfuhr ich, daß sie so wenig als ihre schlanke, schwarzlockige Tochter ein Wort französisch verstünden und nur baskisch sprächen, damit den ersten Beweis erhaltend, wie fest und getreu die Basken in ihren Gebirgen, sowohl in Frankreich als in Spanien, bei der Sprache und den Sitten ihrer Väter beharren.

Wir traten in einen weitläufigen, hohen und recht wohnlichen, nur etwas durchräucherten Raum ein, an dessen einer langen Seite sich unter einem enormen Kamine der Herd befand. Auf demselben loderte ein munteres Feuer, eine Menge irdener Gefäße standen, zum Theil dampfend, umher. Die freundliche Mutter, die ‚Patrona‘ des Hauses, hatte uns, noch ehe wir uns setzen konnten, ein Glas Wein kredenzt. Eifrigst war unterdeß die schwarzäugige Tochter am Feuer mit Quirlen von Chocolate in einem glühend heißen irdenen Topfe beschäftigt; zur Seite hatte sie mehrere ganz kleine Porcellantassen zur Aufnahme des Getränkes aufgestellt. Schon nach wenigen Minuten bot sie zierlich jedem Gaste zum Willkommen eine Tasse Chocolate mit gerösteten Schnittchen feinen Weißbrods und einem Glas Wasser an; alter Sitte gemäß. — Nachdem ich in einer Kammer die nassen Kleider gegen trockene gewechselt, fand ichs überaus behaglich am warmen Herde, um den auch meine Reisegefährten allmälig festen Platz genommen. Bald darauf kamen von draußen noch zwei Männer herein: der Wirth, ein alter Baske, der auch nur in seiner Sprache redete, und ein junger, schlanker Bursche mit breiten Schultern, ungeschlachten Armen, überhaupt von athletischem Körperbau und mit wildrollenden

Augen, dessen Gewerbe mir das eines Contrebandiers zu sein schien. Auch dieser war Baske, sprach jedoch spanisch und französisch. Die Offenheit seiner Worte stand in seltsamem Contrast zu dem Blicke des Mißtrauens, der sie zuweilen begleitete oder unterbrach. Mit höchster Theilnahme erzählte er mir von der Tapferkeit seiner Landsleute; — Basken und Carlisten waren ihm gleichbedeutend. „Wie weit ist die spanische Gränze in nächster Richtung von hier?" frug ich unter anderm. „Zwei Stunden! Klettern Sie auf jenen Berg dort, und Sie sehen das Nivethal und hinüber in das spanische Baskenland — einige Sprünge über Fels und Schlucht, und man ist jenseits der Gränze." — „Welche Neuigkeiten erzählt man?" — „Ich weiß es nicht." — „Ei, die Belagerung von Bilbao, spricht man, sei gefährdet." — „Ih was, man zieht sich nur hierher an der Gränze zusammen, wo ein wichtiges Treffen nächstens lostanzen soll, Sie werden davon hören!" — „Wo dieß?" — „Um das Bastenthal, nicht weit von hier; die Negros sollen es von Zubiri angreifen und wegnehmen wollen; aber scheitern, Herr, wird der Angriff, scheitern wie alle frühern — ich kenne dort die tapfern Bataillone des Königs Carlos quinto, Gott segne ihn." — „Es müßte die Carlisten auch hart angehen, wenn sie von der französischen Gränze abgeschnitten würden." — „Wohl, besorgen wir ihnen doch Alles, dessen sie bedürfen, Brod, Fourrage, Munition, ja selbst Kanonen wandern über die Berge, stolpert dabei auch mancher Esel von den Felsen herab und bricht das Genick" — — „Und fehlt es dem Könige drüben nicht an Geld?" — „Nein, niemals! Die Contrebandiers" — bei diesem Namen rollten seine Augen wilder umher — „die Contrebandiers treiben ein gefährliches aber lucratives Handwerk, und die ganze Gegend zieht Nutzen daraus." — „Und die französischen Douaniers sind eben nicht sehr wachsam?" — „Das doch wohl, Herr, aber es giebt

Leute — brave, flinke Bursche, — welche die geheimen Stege durch die Gebirge bei Nacht und im Schlafe nicht verfehlen; sie mögen ein Schock Zolllinien statt zweier bilden, verhindern werden sie den Pasch nimmermehr."

Wir setzten uns gegen neun Uhr zum Nachtessen an eine Tafel, die dem Herde gegenüber an der andern langen Seite desselben Raumes aufgeschlagen war. Die Frauenzimmer warteten auf. Unter den Tischgenossen herrschte bei zwangloser Lebhaftigkeit und Munterkeit doch gefälliger Anstand, der nie verletzt wurde. Man sprach natürlich nur baskisch, doch mit vieler Heftigkeit suchten der Mayoral sowohl als der jüngere Baske mir die scherzhaften, die Gesellschaft zum Lachen reizenden Bemerkungen zu verdolmetschen, der eine französisch, der andere spanisch. Sonst war der letztere unter allen der schweigsamste, nur seine beweglichen Augen schienen lebhaft ein Gespräch mit denen der Tochter des Hauses zu suchen. Die Frauen ihrerseits bezeugten Neugierde, das zu erfahren, was ich sagte. Sie wunderten sich, daß ich ihrer Küche thatsächlich sehr geringe Ehre anthat, und wollten meine Entschuldigung deßhalb nicht gelten lassen. Die am Feuerherd in irdenen Töpfen zubereiteten Gerichte, die Brühe, die gemischten Fleischspeisen waren mit Olivenöl, der Butter des Südens, und Knoblauch zu reichlich versehen, als daß ich Geschmack daran hätte finden können, und ich begnügte mich hauptsächlich mit Brod und Wein, der, wie man versicherte, eigenes Gewächs, schwer und feurig war. Der Nordländer gewöhnt sich übrigens im Süden noch eher an das diesem Klima durchaus angemessene Olivenöl (niemals aber an den Knoblauch) als der Südländer im Norden an unsere Butter. Die Nacht schlief ich prächtig in einem sehr hohen Bett. Als der Großeseltreiber mich weckte, ergriff und erfüllte mich mit Ungeduld der Gedanke: heute endlich wirst du, so Gott will, den Fuß auf spanischen Boden setzen!

Schon um vier Uhr Morgens war es in der Venta lebendig. Bewohner und Gäste des Hauses versammelten sich allgemach im Kreise um den flackernden Herd. Die Wirthin, von meinen Reisegefährten spanischem Gebrauche gemäß stets ‚Patrona' genannt, erschien mit einem sehr dickbäuchigen Kruge Branntwein in der rechten und einem sehr kleinen Gläschen in der linken Hand, um sämmtlichen Männern wie zum Morgengruß der Reihe nach eins einzuschenken. Ohne Grimassen trank Jeder das Gläschen mit einem Schluck aus, wahrscheinlich um dadurch den ganz nüchternen Magen aufzufrischen. Nachdem die Patrona auf diese Weise einmal die Runde gemacht, brachte sie sofort den Krug wieder auf Seite. Unterdessen hatte die Tochter, den Schlaf noch frisch glühend auf den Wangen, in aller Stille ein halbes Dutzend kleiner Tassen an das Kaminfeuer gestellt und sich dabei niederduckend Chocolate gequirlt. Nachdem sie auch hievon Jedwedem ein Täßchen voll nebst gerösteten Brodschnittchen und einem Glas Wasser gereicht — die Abschiedschocolate — wir die billige Zeche bezahlt und der Magd noch eine Kleinigkeit für die ‚reinen Betttücher' geschenkt hatten, begaben wir uns, von den frommen Segenswünschen der Wirthsleute begleitet, auf den Weg.

Die Witterung hatte sich durchaus verändert: in allem Regen Abends vorher war mir bei dem langsamen Ritt schwül geworden, jetzt lagen Höhe und Thal, Feld und Wiese um uns mit Schnee bedeckt, alles Grüne war verschwunden, die Berge vom Fuße bis zum Haupte in weiße Winterhermeline eingehüllt, nur die fast senkrecht aufragenden Felsen hatten ihre alte Farbe, ihren grauen Pelz bewahrt. Die Kälte drang durch und durch, ein frostiger Wind schnitt uns ins Gesicht. Die Arrieros zogen ihre Kapuze, ich meinen Hut über die Ohren. Der Mayoral schüttelte bedenklich den Kopf und *meinte*: Da das Winterwetter sich in ganzer Strenge gegen

alles Erwarten frühzeitig im Gebirg einzustellen scheine, so könne unsere Passage über die Pyrenäen dadurch sehr mühselig werden. — Der Weg geht bergauf, bergab, doch steigt er mehr als er fällt. Schweigsam schritten wir vorwärts, nur der Hufschlag der grauen Thiere, das Arré und Mundgeschnacke der Treiber unterbrachen die Stille. Mit Sonnenaufgang verdüsterte sich der Himmel, und es fing bald zu schneien an; Wetterveränderungen lagen in der Luft.

Plötzlich vernahmen wir über die südwestlich vor uns gelegene Bergkette her ein Getöse, als krache und donnere es. Es waren keine eigentlichen Schläge, vielmehr ein fortgesetztes Gerolle, auch sahen wir keinen Blitz. Nach Osten hin schien es sich fortzubreiten und sich uns allmälig zu nähern. Wir erinnerten uns der kriegerischen Erzählung des jungen Basken vom vorigen Abend und vermutheten, die Cristinos möchten die Carlisten angegriffen und der Wind uns das Gedonner der Kanonen herübertragen. Die bloße Möglichkeit dieser Vermuthung mußte mich beunruhigen. So nahe dem Felde der Ehre, und doch müßig bleiben zu müssen, wenn es vielleicht etwas Entscheidendes galt? Wie mir damals, mag es Jemanden zu Muthe sein, der im Postwagen an den Fenstern seiner Geliebten vorübereilen muß, ohne sie sehen zu können. Ich hätte blindlings über die Berge klettern mögen, dem Schlachtgebrause entgegen. Immer östlicher, immer näher zog sich uns das Gekrache, furchtbar zwischen den Bergen wiederhallend — — sollten sich die Cristinos zurückziehen? — — — Da mit einemmale verschwärzte sich der Himmel noch mehr, um uns her wirbelte pfeifend der Sturm, und im nemlichen Augenblicke schlug ein Blitzstrahl mit ungeheuerm Krache so nahe vor uns in den Erdboden, daß der ganze Zug, Menschen und Thiere, unwillkührlich zusammenschaudernd wie festgebannt auf dem Flecke stehen blieb. „¡Es Dios mismo!“ sagte einer der Arrieros, andächtig

ein Kreuz schlagend, worin die übrigen ihm nachahmten. „¡Y no los Carlistas!" setzte ein anderer nach einer Pause lachend hinzu. Noch ein halbes Dutzend Donnerschläge folgten sich rasch auf einander und das Gewitter war über unsern Häuptern vorbeigezogen und verlor sich alsbald nach Osten. Den Blitzen folgte starker Hagel und gleich darauf fiel dichter Schnee, womit es nicht mehr aufhörte; was uns nicht nur viele Beschwerden, sondern auch Gefahren zuzog. Die Gewitter in hohem Gebirgslande sind oft so eigenthümlicher Art, daß unsere augenblickliche Täuschung mindestens verzeihlich erscheint.

Der Vorfall hatte die Eseltreiber aus ihrem trägen Gange aufgeweckt. Sie geriethen in eine lebhafte politische Erörterung. Der jüngste unter ihnen, ein Navarrese mit einem schönen Kopfe und von festen, wohlgerundeten Gliedern, nahm leidenschaftlich Partei für Don Carlos, der Mayoral hingegen für die Königin Isabella, die übrigen verhielten sich im Ganzen gleichgültig. Das Recht kam wie billig nicht in Betracht, es handelte sich bei ihnen lediglich um die größere Tapferkeit und Stärke der einen oder andern Partei, sowie über den muthmaßlichen Ausgang des Kriegs. Sie glichen hierin vollkommen gewissen modernen Geschichtschreibern und Staatsmännern, die auch da überall das Recht finden, wo der Sieg die Gewalt ist — jenen praktischen Tagsmenschen, bei denen das trügerische Resultat des Augenblicks jede aufkeimende Ueberzeugung zu Nichte schlägt. Nichts liegt dem natürlichen Verstande näher, als der mahomedanische Glaubenssatz: Wer siegt, der hat Recht, für den ist Gott. Artete das Gespräch der Arrieros auch zuweilen in heftigen Zank und zu Drohungen aus, so schien es dabei doch nicht übel gemeint zu sein: die scherzhafte Aeußerung eines Dritten brachte Alle zum Lachen und stellte den Frieden wieder her. Ueberhaupt waren sie fröhlicher Natur. Den

großen, ledernen, verpichten Weinschläuchen, mit spanischem Wein gefüllt, wurde unterwegs häufig zugesprochen; wobei sie niemals unterließen, mir, ehe der Schlauch von Mund zu Mund ging, höflichst davon zuerst anzubieten — ich wußte noch nicht, daß diese Sitte durch ganz Spanien und in allen Ständen herrscht. Ihre Art aus dem Schlauch zu trinken ist sehr appetitlich: sie halten den dicken Bauch desselben so hoch sie können mit beiden Händen und lassen den Wein durch die enge Mündung strahlartig in den offenen Mund herabstürzen, ohne diesen mit dem Schlauche in Berührung zu bringen. Die größte Geschicklichkeit in dieser Trinkweise besitzen die Catalanen, deren übrigens in ganz Spanien gebräuchliche Flasche neben der weiten Oeffnung zum Füllen noch eine zweite, langgebogene, feine Röhre zum Trinken hat. Außer der Reinlichkeit bewirkt die Gewalt des Sturzes auch, daß der Wein Sommers eindringlicher erfrischt und erquickt. Ein geübter Trinker weiß allerlei Kunststückchen mit dem Strahl und der Flasche zu machen, ohne daß ein Tropfen Wein am Munde vorbei fließt.

Die Natur ermangelt nirgend und niemals der Reize, duftet die Erde im Blüthenkleide der Jugend, oder spendet sie Früchte männlicher Reife, oder erscheint sie in der erhabenen Ruhe ehrwürdigen Alters — umgiebt uns das weite Meer, oder ausgedehnte Ebenen, oder Hochgebirge, oder sanfteres Hügelland: immer erinnert sie uns an den Schöpfer, immer ist sie eine Trösterin, redet sie zu uns laut und hehr oder heimlich und innig vertraulich, erhöht und verschönt sie unser Leben. Wer hat nicht die geheimnißvollen, tiefen Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen der Natur und seinem Gemüthe empfunden! Besonders hat eine Berggegend, wie die, welche wir durchzogen, mit ihren mannichfachen Abwechselungen außerordentliche Reize. Die in den fortlaufenden Zügen übereinander gruppirten Berge mit

gewaltigen, kühn hervorragenden Felsmassen drücken auch den niedern Pyrenäen den Karakter des Erhabenen auf, ein Karakter, der gleichsam das Ganze beherrscht, bei aller Verschiedenheit in den tieferen Zwischenpartien, durch welche die große Straße sich den bequemen Weg gesucht hat. Jetzt sieht man sich in engem Thale zwischen Matten und baumbekränzten Höhen eingeschlossen; dann steigt man lange Zeit bergan, und der Blick erfreut sich einer großartigen Umsicht, die nur höhere Ketten begränzen; bald ist man im Walde zwischen Bäumen versteckt, bald geht man unter Abhängen vorüber oder blickt tief unter sich in Abgründe hinab. Dabei ist die Gegend ziemlich bevölkert, und die Weinrebe gedeiht und prangt hier noch überall an einem kräftigen Stocke bis zur Hälfte der höhern Berge hinauf. Auch sieht man hier, wie in den deutschen Gebirgen, einzeln liegende Gehöfte und Häuser, von Wald, Feld und Wiesen umgeben. Die Häuser sind durchgehends massiv, auf Erhöhungen oder Vertiefungen romantisch gelegen, oftmals von niedern Mauern umschlossen und von Obstbäumen eingehüllt. Wir kamen nur durch wenig kleine Dörfer, in erweiterten Niederungen gebaut, Fußsteige führten von der großen Straße gewöhnlich auf einem nähern, steilern und mehr belohnenden Wege dahin. Diese schlug ich ein, meist in Gesellschaft des jungen, carlistisch gesinnten Arrieros. Da gewannen wir denn noch Zeit, uns die Dörfer anzusehen, und in manchem Hause einzukehren. Ueberall fand ich fleißige Menschen, die Weiber in der Küche, beim Nähen, Stricken, Spinnen von Flachs und Wolle, auch manchen Webstuhl. Natürlich prüften wir auch das Weingewächs jeglichen Dorfes.

Auf einem dieser Wege gesellte sich ein halbgebildeter Baske zu mir, welcher dem Kaiser gedient und in der großen Armee gefochten und sich dann zum Schulmeister gemacht hatte, folglich sehr liberal war. In geläufigem Französisch

tadelte er heftig seine Landsleute in den niedern Pyrenäen, daß sie dem spanischen Prätendenten zugethan wären und mit Lebensgefahr für ihn schmuggelten. Sonst liebte er die Basken und lobte ihren Fleiß, ihre Kraft und Tapferkeit, ihre Sittenreinheit, welche jedoch unter der starken Schmuggelei bedeutend litte. Die meisten Bewohner der Berge hier verständen kein Wort Französisch, diese Sprache sei zwar in den Schulen vorgeschrieben, doch lehrte man in baskischer Sprache, eben so auch in der Kirche. Nur in den größern Orten herrsche das Französische vor. — Wir begegneten vielen Douaniers, die von Soldaten begleitet waren — Alle bis an die Zähne bewaffnet. Auch die einzelnen Reisenden und Fußgänger führten der Sicherheit wegen ein Gewehr mit sich.

Noch eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir nach langem Hinabsteigen das schöne Thal der Nive, da wo sie das am Fuße eines der berühmtesten Pyrenäenpässe gelegene, nicht unbeträchtliche St. Jean Pied de Port durchfließt. Da die Nive gerade an diesem Punkte von Norden und Süden, aus Frankreich und aus Spanien ihre bedeutendsten Zuflüsse erhält, so ist ihr Thal hier natürlich nach allen Seiten hin zu einer Ebene erweitert, in deren Mitte jene Stadt liegt. Wie mehrere Thäler darin ausmünden, so vereinigen sich in dieser Weiterung auch mehrere Straßen, Leben und Bewegung in die Gegend bringend. Rings herum ist der weite, fruchtbare Thalkessel von großgeformten, mächtigen Bergen eingeschlossen, die nach Norden hin scheinbar mindestens eben so hoch sind als nach Süden oder nach Westen, in welcher letztern Richtung sich die gewaltigen Ketten nach dem obern Bastanthal hinziehen. Die Berge bilden in ihren Gipfeln zackige Felskämme, weiter abwärts sind sie mit Wald bedeckt, an diese schließen sich Rebenpflanzungen, welche in die fruchtbaren Felder und Gärten der Niederung hinabfließen. So verleiht die stets von neuem

aufsprießende Vegetation in der untern Region der Landschaft ihrem sonst tief ausgeprägten Karakter erhabener Ruhe und Unwandelbarkeit mehr Milde und Freundlichkeit, schmückt und belebt sie um die Felshäupter umher, wie sich die kleinen, blühenden Enkel um den greisen Großvater bewegen.

In St. Jean Pied de Port befand sich viel Militär, die Gränze bewachend, auf den Straßen war reges Leben. Das Nachsehen der französischen Douaniers von allem, was unsere Lastthiere trugen, das jedoch in Bezug auf meine Sachen mit vieler Gefälligkeit geschah, hielt uns bis zum Dunkelwerden in der Stadt zurück. Die Arrieros bezeigten Lust, nicht weiter zu gehen; ich aber, von Unruhe getrieben, den spanischen Boden zu betreten, bestand darauf, daß wir mindestens die nur noch zwei Stunden entfernte Gränze bei Araiguy erreichen und in dem noch eine kleine halbe Stunde weitern Valcarlos übernachten müßten. Dieß geschah denn auch zu meiner Freude.

Ich kam mit einem kleinen Abenteuer im heißblütigen Spanien an. Am Thore von Pied de Port schlossen sich unserm Zuge noch einige Reiterinnen an, welche in der Stadt Geschäfte gehabt hatten und nach Hause zurückkehrten. Mit stetem Zungengeschnacke trieben sie ihre trägen Esel an. Nur eine unter ihnen, jung und hübsch, trillerte ein französisches Liedchen nach dem andern. Als ich mich zu dieser gesellte, zeigte sie sich jetzt eben so gesprächig, als vorher singlustig. Sie verstand weder spanisch noch baskisch, und war also eine Fremde in diesem Lande; doch schien ein leichter Sinn sie darüber hinwegzusetzen. Unaufhörlich plauderte die lebhafte Französin, unerschöpflich an ergötzlichen Einfällen. Sie war von der Garonne, und mit der Familie eines Beamten nach Pied de Port gekommen, wo sie einen reichen Müller so sehr durch ihre Schönheit bezauberte, daß er, wie sie meinte, ohne Fehl gestorben wäre, wenn sie sich seiner

nicht endlich erbarmt und ihn vor Kurzem geheirathet hätte. Während ihres Erzählens suchte sie sich mit vieler Schlauheit auch nach meinen Verhältnissen zu erkundigen. Ich sagte ihr, ich sei aus Thule und von dem dort regierenden Zauberprinzen und dessen hohen Rath mit einem Wundermittel nach Spanien abgesandt worden, dem unglücklichen Lande den Frieden zurückzugeben.

Der Weg, auf dem wir ritten, war nicht ohne Gefahr. Das Querthal, in welches wir von St. Jean Pied de Port aufwärts eingegangen waren, verengt sich allmälich. Bald braust das Gewässer desselben zwischen steilen Felswänden, oftmals tief unter dem engen, eingehauenen Weg, unter den Füßen des Reisenden über ungeheure Steinblöcke schäumend fort, aus den höchsten Thälern der Pyrenäen in die Nive hinabstürzend. Kein Geländer zur Seite des Weges schützt den Reiter vorm Hinabgleiten in die Abgründe und vorm Zerschmettern an den Felsen. Darum hält man sich möglichst dicht links an der Felswand. Die Französin, welche den Weg gut kannte, und ich, wir waren voran dem Zuge. Plötzlich donnerte uns durch die Nacht ein qui vive? entgegen. Mein Cavallo stutzte, meine Nachbarin zur Linken glitt wie muthwillig aus dem Sattel und riß mich mit herunter. Zum Glück war der Fall nicht halsbrechend. Nur der Müllereesel machte sich aus dem Staube. „Ei,“ rief sie nach einer Weile lachend aus: „der dumme Esel wird meinen Mann in Schrecken setzen und er sollte ihm doch nur die Ankunft seiner treuen Ehefrau melden.“ – „Woher kam denn das Werda, Madame?“ — „Wir sind so gut als auf spanischen Boden gefallen. Dort am Ende jener Brücke steht der äußerste französische Posten, ein Soldat, der durch seine kriegerische Stimme wahrhaftig nahe daran war, mich mit Ihnen zu ermorden. Vor allen Dingen rathe ich Ihnen, jetzt dem deutlichen Fingerzeig des Schicksals zu folgen; der

Fall war die schlimme Vorbedeutung eines Unglücks, dem Sie aus dem Wege gehen müssen!" — „Glauben Sie an Vorbedeutungen?" — „Ganz gewiß! ich kann Thatsachen dafür anführen und an Ihrer Stelle würde ich die Reise unter keiner Bedingung fortsetzen." — „Und ich auch, aber in einer andern Meinung. Mein Ahn, ein großer Heerführer, stolperte beim Landen in Thule, als er aus dem Schiffe sprang, im Angesicht seiner Armee auf den Strand hin, worin diese ein böses Omen erblickte. Der Feldherr aber, sich wieder erhebend, raffte ein Stück Erde mit auf und rief laut: Ich halte dich, o Erde von Thule! Und jetzt wähnten sich seine Truppen des Sieges gewiß und siegten." — „Sie sind ein Ungläubiger! Doch unser Haus steht Ihnen offen, Sie könnten sich darin von dem Fall wiederherstellen — mein Mann würde nichts dagegen haben. — Nicht langes Bedenken, rascher Entschluß! — Mindestens könnten Sie den Vorfall an den hohen Rath in Ihrer Heimath melden, und dessen nähere Befehle bei uns abwarten." — „Darauf dürfte ich zwanzig Jahre und noch länger warten; — auch wäre das stricte gegen die Sitten, nicht des hohen Rathes von Thule, doch meines guten Vaterlandes, die noch etwas züchtig sind." — „Nun auch gut, mein Herr. So reisen Sie denn weiter, und mögen Sie in Spanien nicht zu Falle kommen, oder doch nur vor — Weibern. Meine List ist nicht gelungen, aber die Gerechtigkeit werden Sie mir widerfahren lassen, daß sie gut angelegt war. Auch im Ernste thut es mir leid um Sie — schon so manchen Officier sah ich voll Begeisterung hier auf dieser Straße hinüberwandern in das blutige Land, und schon andern Tags röchelten sie unter Dolchen ihr Leben aus. Sie laufen in einen gierigen offenen Rachen hinein, der nur Todte wieder ausspuckt. Ich bin Französin, und liebe die Freiheit; aber das Land dort *mag*'s selbst auskämpfen. — Hören Sie die Mühle klappern?

Die ist das alte, geschwätzige Weib meines Gemahls, ich bin sein junges, und wahrlich wenig eifersüchtig auf die garstige Fratze. Merken Sie sich dieses Haus, und sollten Sie jemals wieder diese Straße passiren, so treten Sie zu uns ein als ein alter, guter Bekannter."

Bei den letzten Worten eilte sie bereits den steilen Abhang hinab, und verschwand unten im Grunde, wo in einer etwas breiteren, offenen Kluft des Thales eine Mühle steht. So war mir noch einmal an der Gränze ein getreues, lebendiges Abbild französischer Lebhaftigkeit, Liebenswürdigkeit und Frivolität erschienen, mit welchem ich Frankreich zugleich Lebewohl sagte.

Zweites Kapitel.

Ersteigung des Passes von Roncesvalles; die Basken im Hochgebirge.

De todo tiene la Vinna, Pampanos, Uvas y Agrás.
Spanisches Sprüchwort.*

Bei unserer Ankunft im spanischen Gränzort entstund Aufenthalt. Der Oberaufseher der Gränzwache, die Ankunft eines Transportes vielleicht nicht mehr vermuthend, war nirgend zu finden; die rechte Person erschien erst, als wir über eine Stunde vor dem Zollamte auf der Straße gewartet hatten — Gott weiß woher. Endlich fand das Nachsehen des Maulthiergepäckes mit großem Bedacht statt, wobei meine Sachen höflich übergangen wurden. Ein offenes Schreiben des Gesandten Ihrer katholischen Majestät zu Paris verschaffte mir bei solchen Gelegenheiten unbedingten Credit; wo ich dasselbe nur einem Beamteten zeigte, frug man nicht weiter nach Paß und Bagage und begegnete mir mit Zuvorkommen. Dieses anständige, die Spanier ehrende Vertrauen in das Geleitschreiben ihrer auswärtigen Vertreter söhnte mich mit jener Nachläßigkeit wieder aus, die uns eine Geduldprobe bestehen ließ. Eine andere Bemerkung, die zu machen sich mir Gelegenheit geboten, schien die schärfste Controle an der Gränze zu rechtfertigen. Ich sah den jungen

* Durch W. F. v. K. ins Deutsche übertragen:
„Es giebt im Weinberg süße Trauben
Und sauere, und Rebenlauben.“

Basken von carlistischer Gesinnung nicht mehr unter den übrigen Arrieros, überhaupt gar nicht wieder. In der Nähe der oben gedachten Mühle hatte ich einen Mann mit hastigen, geheimnißvollen Sprüngen in den Grund, auf dessen anderer Seite spanisch-carlistischer Boden war, hinabeilen sehen, und in ihm jenen Basken zu erkennen geglaubt; auch war mir dort aufgefallen, daß der Zug hinter mir sich ungewöhnlich lange aufzuhalten schien. Jetzt, als revidirt wurde, hatten sich die Lasten der Maulthiere sichtlich verringert, so daß auch andern Tages ihrer vier in Valcarlos zurückbleiben konnten und hier wahrscheinlich ihren wahren Herrn bald wiederfinden mochten. Man mußte daher auf der letzten Strecke unter dem Schutze der Nacht Waaren abgeladen und über die Gränze geschmuggelt haben; ja, im ersten Augenblick wollte ich sogar das zweideutige Benehmen der Müllerin damit in Verbindung bringen. Wie dem sei, ich behielt natürlich diese Vermuthungen für mich. **Arrieritos somos!** Mich später beim Mayoral nach jenem Basken erkundigend, antwortete er kurz: der ist zurückgeblieben. Ich begriff, daß spanische Eseltreiber in unserer hochcivilisirten Zeit so gut als andere Leute zweien Herren zu dienen verstehen, wenn sie Vortheile dabei finden.

Es war neun Uhr, als wir durch stockfinstere Nacht ermüdet in der Posada (Wirthshaus) von Valcarlos anlangten. Wir trafen bereits mehrere Gäste um das einzige Feuer im Hause am Herde versammelt. Die Küche ist, besonders bei Frostwetter, auch das Gastzimmer. Sie war weit enger als in der Venta, wo wir die erste Nacht herbergten, und voll Rauch, der in die Augen biß. Auch schien alles im Hause etwas ärmlich zu sein — das enge Felsthal mag an Erwerbsquellen nicht viel bieten. Trotz des breiten Kamines waren selbst die Schlafzimmer mit Rauch angefüllt. Einer solchen Posada gehen die meisten jener Bequemlichkeiten ab,

welche wir im nördlichen Europa selbst in den Fuhrmanns-wirthshäusern zu finden gewöhnt sind. Doch der Spanier, auf der Reise Herd, Brod, Wein, Chocolate, Papiercigarren und Lager findend, entbehrt sonst nichts. Das Nachtessen, eine kräftige, dicke Brodbrühe und mehrerlei zerstücktes Fleisch, mundete mir trefflich, mein Appetit scheute selbst nicht vor Oel und Knoblauch zurück. Nach der Mahlzeit stattete ich dem Commandanten von Valcarlos, an den ich ein Schreiben vom spanischen Consul, Herrn Gamboa, hatte, einen Besuch ab. Dieser, wegen Unwohlsein im Bett zurückgehalten, empfing mich in der Schlafstube und hieß mich auf dem spanischen Boden willkommen. Das kleine, mit einigen crenelirten oder verschießscharten Häusern versehene Valcarlos ist die einzige Ortschaft der ganzen Gegend und Linie bis Pamplona, welche entschieden für die Königin Partei genommen und ein kleines Corps Milicianos aus Freiwilligen gebildet hat, das die Umgegend rein hält, für die Sicherheit der Convois mitsorgt, und das sich bei einigen Gelegenheiten durch Tapferkeit ausgezeichnet haben soll. Der Commandant war der Meinung, daß die Linie nach Pamplona augenblicklich um so sicherer sei, als es seit einigen Tagen hoch im Gebirge sehr stark geschneit habe und dadurch das Marschieren äußerst beschwerlich werde. Ich erfuhr, daß in wenigen Stunden ein Courier nach Pamplona abgehen werde unter Bedeckung von etwa zwanzig Cavalleristen. Diesem vertraute ich, auf den Rath des Commandanten, alle meine Reisepapiere und Empfehlungsbriefe an, um sie in Pamplona an den Chef des navarresischen Operationscorps, General Clonard, oder an den Vicekönig von Navarra, General Sarsfield, zu befördern. Hierdurch wurden erstens diese Herren, an welche ich Briefe hatte, von meiner Ankunft frühzeitig benachrichtigt und zweitens offenbarten, wenn das Unglück mich in carlistische Hände fallen ließ, mindestens keine schriftlichen Zeugnisse diesen

meine Absicht, mir sonst unzweifelhaft den Tod bereitend. Ich selbst wollte die Reise mit den Arrieros nach unserer Uebereinkunft fortsetzen, sowohl um die während des Krieges enorm hohe Miethe für ein Reitpferd und Knecht zu ersparen, als auch weil ich, von der ungewöhnten Strapaze ermüdet, dringendes Bedürfniß nach Ruhe fühlte. Die Nacht über bedeckten Unruhe und manche lange Sorge mein Gemüth, weit hinter mir lagen Vaterland, alles Bekannte und alles Befreundete, vor mir ein unbekanntes Land und ein noch unbestimmteres Loos — — was konnte sich nicht am nächsten Tage schon ereignen? Diese Gedanken unterbrach endlich ein tiefer Schlaf, aus dem erst die Eseltreiber, schon zur Weiterreise gerüstet, mich aufweckten.

Gegen acht Uhr Morgens verließen wir Valcarlos. Draußen war alles tief beschneit; doch war die Luft rein, der Himmel wolkenlos geworden. Der Fahrweg hört ganz auf, sogleich von der Posada aus steigt man auf schmalem, holperigem Stege im engen, zerrissenen Thale aufwärts. Noch erblickt man nördlich des Gebirgskammes ein kleines Dorf, dessen steinerne Häuser wie angeklebt an der Felswand hangen, dann kein Haus mehr bis drüben auf der andern Seite. Unter steten Windungen läuft der Weg an den Abhängen einer Thalseite hinauf, niemals den schauerlich aufgähnenden Grund selbst berührend. Ueber den Häupten strecken Felsen ihre Hörner empor. Einem Trupp isabellistischer Soldaten begegnend, die den Correo begleiteten, konnten wir nur mit Mühe ausweichen. Von lebendigen Wesen erblickten wir noch eine dickschwänzige Schafheerde, an den Felsen umherkletternd und unter der tiefen Schneedecke ihr spärliches Futter suchend; sodann höher aufwärts unterweilen einen Adler oder andern großen Raubvogel, die entweder auf schwindelnder Felsenspitze sitzend in kühnruhige Betrachtung versunken schienen und unbekümmert um die Schritte des einsamen Wanderers

über Berge und Thäler hinschauten, oder die mit gewaltigem Fluge zackige Felsgipfel umkreisten, in denen sie nur horsten, und wo sonst nichts Sterbliches, kein Laut, kein Leben ertönt, oder die endlich, wie ein Blitzstrahl aus den Wolken, auf die Beute herabfuhren, welche ihr scharfes Auge aus ungeheurer Höhe erspäht hatte.

Aber wie arm an Leben, so unbeschreiblich reich ist dieser Weg, aus dem man von Norden aus den Kamm der Hochkette erklimmt, an wildromantischen Thal- und Felsbildungen, an großartigen Aussichten. Der Absturz der Pyrenäen von ihrem hohen Kamm ist nach Frankreich hin weit tiefer, schleuniger, gewaltiger, als nach Spanien hin, das überhaupt höher liegt als jenes. Deßhalb sind auf dem nördlichen Abhange auch die Thäler mehr verschlungen und zerklüftet, die Abgründe tiefer zerspalten, wilder, grausiger, die Felsenmassen mächtiger, riesenhafter, und die Fernaussicht, wo eine kühne Wendung des Weges sie durch die Risse und Schluchten gestattet, unvergleichlich mehr ausgedehnt und reicher als auf dem südlichen Abhange.

Von der erhabenen Größe des Naturbildes, das an einzelnen Punkten sich meinen Augen darbot, würde jede Beschreibung sich umsonst bemühen, einen Begriff zu geben. Stehend über Abgründen, deren finstere Tiefe das Auge nicht mehr mißt, über wild zerrissenen Schluchten mit herabstürzenden Gewässern, umgeben und umringt von jählings sich in die Wolken aufthürmenden Felsmassen, schweifte der Blick durch die Weiterung, Spalten und Klüfte der nächsten Umgebung hindurch, abwärts über die Thäler und untern Berge hin, die mir dort schon riesig hoch geschienen, noch tiefer dann wie in ein fernes, niederes, weites Hügelland hinab, das, während um mich her Alles im blendendweißen Schnee schimmerte, noch im saftig grünen, farbigen Kleide des Sommers prangte. Und dazu nun die Unbeweglichkeit und

Starrheit der gewaltigen umragenden Massen, die ewige Stille der Natur, und doch der geheimnißvolle, tief wieder empfundene Pulsschlag, der auch die starren Massen durchdringt, der die ganze Natur hörbar belebt. Das ist kein Bild des Todes, sondern einer wunderbaren Harmonie, die wegen ihrer Vollkommenheit die Sinne über die Bewegung täuscht, aber nicht die mitergriffene Seele; kaum wagt man körperlich zu athmen, um diese erhabene Ruhe, diese gottvolle Harmonie nicht zu stören.

Die Luft war rein und frisch, der wieder leicht umwölkte Himmel klärte sich mitunter ganz auf, dann lachte aber das heiterste, durchsichtigste Blau, unten ergoß sich über die Erde das Licht im mannichfaltigsten, prächtigsten Farbenspiel und die Schneeberge umher flammten im Sonnenbad, als seien sie aus Gold. Wie weideten und labten sich auch Auge und Herz daran! — Die Art der Thalbildung ist übrigens die der Urgebirgsformation eigene. Wir blieben stets an der westlichen Thalseite, auf keinem Punkte hätte der Uebergang nach der andern ohne Lebensgefahr bewerkstelligt werden können. Die leichtesten Fußtruppen können solche Thäler nur mit geschickten Arbeitern an der Spitze zurücklegen. Jedes Ausweichen zur Seite ist unmöglich, der Weg bildet einen vielverschlungenen Faden durch Felsgeklüfte, an den sich der Wanderer anklammern muß, rück- und vorwärts. Etwa auf der Hälfte des Weges von Valcarlos nach dem Kamme der Kette zersplittert sich das Thal — merkwürdig anzuschauen! — aufwärts in mehre Zweige; der gangbare Faden folgt natürlich demjenigen unter diesen, der am meisten westlich bleibt. Dieses Zweigthal zertheilt sich dann höher hinauf wieder und wieder, bis die tief durchschnittenen wilden Felsthäler allmälich eine mildere Form annehmen und in sanfte Vertiefungen übergehen, welche, muldenförmig auslaufend, so endlich nach dem hohen Kamm

hinaufführen. So führt auch im Leben — um mich eines zwar oft gebrauchten aber deshalb nicht minder treffenden Bildes zu bedienen — der Weg vieler hervorragender Menschen aus der Niederheit auf felsigem, chaotisch verschlungenem Pfade durch Windungen und Irrungen und an gähnenden Abgründen vorüber, endlich zur lichten Sonnenhöhe.

Baumwuchs reicht ununterbrochen aufwärts. Zwischen den Felsen, wo es nur der Abschuß des Bodens gestattet, wurzeln Bäume, und oft hängen sie an ihnen, wie von unsichtbaren Stützen getragen. In den muldenförmigen Ausläufen, die das erste Rinnwasser oben ansammeln, finden sich sogar noch große Waldungen vor, doch sind die Bäume hier niedrig, zwerghaft. Der eigentliche Kamm ist nackt, seine Zähne sind mächtige Granitfelsen, die ihre gezackten Spitzen wie Riesenhörner in das blaue Firmament ausstrecken — das sind die Höcker auf dem Rücken des großen versteinerten Pyrenäus, die nie bestiegenen Zinnen auf dem ungeheuren Felswall, den der Schöpfer zwischen Frankreich und Spanien hingestellt hat. In welcher Kindheit befindet sich doch noch die Geogenie! Freilich sucht die Wissenschaft zu zeigen, wie sich auf der erkaltenden Erde einerseits aus dem Dunste Wasser und aus diesem ein oft meilendicker Gebirgsniederschlag gebildet, wie andrerseits die unter der Schaale fortdauernde Gluth die Urgebirgsmassen emporgehoben und riesenhaft übereinander gethürmt habe. Aber wären auch die äußerlichen Gesetze gefunden, nach welchen diese Bildungen geschehen sind: wer begreift ihren Inhalt, das Wesen der Urkraft? Kann man glauben, diese Gebirgsemporhebungen seien gleichsam blind geschehen, zufällig, wie gerade die bewußtlosen Naturkräfte wirkten? Es sei zufällig, daß die Alpen im Süden Deutschlands, die Pyrenäen im Norden Spaniens emporgehoben seien? Gewiß nicht; bewußtloses Walten konnte nicht in der Schöpfung

stattfinden, Gott lenkte die Naturkräfte, als sie Gebirge hervorhoben und die Länder von einander schieden. Oder wer, auf dem Kamme der Pyrenäen stehend, nach Frankreich und nach Spanien hinabschaut und das in beiden Ländern Geschehene und Gewordene an seinem Blick vorüberziehen läßt, und nun nach dem Grunde dieser für das Schicksal beider Länder bestimmenden Gebirgswand frägt: wie kann der sich durch die Antwort befriedigt fühlen, es sei so und nicht anders, weil das unterirdische Feuer auf diesem Punkte zufällig einen Ausgang gesucht und dadurch die widerstrebende Schaale aufgethürmt habe? Freilich, so mag es äußerlich geschehen sein; aber warum es so geschah, diese Frage führt auf die höhere, freibewußte Potenz und weist in ihrem letzten Grunde immer nur auf Gott. Und woher auch in diesen Massen der laute Lebensschlag, woher die gewaltige Sprache von Gott und seiner Herrlichkeit da, wo kein Laut ertönt? So ist es geworden, sagt ihr, durch Wasser und Feuer. Aber was ist Wasser, was ist Feuer? Doch auch nur Erschaffenes und dann fortdienend der Schöpfung, die ward, als Gott sprach: „Es werde!“ Und als Gott sein Werk angesehen, fand er, daß es gut war.

Ganz oben auf dem Kamme, ungefähr in der Mitte zwischen zwei Felszacken (so ich nicht irre, dem Pik von Valcarlos und dem Pik von Orion), steht auf einem Hügel eine steinerne Kapelle mit einem Bilde der heiligen Mutter des Gekreuzigten. Ein wunderbarer Platz der Verehrung, dessen ergreifende Gewalt auch den Rohesten durchrieseln muß! Welche Gedanken bemächtigen sich auf diesem Punkte unserer Seele! Dem Himmel näher, im Anblick zweier räumlich geschiedener Welten, steht das Bild der Heiligen, deren Sohn diese wieder mit einander verband und beide mit dem Himmel aussöhnte — das Bild der Himmlischen an diesem Platz, mahnend an Versöhnung und Einigkeit auf

Erden, verheißend die Versöhnung in Gott — das Bild der Gebenedeiten, die mit gleicher Liebe für Alle bittet und nicht auf Völker und Nationen, sondern auf Reinheit sieht, deren Schooß den trug, der zur Befreiung aller Menschen, seiner Brüder, am Kreuze starb. Keinen erhabenern Act der Andacht für den einsamen Pilgrim!

Die Kapelle steht bei den Arrieros in hoher Verehrung. Die Jahreszeit erlaubte indeß nicht, daß meine in ihre Kapuzmäntel vermummten Begleiter ihr diese anders erwiesen, als durch Schlagen des Kreuzes und ein kurzes stilles Gebet. Kaum konnte ich an die Kapelle hinankommen, so war sie eingeschneit. Grimmig kalt strich der Wind über den hohen Gebirgsrücken hin, stäubte den Schnee auf und schnitt eisig ins Gesicht. Unmöglich konnte man es oben lange Zeit aushalten. Noch einen Blick nach Norden hinab, und Frankreichs Boden war den Augen entrückt — — — Wußte ich, ob ich jemals wieder meinen Weg über die Pyrenäen zurück finden werde?

Schnell eilte ich an der andern Seite hinab, den vorausgeschrittenen Zug wieder einholend. Rascher als bergan ging es jetzt an dem sehr milden südlichen Abfall hinab. Bald sahen wir die berühmte Abtei von Roncesvalles, von der der Pyrenäenpaß seinen Namen hat, vor uns liegen. Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, als wir in derselben anlangten, nachdem also die beschwerliche Ersteigung des Passes von Valcarlos aus etwa sechs Stunden gewährt hatte. Das Kloster von Roncesvalles, das wirklich, wie der Name andeutet, da liegt, wo viele südlichen Thäler ausgehen, ist sehr groß und überaus fest gebaut. Es befand sich noch im besten Stande, nur die meisten seiner Bewohner hatten es verlassen. Ein großes Wirthshaus, das zum Kloster gehört, nahm uns gastlich auf, und wir labten uns nach dem ermüdenden Marsche trefflich an schmackhaften, am

Herdspeer gebratenen Schweinsrippen, an Brod, Eier und Wein. Die Wirthsleute sprachen spanisch; an ihrer Unterhaltung erkannte man leicht den bildenden Einfluß der Klosterbewohner — eine Art von gelehrtem und geistlichem Anstrich, wie man sie häufig bei Glöcknern, Küstern und ähnlichen Leuten findet. Merkwürdig war mir besonders, von ihnen zu vernehmen, daß in den Bergen dort noch im Munde des Volkes der Name und die Thaten des tapfern Ritters Roland leben; ein einfaches eisernes Kreuz in der Nähe der Priorei, das seiner Erinnerung geweiht ist, steht in hoher Verehrung. Aus dem Bastanthale kann man auf vielgewundenem Wege nach Roncesvalles gelangen, und hier soll ein Hauptschauplatz der Thaten Rolands gewesen sein; wiewohl die meisten eigentlichen Pyrenäenthäler von diesem fast mythologischen Helden zu erzählen wissen. Wo aber sollte man die Klöster lieber sehen, als auf den Hochgebirgen an stillen, gefährlichen, menschenöden Passagen, wo sie, wie die Hospize auf den Alpen, Allen, welche die einsame Straße ziehen müssen, eine wahre Wohlthat sind und ihnen im Fall der Noth hülfreiche Hand leisten?

Vom Kloster Roncesvalles legten wir bis zum Abend noch etwa drei starke Stunden Weges zurück. Das Gebirge bleibt auf der Strecke unverändert, man geht bergauf, bergab und bemerkt nicht im mindesten, daß sich der Boden allmälich nach dem Ebro hinabsenkt. Diese Seite ist daher von der nördlichen durchaus verschieden. Können dort auf dem steilen, unerklimmbaren Abhange nur Adler horsten, so ist dahingegen die breitere südliche Seite, obschon überall auch zerklüftet und durchschnitten, doch aller Orten noch gangbar und wie geschaffen zum Aufenthalt der Guerillas und zu ihrer Art des Kriegs. Erst wieder weiter abwärts dem Ebro zu, wo sich das Rinnwasser aus zahllosen Vertiefungen und Schluchten schon zu einem ansehnlichen Bache angesammelt

hat, der nun mit immer schnellerem Lauf und heftigerer Gewalt hinabstürzt, entgegenstrebend hinwegreißt und sich endlich durch Berge und Felsen Durchbruch bahnt — erst hier wieder verengen schroffe Felswände die Thäler, bilden sie gefährliche Defileen und erschweren oder verhindern gar alle Passage; aus diesem Durchbruch treten die Flüsse sodann in weitere Thäler ein, vereinigen sich mit einander, und fließen in ruhigem Laufe durch gesegnete Fluren dem Ebro zu. Diese Verschiedenheit in Abhang und Thalbildung der beiden Pyrenäenseiten ist hier dem Militär besonders wichtig. Doch kann man die Natur der Halbinsel überhaupt nicht genug in Betracht nehmen, um den Karakter, die Geschichte und das Leben der iberischen Völker verstehen zu lernen. Die pyrenäische Halbinsel ist ein durchaus continentales und gebirgiges Land: wenn der Ocean einige hundert Fuß höher stiege, würde sie eine hoch hervorragende Insel bilden, die nur im Nordosten mit einem großen Busen am Ebrothal, im Südwesten mit einem großen Busen an der Mündung des Guadalquivir versehen wäre. Doch in diesem Falle könnte es vom übrigen festen Land nicht mehr abgeschlossen und auf sich hingewiesen sein, als es wirklich ist. Denn das Meer umfluthet die Halbinsel auf drei Seiten, im Süden, Westen und Norden, und im Nordosten erhebt sich aus dem Flachland Frankreichs die steile Felsenkette der Pyrenäen jählings aufwärts. Die Pyrenäen, ein Kettengebirge, haben keine fruchtbaren, von reicher Bevölkerung bewohnten Längenthäler, wie die Alpen, nur Querthäler, die nach Norden hin wenig bewässert (weil die vielen Gletscher und ewige Schneeregion der Alpen fehlen), ungangbar und wild sind, nach Süden hin jedoch wegen des längern Laufes oftmals die Natur von Längenthälern annehmen. Die Uebergänge führen nicht über Vertiefungen oder Gebirgssättel, sondern über den Kamm der Kette selbst, weßhalb also die Paßhöhe

der Pyrenäen ihrer Kammhöhe gleichkommt, durchschnittlich etwas über 8000 Fuß, kaum geringer als die höchsten Passagen über die ihre Hörner doch mehre tausend Fuß höher ausstreckenden Alpen. Die Pyrenäen bilden an ihrem nördlichen Abhang für den friedlichen Verkehr eine steile, sperrende Mauer, für den Krieg eine große Operationsbarriere, die größte, welche Europa aufzuweisen hat — nicht Handel, nicht blutige Schläge können auf demselben geführt werden. Aber der südliche Abhang, das Ebrothal, das Land bis zu den Aufzügen der iberisch-cantabrischen Ketten bilden einen großen Operationsschauplatz, der jedoch in seinen höhern Theilen auch nur von leichten Truppen benutzt werden kann, hier am geeignetsten für Guerillas, von regulären Truppenmassen aber nicht zu überwinden ist. Nur ein solches, von der einen Seite hochumwalltes, von der andern leicht zu vertheidigendes Gebirgsland konnte durch Jahrtausende hindurch unverwüstlich ein Volk in seinen Sitten, seiner Sprache, seiner ganzen Art erhalten, von dem anderwärts keine Spur mehr zu entdecken ist. Andrerseits mußte das Festhalten der Basken auf dem Gebirgswall an ihrer Volkseigenthümlichkeit eine neue Schranke zwischen Frankreich und Spanien ziehen und die Kluft zwischen den beiden romanisirten Ländern noch vergrößern, welche die Natur bereits so entschieden für alle Zeiten zwischen ihnen gezogen hat. Spanier und Franzosen, wie an Karakter durchaus verschieden, stoßen sich auch auf dem Gebiete der Politik von einander ab, und dieser Gegensatz schon weist Spanien auf Deutschland hin, welches in demselben einen um so gewichtigern Bundesgenossen erkennen muß, als dessen Lage an zwei großen Meeren, die sich an seiner Küste entlang verbinden, mit der Zeit von immer höherer Bedeutung wird. Denn der Orient und Nordafrika treten wieder in nähere, mächtig einwirkende Beziehungen zu Europa, und das Mittelmeer wird nicht minder wieder

ein wichtiger Schauplatz für die Kriegsentscheidung als für den Weltverkehr. — Ich kehre zur Reise zurück.

Schon dunkelte es, als wir das dem Kloster von Roncesvalles zunächst gelegene baskische Dorf erreichten, die erste Ortschaft von Valcarlos aus. Es hatte eine christinische Besatzung, war leicht gegen einen Ueberfall von Infanterie befestigt, und seine Kirche zu einem Reduit eingerichtet. Wir befanden uns auf der Militärlinie vom Pamplona nach Valcarlos, und, wohl zu bemerken, war dieses Dorf der erste feste Posten von dem Gränzort aus, also einen Tagemarsch davon entfernt. Dieß bestätigt das oben über die Operationsbarriere der Pyrenäen Gesagte vollkommen. Der Engpaß für sich kann weder genommen noch gehalten werden, weil er seitwärts unzugänglich ist: ihn beherrscht derjenige vollständig, in dessen Händen sich seine nächsten Zugangspunkte befinden. Auf der südlichen Seite hingegen mußte jeder irgendwie taktisch bedeutsame Punkt gehalten, bewacht werden, wollte man nicht sofort die ganze Linie unterbrechen lassen; denn hier ist von allen Seiten freier Zugang für die berggeübten Kleinkrieger.

Wir gingen, da das Truppen überfüllte Dorf kein Unterkommen versprach, noch eine Stunde weiter. Es schneite unaufhörlich. Mich dünkte, wir hätten den Hauptpfad verlassen. Wir befanden uns auf einem ganz ungebahnten Wege; doch die Arrieros, ja selbst die Maulthiere waren bei Schnee und Dunkelheit nie über die zu nehmende Richtung unschlüssig — man hätte meinen sollen, sie folgten ihrem Instincte. Ueber die Mühseligkeit eines solchen Marsches macht man sich schwerlich einen richtigen Begriff. Oftmals stolperte man lang hin, oftmals sanken wir bis an die Arme in den Schnee, der eine half dabei dem andern auf. Auch die Esel stürzten nicht selten, namentlich die vordern. Das ist eine große Noth, den armen Thieren wieder auf die Beine

zu helfen. Die schwere Last macht sie unbehülflich, hält sie am Boden nieder. Sie strecken ihre vier Beine von sich, ziehen den Hals lang und rühren sich nicht. Dann faßten wir Alle ihren Pack, und hoben mit diesem den Esel selbst in die Höhe. Man macht sich keine Vorstellung davon, wie dumm sich das Thier bei dieser Manipulation benimmt; aber die Trauermiene, die es annimmt, entwaffnet allen Unmuth darüber. Der Esel muß das gelenkeste und zäheste Thier der Welt sein; wenn ich glaubte, er hätte im Fall alle Knochen zerbrochen, ging er, wieder aufgehoben, seinen alten, ruhigen Paßgang ohne Zögern weiter. Später habe ich oftmals einen Esel vom Felsen Hals über Kopf hinunterrollen und unten fast unverletzt wieder aufheben sehen. Diese Eigenschaft macht ihn besonders als Lastthier für den Gebirgskrieg sehr geeignet.

Nach einer warmen Herberge verlangend, trat der Mayoral mit einem Vorschlage hervor, dessen Befolgung die unangenehmsten Folgen für mich hatte. Seine Kameraden oder Untergebenen — im Aeußern unterschieden sie sich nicht — sollten mit den Thieren und dem Gepäcke nach dem nächsten nicht mehr fernen christinischen Posten, der größern Sicherheit wegen, weiter ziehen, und dort die Nacht zubringen; da dort indessen kein Lager, keine Ruhe, kaum Essen zu finden wäre, so sollte ich mit ihm nach einem seitwärts von der Linie gelegenen Dorfe gehen, wo wir in einem ihm befreundeten Hause Obdach und alle Bequemlichkeiten finden würden; er wisse genau, daß in diesem Dorfe sich kein carlistischer Soldat aufhalte, und für die treue Gastfreundschaft der Wirthsleute könne er sich verbürgen. Offenbar wünschte der Mayoral sehnlichst, in dem bezeichneten Hause zu übernachten. Was sollte ich thun? Wenn die Arrieros Schurken waren, konnten sie mich ja ohnehin jeden Augenblick meuchlings morden, und mich in den nächsten Abgrund

hinabwerfen, wo kein Auge mich entdeckt hätte, es sei denn das wilder Thiere. Auch die Aussicht auf ein gutes Nachtessen und auf ein Bett, woran in den von Soldaten besetzten Orten gar nicht zu denken war, hatte viel Anziehendes. Ohne Zögern nahm ich daher den Vorschlag des Mayorals an, und wir legten, während die übrigen mit den Maulthieren und meinen Sachen weiter zogen, seitwärts noch einen höchst unbequemen Weg von wenigstens einer Stunde zurück, durch tiefen Schnee watend, zur Abwechselung in Gräben und andere Vertiefungen fallend, ehe wir übermüdet und halb zerquetscht beim ersehnten Dorfe anlangten. Das war ein ächt baskisches Dorf, hoch im Gebirge, und ich will daher unserm Nachtquartier eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Es hatte weniger eine eigentliche Straße als vielmehr im Innern einen unregelmäßigen langgezogenen Platz, zu dem von Außen nur schmale, gebogene Eingänge zwischen den Häusern oder den diesen anhangenden Mauern führten, die jedoch breit genug waren, daß Maulthiere mit ihrer Last durchkonnten, was auch ganz ausreicht, da man sich hier im Gebirge der Karren und Wägen nicht bedienen kann. Diese Bauart schützt das Innere des Dorfes nach allen Seiten hin vor Wind und Wetter und setzt es im kleinen Gebirgskriege bald in Vertheidigungszustand. Die dickmaurige Kirche mit plumpem, niedrigem Thurme steht ungefähr in der Mitte des Platzes. Die Häuser, insgesammt massiv, sind gegeneinander ohne Regelmäßigkeit gebaut, stehen fast durchgehends winkelig gegen die Gasse, und haben ihren Eingang da, wo dieser vor Sturm und Wetter den meisten Schutz bietet. Das Dorf erschien, als wir eintraten, wie ausgestorben; ich sah keinen Menschen, kein Vieh, kein Licht, kein Fenster — Alles todtenstill; nur die Funken, welche aus einigen Schornsteinen flogen, ließen auf Bewohner schließen. Wir schlüpften an

eine zweitheilige Thüre, die nach leisem Pochen und kurzem Zwiegespräch aufgemacht wurde, und begaben uns sogleich durch ein dunkles Vorhaus in den Herdraum, wo die Familie versammelt war. Unsere Ankunft setzte das ganze Haus in Geschäftigkeit und Freude, der Eseltreiber schien ihm sehr bekannt und ein werther Gast zu sein, und auch mir wurde die freundlichste Aufnahme zu Theil. Nach wenigen Augenblicken reichte uns ein hübsches Mädchen das Täßchen Chocolate zum Willkomm, der beste Platz am Herde wurde für uns eingerichtet und zugleich Anstalten zu einem guten Nachtessen getroffen, dem sogar einige Hühner zum Opfer fielen.

Die Hausgenossenschaft bestand aus dem Patron und der Patrona, zwei erwachsenen Töchtern, einer Schwiegertochter mit einem Kind, einem Sohn in den besten Mannsjahren und einem andern, der etwa 14 Jahr alt und ein hübscher, flinker Knabe war. Nachher traten noch, wie es schien, zwei Nachbarn ein, die den Mayoral begrüßten und einige Stunden bei uns am Herde Platz behielten. Zwei Söhne aus dem Hause dienten in den carlistischen Reihen, und der Knabe konnte, wie er mir auf Spanisch sagte (der Schulmeister des Dorfes ertheilte ihm grammatischen Unterricht in der Reichssprache, die sonst Niemand im Hause verstand), kaum die Zeit erwarten, seinen Brüdern zu folgen. Man betrachtete mich mit einiger Neugierde, bewies mir aber allseits große Freundlichkeit. Ich hatte mich in Bayonne mit einigen Apfelsinen zur Reise versehen und trug deren noch zwei prächtige in meiner Tasche; da diese auf den Pyrenäen noch seltener als in unserm Norden sind, so schenkte ich eine der Mutter, die andere der jüngsten Tochter, einem schlanken Mädchen mit feinem Gesicht und lebhaften Augen; sie vergalten mir mit herzlichem Händedruck, legten aber die Apfelsinen zum Aufbewahren bei Seite. Alle Hausgenossen, die noch rüstige Patrona an der Spitze, waren lebensfroh;

man plauderte, scherzte, lachte den ganzen Abend hindurch. Es giebt im Gebirge zur Winterszeit keinen traulichern Ort, als solchen bunten baskischen Herdraum, der Küche, Wohnstube, Gastzimmer zugleich vorstellt. Genau in der Mitte desselben flackert auf dem fein gepflasterten Boden ein lebhaftes, wohlunterhaltenes Feuer, das nur von einem eisernen Reifen eingefaßt wird. Eine große Menge Töpfe, von welchen keiner dem andern gleicht und zu dem verschiedensten Gebrauche bestimmt, erinnert an die vielen irdenen Gefäße der Alten und läßt uns begreifen, warum diese in ihrem Haushalt auf deren schöne Form den größten Werth legten. Um das Feuer herum sitzen, von der Tagesarbeit ausruhend, die Männer, ernsthafte Gespräche führend, während die Weiber kleine Geschäfte der Küche verrichten und der erstern Aufmerksamkeit durch Geplauder und Tändelei auf sich zu ziehen suchen. Die Decke der ganzen Herdstube bildet ein hohes rundes Gewölbe, dessen Spitze in den breiten, riesigen Schornstein ausgeht, durch welchen die Funken des knisternden Holzes aufstieben und Tags das Hauptlicht einfällt.

Das baskische Haus ist unregelmäßig und aus festem Gestein gebaut, das nirgends im Gebirge mangelt. Der Eingang ist niedrig und wird verriegelt, nicht offen, weit und bogig, wie beim altdeutschen Hause. Man tritt zunächst zu ebener Erde in eine Art von sehr geräumigem Hausflur ein, der mit der westphälischen Diele zu vergleichen, nur weit niedriger ist. Dieses weite Lokal bildet zu beiden Seiten Lagerplätze für die Maulthiere, wie zur Seiten unserer Diele Rindvieh und Pferde stehen, und hat mitunter nach hinten noch weitschweifige Stallanhängsel. Aus dem Hausflur gelangt man seitwärts, häufig einige Stufen steigend, in die Wohn-Küchenstube, die, wie beschrieben, hoch bis ans Dach reicht. Der andere Theil des Hauses hat über dem Stalllokal noch ein zweites Stockwerk, ebenfalls gepflastert, in

dem sich geräumige Schlafzimmer befinden, nicht selten mit Alkoven für die hohen Betten versehen und mit Strohmatten bedeckt. Die Fenster sind klein und Balkone werden nur mehr und mehr gebräuchlich, je weiter in den navarresischen Thälern abwärts. Glasfenster sind besteuert und dieserhalb schon sieht man deren im hohen Gebirge fast gar keine; Holzblenden, oftmals doppelte, verschließen Winters die Fensteröffnungen. An die den Wohnhäusern angeklebten Stallungen stößt noch anderes, hohes, aber meist unbedecktes Mauerwerk, das große, mitunter labyrinthische Gänge, Ernteschober, Mistplätze und Aehnliches umschließt. Von außen sieht das ganze Haus nicht viel anders als eine wirre Steinmasse mit einigen Oeffnungen aus. Im Allgemeinen aber ist es der Gebirgsgegend und dem Bedürfnisse ebenso entsprechend, wie das altdeutsche unserm Ackerbau treibenden Flachland. In beiden wohnt noch Gemüthlichkeit und stilles Glück. Auch der Reisende kann sich, namentlich Winters, an ihrem Herde ganz behaglich fühlen. Die einzige Unannehmlichkeit in beiden bildet der Rauch, der die Räume durchdringt und die Augen erhitzt; aber diese gewöhnen sich entweder bald daran oder man drückt sie doch gerne zu, und vergißt das kleine Uebel vor der Treuherzigkeit und Innigkeit des einfachen, glücklichen Lebens, das uns durch allen Rauch in diesen Häusern entgegenlacht.

Die baskische Sprache klingt überaus rein, voll und kräftig. Man hört nur helle, schöne Töne, keine Nasenlaute, keine Verschluckungen. Sie wird lebhaft, nie schleppend oder singend gesprochen, mit viel Declamation und Pathos. Wie sie hierin der spanischen gleicht, fehlen ihr auch deren tief aus der Brust kommende Mitlauter nicht, die jeder Sprache Kraft geben. So oft ich später zu Vergleichungen Gelegenheit hatte, niemals fand ich die mindeste Aehnlichkeit, weder im Laut, noch im Bau, zwischen ihr und einer mir bekannten Sprache heraus, was mich sehr verwunderte, weil ich

damals noch für unbezweifelt annahm, daß das Baskische zur indogermanischen Sprachformation gehöre, dem bekanntlich neueste Forschungen widersprechen. Sollte sie wirklich zu den semitischen Sprachzweigen gerechnet werden müssen, so ließe sich hieraus ein Schluß auf das Alter und die Lebenskraft des baskischen Volkes machen. Die Basken wären in Europa die einzigen Ueberreste des ganzen alten iberischen Stammes, der von Afrika herüberwandernd einst die Halbinsel und einen Theil Frankreichs bewohnt haben müßte, sich vielleicht auch bis Irland ausgebreitet hätte. Vom indogermanischen Stamm drängten dann zuerst die Kelten auf sie heran, sich zum Theil mit ihnen vermischend; woraus sich dann von selbst die alte Abscheidung der hispanischen Bevölkerung in Iberer, Kelten und Keltiberer erklärte. Britannien erhielt seine Bevölkerung hauptsächlich von Belgien aus, wahrscheinlich in dem Maaße, als dieses von den Deutschen besetzt wurde; Irland aber, das die Alten (Cäsars Beschreibung ist in dieser Hinsicht höchst merkwürdig) mit vielem Recht und gewiß nicht ohne eine sachliche Beziehung, der nachgeforscht zu werden verdiente, in die Nähe der nordspanischen (gallicischen) Küste verlegen, scheint nicht blos von Gallien und Britannien, sondern eben so sehr von Spanien aus bevölkert worden zu sein; * was auch darin einige Bestätigung findet, daß das Altirische sich höchlich von dem Wälischen, Hochschottischen und Gälischen unterscheidet, mehr z. B. als das Schwedische vom Altskandinavischen, den übrigen keltischen Zweigen also am fernsten steht. Demnach dürfte das baskische Volk das älteste in Europa sein und

* Es würde mehr eine überhaupt als in dem angegebenen Sinn treffende Bemerkung sein, daß die spanischen Galegos das ungefähr in Spanien und Portugal sind, was die Irländer in England. Vielleicht ließe sich zwischen beiden manche Verwandtschaft im Karakter auffinden. Die Mäßigkeit der Galegos ist eine klimatische Tugend; wie der Irländer Unmäßigkeit ein klimatischer Fehler.

schon in unvordenklicher Zeit so isolirt als heute in seinen Bergen dagestanden und gelebt haben.

Jedenfalls gehört es mit zu den Völkern, die ewig leben. Kantabrien und der Kaukasus sind niemals völlig besiegt worden; die mächtigen südlichen Scheidewände, dort nach Asien, hier nach Afrika, sind stets ihrem ursprünglichen Volke in Freiheit verblieben. Aber die Kaukasier umgeben, so lange die Geschichte spricht, verwandtere Völker als die Basken, deren Land zu den verschiedensten Zeiten, mit immer erneuten und immer vergeblichen Stürmen, Kelten, Römer, Gothen, Mauren, Neuspanier und Franzosen umflutheten. Die baskische Natur war unüberwindlich. Welche innere Dauerhaftigkeit, die von allen großen Weltveränderungen auf das gewaltigste berührt, aber niemals zerstört wird! Und was ist der Grund davon? Jener Geist, welcher das Gesetz einhauchte, das verbietet, einem Basken jemals die Freiheit, das Pferd, die Sporen und das Gewehr zu nehmen, die Achtung vor den Sitten des Landes und der alten Ehrenhaftigkeit, die Liebe zu den überlieferten Freiheiten, der moralische Schwung, welchen die Frische und Hoheit der Gebirge, ja selbst die Einsamkeit der Thäler nährt. Dieß zeichnet die Basken aus. Ihr Aeußeres entspricht solchen Eigenschaften. Sie sind kräftig und doch zart und biegsam gebaut; die Frauen vereinigen den schlankesten Wuchs mit elastischer Fülle der Formen; sie haben eine edle, fest geprägte Gesichtsbildung, schwarze, selten blaue Augen und ein üppiges nachtschwarzes Haar bei weißerer Haut und frischerer Farbe, als deren die Castilianer sich rühmen können. So fest und derb ihr Fleisch, so selten sind fette Leute und Dickbäuche unter ihnen. Die Spanier werden gerühmt wegen ihrer schönen Füße und wohlgestalteten Beine, sie heißen die besten Fußgänger der Welt; aber die Basken zeichnen sich hierin noch vor den meisten übrigen Spaniern aus, unermüdlich klettern

sie über Berge und Felsen, die ersten Fußtruppen. Ihre Haltung ist gefällig, aufrecht, voll Anstand, ihr Gang lebhaft, stolz, kühn. Zähigkeit springt in der Bildung sowohl ihres Körpers als ihres Karakters vor allen andern Eigenschaften hervor.

Drittes Kapitel.

Die mehrtägige Gefangenschaft; Abgang in die Thalebene von Pamplona.

„**Bien vengas mal, si vienes solo**“ sagt ein spanisches Sprüchwort; zu deutsch: „Sei, Mißgeschick, willkommen, wenn du allein kommst!“ — Ist es wahr, daß sich in populären Sinnsprüchen die Eigenschaften eines Volkes abspiegeln, so wird man nicht umhin können, in dem genannten die spanische Genügsamkeit zu erkennen. Freilich wird wohl Jeder, welcher Nation auch angehörend, sich gern mit einem Unglück begnügen lassen, mindestens eines ihm immer lieber seie als zwei; aber jenes wäre kein Sinnspruch, wenn es nicht mehr sagte. Vielmehr spricht sich die Erfahrung darin aus, daß es schon ein Glück zu nennen sei, wenn sich die Mißgeschicke nur nicht gerade überstürzen und alle Zwischenpunkte der Erholung rauben, wie es gar häufig geschieht. Das Unglück erdrückt nur, wenn es selbst oder seine üblen Folgen zu lange fortdauern; rasch vorübergehend aber wird es derjenige aus vollem Herzen willkommen heißen, der selbst wahrhaft bittere Erfahrungen gemacht hat.

Von meinem Aufenthalt in dem freundlichen baskischen Hause bleibt mir nur wenig noch zu erwähnen übrig. Die geschäftigen Frauen hatten bald das Nachtmahl hergerichtet, lauter Speisen, deren Ingredienzien außer Fleisch, Brod, Oel und Zwiebeln mir unbekannt waren, die aber aus irdenen

Tellern und hölzernen Löffeln vortrefflich mundeten. Wegen der Kriegszeit sind die kostbaren Geschirre aus den exponirten Häusern verschwunden oder noch häufiger von den Familien selbst an sichern Orten verborgen. Unmittelbar vor Schlafengehen holte die alte Patrona den großen Krug nebst kleinen Gläschen herbei, und füllte dasselbe der Reihe nach jedem Mann zum Nachttrunke mit Branntwein. Mein hohes breites Bett befand sich in einer großen Stube. Ich schlief einige Stunden sehr unruhig und wachte dann in der stockfinstern Kammer mit Ungeduld dem Tag entgegen. Noch ehe dieser graute, versammelte sich die Hausgenossenschaft wieder um den Herd. Draußen stürmte das wüsteste Wetter. Die Frauen fand ich schon völlig angekleidet, die Männer besorgten Waschen und Ankleiden gemächlich in der Küche. Sodann erschien die Patrona wieder, wie gewöhnlich zweimal des Tags, mit dem Krug zum erhitzenden Morgentrunk, während die Mädchen für Jeden die Tasse Chocolate und geröstete Brodschnittchen bereiteten. Nachdem dieses genossen, begaben wir, ich und der Eseltreiber, uns auf den verhängnißvollen Weg, von den freundlichen Segenswünschen der ganzen Familie begleitet.

Im Dorfe war Alles so still, als lebe kein menschliches Wesen darin. Das macht einen um so unangenehmern düsterern Eindruck, wenn man vom warmen Herd kömmt, um den sich Winters alles Leben concentrirt. Dabei schneite es weit stärker als am vorigen Tage. Kaum hatten wir das Dorf einige zwanzig Schritte hinter uns, als wir auch von demselben keine Spur mehr entdecken konnten, so dicht umhüllte uns das weiße, undurchsichtige Schneeflockengewölbe. Von Weg oder Steg war natürlich gar keine Rede; die meisten Gegenstände waren nur zu entdecken, indem wir auf sie stießen. Schwerlich vergegenwärtigt man sich alle die *Mühseligkeiten*, welche wir zu überwinden hatten; der Eseltreiber

an der Spitze sank jeden Augenblick bis an die Arme in den Schnee, wir konnten Vertiefungen, kleine Schluchten, die Becken zugefrorner Bäche, weil der Schnee alle diese Einsenkungen ausgeglichen hatte, nicht unterscheiden; wir stolperten über große Steine, Sträucher, Stümpe, und bewegten uns so zu sagen fallend und auf allen Vieren vorwärts. Das Schlimmste dabei war, wir verloren die Richtung, die mein Begleiter vom Dorfe aus zwar richtig genommen hatte, dann aber nur sehr unsicher nach unsern rückwärts gelassenen Fußspuren beibehalten konnte. Auch diese waren bereits verlöscht, als wir nach einstündigem Marsche umzukehren beschlossen. Der Eseltreiber spürte und lief hin und her, mich trieb die Sehnsucht nach Pamplona, nach den neuen Verhältnissen vorwärts. „Ich bin ganz in der Irre," sagte endlich mein Begleiter, „und wir können nur auf gut Glück weiter gehen."

So umherirrend, vernahmen wir aus der Ferne Geräusch von Marschirenden. „Still," rief der Maulthiertreiber: „da gehen Truppen, ohne Zweifel Carlisten, folgen Sie mir nach!" Wir zogen uns schnell in das Gerinne eines kleinen Baches zurück, das wir eben passirt hatten, ließen uns dort hinter Strauchwerk in den Schnee sinken und vergruben uns in diesem so sehr, daß wir durch die hervorragenden Uferränder ganz verdeckt waren. In dieser Lage, kaum athmend, erwarteten wir unser Schicksal. Das Geräusch schien von zwei Seiten zu kommen, schon unterschieden wir einzelne Stimmen — glücklich ging die erste Truppe an uns vorüber, das mochte die Vorhut sein — ebenso eine zweite, eine dritte, die Nachhut — oftmals hörten wir ganz in unsrer Nähe sprechen. Endlich war Alles vorüber, doch jedes Geräusch schon lange Zeit verklungen, ehe mein Begleiter sich wieder zu rühren anfing. Als wir uns erhoben hatten, sah dieser mich mit einem ganz eigenthümlichen Blick

an, der jedoch zum erstenmal lebhafte Besorgniß und Theilnahme ausdrückte, indem er bedeutungsvoll sagte: „hombre, hombre! das waren Carlistas! Ich wünschte, wir hätten die Linie nicht verlassen; doch Gott sei Dank, daß die Gefahr überstanden ist — sie war für mich minder groß als für Sie; denn ich glaube, würden Sie ergriffen, könnten Sie der Welt nur Lebewohl sagen — so ist es Cavallero!“ Doch ich fühlte, daß eine Gefahr, der wir glücklich entrinnen, uns mit frischem Muth belebt. Meine Kräfte waren wie neu gestärkt, das Blut rieselte schneller durch die Adern, das Herz pochte mir heftig in der Brust.

Die carlistische Colonne, welche in ziemlicher Nähe von uns aufwärts den Bach passirt und sich hinter Erhebungen des Terrains verloren hatte, bestand höchstens aus zwei Compagnien, und wollten entweder nur ihr Standquartier umändern oder unter dem Schutze des Wetters irgend einen Handstreich vollführen, was jedenfalls auf der ganzen Cristinischen Linie eine größere Bewegung hervorrufen mußte. Wir schlossen, jedoch mit großer Unsicherheit, aus der Bewegung der carlistischen Colonne auf die Richtung hin, in welcher wir unsere Linie zu erreichten hofften, und begannen nach dieser schwachen Orientirung von neuem unsere Wanderung. Das Schneien hatte unterdessen merklich nachgelassen, die Luft schien sich sogar aufklären zu wollen. Als wir einen Wald erreichten, glaubte mein Begleiter sich zurecht zu finden. Aber wir hatten nun unsägliche Mühe mit dem niedern Strauchwerk, das uns allerwegen aufhielt, mit dem Steingerölle, bei dem man jeden Augenblick ein Bein zu brechen in Gefahr war, mit Auf- und Abklettern. Endlich hatten wir uns durch den Wald glücklich durchgearbeitet. Vor uns erhob sich eine ziemlich beträchtliche Anhöhe. „Wenn mich nicht Alles trügt,“ sagte der Maulthiertreiber mit feuerfunkelnden Angen, „so finden wir hinter dem Berge

dort unsere Straße wieder.“ Mit diesen Worten flog er die Höhe hinan, mir weit voraus. Doch schneller noch als hinauf eilte er vom Gipfel derselben wieder herunter. „Carlistas!“ rief er an mir vorüberstürzend und auch ich machte Kehrt, ihm nach, dem Walde zu, den wir eben zurückgelegt hatten. Der gebirgsgewandte Spanier flog mehr, als er lief; keinem Hinderniß ging er aus dem Wege, keines hielt ihn auf, mit den kühnsten Sprüngen setzte er über Schluchten und Abhänge hinweg. Ihm nacheilend, stolperte ich, und schlug lang hin. Mich mühevoll wieder aufraffend, knallte es in dem Augenblick, und Kugeln zischten an meinen Ohren vorüber. Drei Soldaten sah ich hinter mir her auf mich zueilen, mein Begleiter war mir aus den Augen verschwunden. Jeder fernere Versuch zum Entrinnen wäre unnütz gewesen. Deßhalb hätte ich auch ohne ihren Zuruf, daß ich nicht vom Flecke weichen solle, die Soldaten erwartet. „Führt mich zu Eurem Capitän!“ rief ich ihren wilden Blicken entgegen. „Schweig, fremder Hund!“ antwortete Einer unter ihnen, der mit dem Bajonett auf mich zueilte. Ich parirte mit meinen Armen glücklich den ersten Angriff, und rief mit so starker Stimme ich konnte: „Seid ihr Soldaten des Rey Carlos quinto?“ — „Das sind wir!“ — „Und ihr wollt einen Reisenden morden?“ Schimpfwörter — worunter **estrangero**, **Cristino**, **Punnatero** . . . die geringsten waren — Drohungen folgten. Doch einer der Soldaten fühlte menschlicher als die beiden andern, und das rettete mir das Leben. Es handelte sich darum, mich zu plündern und zu morden; keine Verantwortlichkeit konnte sie treffen, da ich zuerst geflohen war, und mich dann zur Wehre gesetzt hatte; ihnen sonst aber die sichere Beute entgehe. Es ist eine unangenehme Situation, so über sein Leben tractiren, würfeln zu sehen!

Unterdessen erschienen auf der Höhe, durch die Schüsse

wahrscheinlich herangelockt, noch einige andere Soldaten, was meine Lage veränderte; ihnen gingen wir entgegen. „Geld her! Geld her!“ murmelten jetzt meine neuen Begleiter. Ich holte all mein Silbergeld aus der Tasche hervor, und gab es ihnen. Der Trupp, zu dem wir stießen, bestand etwa aus dreißig Mann und einem Officier, der mich einer langen Prüfung unterwarf. Klar und bündig gab ich die Ursache an, welche mich vom Wege in die Irre verschlagen hatte, ferner daß mein Vaterstaat ihrem Könige Carlos nicht feindselig sei; im Uebrigen ließ ich mich über den Zweck meiner Reise etwas mysteriös aus, und behauptete, denselben auch nur einem Oberofficier aufdecken zu können. Darauf wurde ich bis aufs Hemd visitirt. Einen Theil meiner Aussagen bestätigte der Umstand, daß man keine Papiere bei mir fand, die zu meinem Glück in Pamplona bereits in Sicherheit waren. Es schien natürlich daß ich meinen Paß im Koffer bei den Arrieros gelassen habe. Nichts Verdächtiges bei mir vorfindend, ließ der Officier meine Börse, Uhr, alles was ich bei mir trug, von einem Corporal in Verwahrsam nehmen, angeblich in meinem Interesse, und bis nähere Auskunft über meine Person eingeholt sei. Sodann setzte sich der Trupp in Bewegung, die Fühlhörner weit voran und nach den Seiten ausgestreckt, ich in der Mitte gehend, der Gegenstand der Neugierde Aller.

Nach etwa zweistündigem Marsche, als es bereits zu dunkeln anfing, wurde in einem ärmlich aussehenden Gebirgsdorfe Halt gemacht, in dem sich eine größere Anzahl Carlisten befand. Man führte mich zu einem Capitän, der ziemlich geläufig Französisch sprach. Ich hatte Zeit genug gehabt, um über die beste Verhaltungsart, mich der Gefahr zu entziehen, nachzudenken. Ich hielt den Grundsatz fest: nicht viel zu sprechen, um mich nicht zu versprechen, und dann durch meine dunkeln Worte Zeit zu gewinnen. Ich

glaubte mein Leben am sichersten in der Hand des höchsten Officiers, daher berief ich mich stets auf diesen; ja ich hatte den Vorsatz, es im Nothfalle mit meinem vorgegebenen Geheimnisse bis selbst an den illusorischen Thron hinauf zu treiben. Kein anderes Rettungsmittel zeigte sich mir. Auf Fragen wie die: handeln Sie im Interesse des Königs? antwortete ich darum stets ungefähr mit derselben Ausflucht: Würden Sie, wenn ich es bejahte, mir aufs Wort glauben und meine fernere Reise begünstigen, und können Sie mich für so unklug halten, es zu verneinen? — Soviel bewirkte ich, daß man beschloß, mich vorläufig in gelinder Haft zu behalten, bis nähere Befehle eingezogen seien. Das waren traurige, schreckliche Tage. Was litt ich schon in der ersten Nacht! Im Hause, wo der Capitän sein Quartier genommen, aber auf dem Steinboden einer der oben beschriebenen Fluren brachte ich sie zu, unter etwa zwanzig Soldaten. Diese hatten ihre Gewehre geladen zusammengestellt; einer hielt Wache im Hause, einer vor demselben, die übrigen lagen schnarchend um ein in der Mitte des niedern Raumes angelegtes Feuer, das die Schildwache mittels eines vorbereiteten Holzstoßes unterhielt. Auch ich legte mich platt auf den Boden nieder, das Gesicht aufs Pflaster gedrückt, um mich so einigermaßen vor dem beißenden Qualm zu schützen, der den kaminlosen Raum erfüllte. Ich schlief keinen Augenblick und die Nacht wollte kein Ende nehmen. Was ist furchtbarer als der Ungewißheit brennende Qual, als das Schweben zwischen Leben und Tod? Gewiß, dieser selbst ist es nicht! Tritt der Tod dem Menschen unabwendbar entgegen, so schwindet aller wechselnde Glanz der Erscheinung der Dinge um ihn her, dunkle Farbe wie heitere, die Freude mit dem Schmerz; er faßt nur Ein Gefühl, Eine Empfindung, Einen Gedanken, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überwältigend zusammenschlagen. Auch giebt

es Gemüthszustände, die dem Menschen gefährliche Lagen und Handlungen in ihrer ganzen Schwere nicht zu erfassen erlauben: wenn Leidenschaften die völlige Herrschaft über ihn an sich gerissen haben, oder wenn alle seine Kräfte in Thätigkeit auf Ein Ziel gerichtet sind. Verschwindet alsdann aber der Grund der Aufgeregtheit der Leidenschaften oder der Spannung unserer Kräfte, so fallen wir in eine Abspannung, deren Wirkungen entgegengesetzter Art, auseinanderreißen, zermartend sind. Das ist die Stimmung, in der die lauernde Eifersucht ihre Schlangenbisse, der wilde Haß ein Gift gegen den eigenen Busen kehrt, in welcher der Verbrecher, der im blinden Triebe vor der gräßlichsten That nicht zurückschauderte, von den Eumeniden verfolgt, mit Verzweiflung und Selbstmord endet. In einer ähnlichen Abspannung, welche die drohende Lage, die ungeheuern Strapazen des Tages, Hunger, Durst, Uebermüdung hervorgerufen, befand auch ich mich. Jetzt erst erkannte ich die Größe der Gefahr, welche mich umgab, und nur schlummerte, um drohender zu erwachen — meine hülflose, ungewisse Lage in ihrem ganzen Umfange, das Damoklesschwert an einem seidenen Faden über meinem Haupte. Furcht wechselte mit Hoffnung, unaufhörlich nagend und peinigend.

Ja, auch die Hoffnung schwang ihre Fackel durch meine Gedanken. Am meisten zu fürchten hatte ich die blinde Wuth der verwilderten Soldateska. War ich dieser glücklich entronnen, durfte ich mir durch eine offene Erklärung gegen die Häupter des Carlismus vielleicht Freiheit und Leben zu erhalten hoffen. Wer liebt sein Leben nicht? Wer, der noch jung an Jahren, strotzend von Gesundheit, überschwänglich an Hoffnung ist? Doch mit größerer Innigkeit ergriff ich noch eine andere Aussicht. Schon am ersten Abende bemerkte ich in der carlistischen Truppe einige Besorgniß vor einem Angriff. Man schien die Soldaten in wenigen Häusern

beisammen zu halten und diese zur Vertheidigung einzurichten. In dem unsrigen wurden sogar durch Thüre und Mauern an passenden Stellen Schießscharten gebrochen. Wie, wenn die Cristinos angriffen, konnte sich mir nicht Gelegenheit zur Flucht bieten? Ich ergriff diesen Gedanken mit solcher Innigkeit, daß er günstig auf meine Stimmung einwirkte. Der Mensch hofft auf das Unwahrscheinlichste, wenn es ihm das Angenehmste ist. Einstweilen kam es darauf an, daß ich Wache, Soldaten und Führer um mich her durch ein kluges, festes Benehmen zu gewinnen und sicher zu machen suchte.

Fünf Tage vergingen ohne besondere Vorfälle, und meine Lage wurde mir mit jeder Stunde unbequemer, peinlicher, schrecklicher. In solcher Lage bilden fünf Tage eine Ewigkeit. In der sechsten Nacht entstund Lärm. Ich lag in dumpfem Hinbrüten gegen den Morgen hin, draußen herrschte ein ungestümes Wetter und das Heulen des Windes klang seltsam zu dem Schnarchen der Soldaten. Wie viel lieber hätte ich mich in der Macht der Elemente als in der mit Vernunft begabter Menschen befinden mögen! Und dennoch, stand ich nicht auch jetzt in der Hand des allmächtigen Gottes? — Plötzlich hörte ich rasch aufeinander Schüsse fallen. Im Nu sprangen die Soldaten auf, griffen zu den geladenen Gewehren und flogen an die Schießlöcher und Fenster. Auf den Straßen war Tumult und heftig wurde gegen die Thüre gepocht. Der Capitän erschien sofort, ordnete an und befahl, die Thüre nicht früher aufzuriegeln, bis man sich vom Fenster aus über die Personen der Pocher vergewissert habe. Meldungen vom Hauptposten in der Kirche langten an; hierauf trug man zwei mit Blut bedeckte menschliche Körper, wovon der eine noch zu röcheln schien, ins Haus hinein und verriegelte von neuem die Thüre. Dieser Vorgang, der Anblick der Leichname, die ich aus der Ferne nur mit Schaudern betrachten konnte, erfüllte die Soldaten

mit Wuth und Rache, worunter ich selbst vieles auszuhalten und zu leiden bekam. Der Hauptmann war entweder zu sehr in Nachdenken versunken, um die Beleidigungen zu bemerken, welche man gegen mich ausstieß, oder es war seine Absicht, sie nicht zu sehen. Warum sollte ich die schrecklichste Lage noch mit grellen Farben hervor zu heben suchen? Ich faßte mich in Geduld, meine Seele Gott befehlend. — Draußen fiel nichts weiter vor und die Nacht verging sonst ruhig.

Das Dorf, in dem wir uns befanden, hatte mindestens von einigen Seiten steile Zugänge, durch welche man sich heranschleichen und die äußern Schildwachen, die mir ganz unnütz exponirt zu sein schienen, überrumpeln konnte. Das vielleicht war geschehen. Andern Tages wurden neue Anstalten getroffen. Ich erhielt nun in der Kirche mein Quartier und meine Lage verbesserte sich dadurch, insofern meine Augen nun nicht mehr dem unerträglichen Rauche ausgesetzt waren. Man schien seine Kräfte vereinigt halten zu wollen, was für die Truppen zwar unbequemer, aber sicherer war. Dieser Umstand deutete noch bestimmter darauf hin, daß man sich vor dem Feinde nicht sicher wußte. Man war überdieß in steter Bewegung und sehr behutsam. Wirklich sandten meine Freunde einmal einige Kugeln herüber, die auch beantwortet wurden; ein ernsthafter Angriff jedoch fand nicht statt. Die massive Kirche war von einem Hofe umgeben, dessen Mauer eine bequeme Brustwehr darbot, während sie selbst, wie gewöhnlich in Spanien, eine starke, nicht leicht zu erzwingende Rückwehr bildete. In ihr blieb ich zwei lange Nächte, die ich niemals vergessen werde.

Am neunten Tage meiner Gefangenschaft wurde Morgens in aller Frühe und Stille bei heiterm Himmel der Abmarsch aus dem Dorfe angetreten, der länger nicht verzögert werden durfte. Meine Tage waren mir unerträglich

geworden, und mich durchdrang der feste Entschluß, jede Gelegenheit zur Flucht, auch die geringste, die gefährlichste, ohne Zögern zu ergreifen. Alle meine Kräfte (ich hatte neun Tage lang kaum etwas anderes als trocknes Brod gegessen) fühlte ich wie neu gespannt, neu belebt. Wie sonderbar; ich sollte den ersten Kugelgruß im Treffen von der Seite aus erhalten, deren Sache zu vertheidigen ich mir vorgesetzt hatte! Das Leben ohne Zweck bedroht zu wissen, ist gewiß weniger erhebend, als es im wirksamen Augenblick für die als gut erkannte Sache hinzugeben.

Wie aber soll ich die Freude ausdrücken, die mich ergriff, da ich cristinische Kugeln sausen hörte? So schnell meine Quäler abmarschirt waren, ihre Gegner saßen ihnen gleich auf der Ferse und beunruhigten sie heftig. Die Carlisten lös'ten sich auseinander zum Einzelgefecht, und sich eilig zurückziehend, suchten sie so die feindlichen Trupps sich fern zu halten. Nach einer Gelegenheit zu fliehen vergeblich spähend, schlug mir das Herz in der Brust laut wie ein Pochwerk. Die Cristinos waren die stärkern, aber sie verfolgten uns nicht lebhaft genug. Beim Uebergange quer durch eine tiefe Thalschlucht entstund Verwirrung. Umgeben von Carlisten, fast verzweifelnd, ging ich an die Passage — noch eine kurze Strecke weiter, und ich wäre vielleicht für immer von meinem Vorhaben abgeschnitten gewesen. Doch der Uebergang kostete Zeit, die Constitutionellen näherten sich und eröffneten auf die kletternden Carlisten ein wirksameres Feuer; diese eilten in Unordnung, so schnell sie konnten, sich den feindlichen Geschossen zu entziehen. Schon war ich am jenseitigen Abhange — „Jetzt oder Nie!“ rief eine Stimme in meiner Brust — — da, wie außer mir, griff ich plötzlich nach dem Gewehr eines meiner Nachbarn, schlug mit Riesenkraft um mich her, rannn über Haufen was mir entgegenkam, und sprang in großen Sätzen unaufhaltsam,

wie ein Steinblock, der vom Berge herabrollt, in die Thalschlucht hinab, kletterte den befreundeten Absturz hinauf, und kam glücklich durch Verwünschungen und Kugeln, die mir nachgesendet wurden, athemlos bei den Cristinos an. Ich war gerettet.

Wie es im Einzelnen zugegangen? Ich weiß es nicht. Wem ich es danke? Nächst Gott meinem kräftigen Arm! — Eine halbe Stunde lag ich vor Erschöpfung auf dem Boden, ehe ich mich, durch Wein erquickt, wieder aufzurichten vermochte.

Die Isabellisten verfolgten den Feind nicht weit über die Thalschlucht hinaus, das Gefecht hörte demnach auf, und die Carlisten verschwanden hinter den Bergen. Die Truppe, nur drei leicht Verwundete davon tragend, trat alsbald den Rückweg an, unter Gelächter und einem eigenthümlich leiernden Gesange, den ich hier zum erstenmale mit fröhlichem Herzen vernahm. Ihr Führer hatte bereits von meinem Unfalle vernommen. Ein fremder Officier, war die Sage, sei den Carlistas in die Hände gefallen und von ihnen ermordet worden; was sich also glücklicher Weise nicht bestätigte. Zuvorkommend stattete er mich mit den nöthigen Mitteln aus, um nach Pamplona gelangen zu können. Auf der Linie, die wir nach einem guten Marsche wieder erreichten, trennte sich der Trupp; ich ging mit der kleinern Abtheilung nach jenem Militärposten, den vor neun Tagen ich und der Maulthiertreiber zu verfehlen so unglücklich waren. Hier vernahm ich, daß letzterer noch am Abend jenes Tages sich wohlbehalten wieder eingefunden, auch den folgenden Tag in Besorgniß um mich gewartet hatte und dann mit den Maulthieren und meinem Gepäcke nach Pamplona abgegangen war. Eben dahin sollte am nächsten Morgen ein Zug zurückgehen, der die Besatzung der Linie mit Brod und Reis für die Christfeiertage versorgt hatte; dem ich mich anzureihen beschloß.

So brachte ich denn die letzte Nacht oben in den Pyrenäen — es war gerade die heilige Christnacht, die mir die Freiheit bescherte — zwischen cristinischen Soldaten in einem einzeln stehenden, befestigten Hause zu, das in Friedenszeit manchen Reisenden vor den rauhen Bergen Schutz und Erquickung bieten mag, jetzt aber verödet war. Für mich noch eine lange, unruhige Nacht voll düsterer Reminiscenzen! Nach Mitternacht fuhr ich aus schweren, beängstigenden Träumen auf, meine erschöpfte Natur hatte die Entbehrungen der letzten Zeit noch nicht überwunden. Und wie hätte ich auch Befriedigung fühlen können? War meine Lage wohl viel beneidenswerther geworden? Versetze Dich, lieber Leser, in ein Schneegefilde der Pyrenäen, in eine rauhe Wildniß. Da steht auf einer Anhöhe ein einsames Wirthshaus, wüst und leer, halb zerfallen, bewacht von abgehärteten Soldaten, die am knisternden Holzstoße nichts entbehren als ihre Papiercigarren, diese aber auch um so schmerzlicher. In der Ecke desselben Raumes bemerkst Du einen Menschen auf einer Strohgarbe hingestreckt, zitternd vor Kälte und Ermattung; der einen Hälfte seiner Habe ist er beraubt worden, die andere aventurirt in der Welt umher. Wohin sein Blick sich auch vorwärts wende — denn rückwärts geht kein Mann — nirgends sieht er einen Freund, da trübt Ungewißheit jede seiner Hoffnungen. Der Eingang zu dem neuen Leben, das er gesucht hatte, war voll Beschwerden, voll Leiden, und was mochte die Zukunft in ihrem Schooße bergen? — — —

Doch die Hoheit der Nacht trat trostreich an mich heran. Umgaben mich auch nicht die Hallen eines Domes mit tausend und abertausend Freudenlichtern, umwallte mich auch nicht frohlockender Gesang: durch den blauen Rauch hindurch, der vom Holzbrande aufstieg und den weiten Raum mit mattem Lichtschein erfüllte, erblickte ich die Krippe, die

fromme Mutter und das Jesuskindlein, nun sah ich das Leben dieses Kindleins von seiner Geburt bis zum Kreuze, und sah das Kreuz, und das Kreuz erfüllte mich mit Muth und Kraft und Gottvertrauen. —

Mit Tagesanbruch brachen wir auf. Heute mußten wir Pamplona erreichen. Unser Zug von Maulthieren verlängerte sich mit jeder Stunde, und bald bildete er eine unübersehbare Reihe. Wir hatten eine zahlreiche Bedeckung von Soldaten, die an der Spitze, in der Nachhut und in der ganzen Länge des Zuges vertheilt marschirten, sich mitunter auch auf einen Esel setzten. Ich ging zu Fuß weit voraus, das Zungengeschnater und Geleier der Treiber hinter mir lassend. Die freie, große Natur, welche ich lange genug hatte entbehren müssen, that mir überaus wohl. Ich trank aus ihrer schönen, frischen, unerschöpflichen Quelle mit vollen Zügen, und mit jedem Zuge pochte höher, glücklicher mein Herz; denn es fühlte immer lebhafter, daß mit Gott es nichts in der Welt, keinen Feind, keinen Zufall zu fürchten habe. Der Himmel wölbte sich so hoch, so prächtig, wie ich ihn noch niemals gesehen hatte, er war so klar, so rein, so heiter, die Wintersonne leuchtete so prachtvoll schimmernd und blitzend über die Schneekuppen hin, die Luft war so frisch, so stärkend und belebend, daß die Geistesschläge unmöglich abwärts sinken, vielmehr nur zu der klaren, ewigen Bläue des Lichts hinaufstreben konnten.

Der Weg bleibt noch lange Zeit, bald steigend, bald fallend, im Ganzen sehr hoch, ja dem höchsten Kamm des Gebirgszuges nahe. Auf dieser Strecke führt er an mehrern Thalanfängen vorüber, unter welchen sich die der berühmten Thäler von Roncesvalles und Erro befinden, die nach Aragonien hinabgehen. Man läßt diese natürlich links und südlich von sich liegen, indem der Weg oben eine Wendung nach Westen nimmt. Erst wenn man in das Thal der

Arga eingeht, das man bis Pamplona nicht wieder verläßt, läuft der Weg in diesem mit südlicher Richtung anhaltend abwärts. Die Arga, mehrere Gebirgsbäche in der Thalebene von Pamplona aufnehmend, umfließt die Hälfte dieser Festung, vereint sich bei Villafranca mit dem Aragon und mündet bei Alfaro in den obern Ebro als dessen Hauptzufluß.

Die Militärlinie bot schon als solche ein vielfaches Interesse dar. Zuerst kamen wir noch hoch im Gebirge an einem großen Feldfort vorüber — man nennt es gewöhnlich das Fort von Zubiri — welches auf der Spitze eines Berges errichtet und auf den meisten Seiten durch unzugängliche Felsen beschützt ist. Zur Zeit als Cordova, der das im Ganzen zwecklose Blokirungssystem einführte, den Oberbefehl über die Cristinischen Armeen, und der französische Obrist (spanische General) Bernelle das Commando des navarresischen Operationscorps hatte, wurde hier in der Nähe von Zubiri und Osteriz ein großes blutiges Treffen geliefert, in welchem die Carlisten weichen mußten. Erst nach diesem Siege wurde es Cordova möglich, jenes Fort, dessen Bau die Carlisten hatten verhindern wollen, zu vollenden, und damit die Linie von Pamplona nach Valcarlos herzustellen und zu sichern. Diese Feldschanze ist ohne Seitenvertheidigung, theils von Erde und Strauchwerk, theils von Stein aufgeführt, in seinen Winkeln mit Kanonen besetzt, die entweder durch tiefe Scharten oder über Bank feuern. Fest genug gegen alle Angriffsmittel des Gebirgskriegs macht ihre Lage sie zum strategischen Schlüssel der ganzen Linie.

Das Thal der Arga gestaltet sich um so enger, tiefer, romantischer, je weiter man in demselben hinabsteigt. Die Berge auf beiden Seiten erscheinen wieder höher, kühner, wegen der Felswände und aufragenden Felskuppen gewaltiger. Der Zauber der Natur wacht mehr und mehr auf, ihre Reize werden mannigfaltiger. Sobald man Zubiri

passirt hat, wird das Thal auch wieder fruchtbarer, die Dörfer liegen näher aneinander, werden größer und ihre Bevölkerung nimmt zu. Sie waren durchgehends in leichter Weise befestigt. Gewöhnlich umschloß sie eine Mauer mit Schießscharten und mit Seitenvertheidigung, die theils durch Tamboure, theils durch Tenaillen bewerkstelligt wurde. Wo eine Brücke über die Arga führt, befand sich auch ein Brückenkopf, in der Regel aus einer geschlossenen Schanze bestehend, die auf einem der Brücke zunächst gelegenen Hügel errichtet war. Auch fehlte keiner Ortschaft ein größeres Gebäude, das als Hauptreduit benutzt wurde; überhaupt schienen die spanischen Ingenieure keinen natürlichen Vortheil übersehen zu haben. Jedes Dorf hatte eine Besatzung und einen Commandanten, von dem die Erlaubniß zu unserm Durchmarsche jedesmal eingeholt werden mußte, ehe uns die äußersten Schildwachen den nähern Zutritt gestatteten. Ich lernte in militärischer Hinsicht Vieles auf der Linie: unsere Friedensbilder vom Kriege geben Alles, nur nicht den wirklichen Krieg. Aber die Linie brachte mir auch noch etwas Anderes, minder Erfreuliches, zur Anschauung, nämlich die Zerstörung, welche der Krieg anrichtet. Viele Häuser waren unbewohnt, andere unbedacht, halb eingerissen oder ganz zertrümmert. Nur zu oft blickte man in kahle, leere Gemäuer hinein, deren Bewohner geflüchtet, oder im Elende waren. Neben der gebietenden Soldateska sah man manche Jammergestalt, überall Spuren der Verheerung! Doch darf man nicht übersehen, daß die seitwärts der Linie gelegenen Ortschaften vom Kriege weit weniger Ungemach erfahren.

Noch eine Stunde von Pamplona entfernt mündet das enge Argathal in eine fruchtbare, ebene Weiterung aus, welche durch das Zusammentreffen mehrerer Thäler gebildet wird. Ehe man frei in dieselbe eintritt und jener Festung ansichtig wird, passirt man gerade am Ausgang des Thales

das schmale Städtchen Huarte in seiner ganzen Länge. Noch waren wir eine gute Strecke von diesem entfernt, als uns schon ein großer Lärm entgegenscholl, der fast wie Jauchzen und Jubel erklang. Ich frug einen Soldaten nach der Bedeutung desselben. „Im nächsten Ort," antwortete er nicht ohne Spott in seinen Mienen, „liegt ein Theil der Fremdenlegion im Quartier, es sind Franzosen, Ihre Landsleute, welche das Getöse machen." Diese Antwort überraschte mich um so mehr, als ich die spanischen Soldaten bis jetzt wirklich sehr ernst und schweigsam befunden hatte. Ich machte mich daher auf einen großen Contrast zwischen den Söhnen des Nordens und Südens von Europa gefaßt, fand ihn jedoch noch weit größer, als ich mir ihn gedacht hatte.

Eine Menge Schildwachen waren um Huarte, bei dem ein von den Carlisten damals besetztes Thal ausgeht, und vor der Brücke über die Arga ausgestellt. Mich verwunderte außerordentlich, daß der Zufall zu allen diesen Posten gerade rothhaarige Leute ausgewählt zu haben schien, denn sie wetteiferten mit einander an Blutfülle im Gesicht und an Röthe des Haars. Allein wie wuchs noch mein Erstaunen, als ich in der Mitte der Stadt ankam, wo sich die Straße zu einer Art Markt erweitert, der mit Legionärs bedeckt war und wie alle diese Fremdlinge des Landes feuerrothe Köpfe zu haben schienen. Man kann sich von dem Eindruck, den jene plötzlich entgegentretende, überraschende Verschiedenheit der Körperbildung hervorruft, keinen Begriff machen. Langsam reist man vom Norden nach dem Süden, allmälich und unmerklich finden die Uebergänge und Veränderungen statt, der Reisende hält sie daher für geringer, als sie wirklich sind. Stößt er dann im Süden so plötzlich auf ein ganzes Fähnlein nordischer Söhne, kaum wird er sie als seine eigenen Landsleute wieder erkennen. Gar zu fremd in der fremden Welt und Umgebung erscheinen sie ihm in jeder Beziehung.

in jeder Bewegung, in Blick, in Sprache, in Haltung und Aussehen!

Ich konnte meine Augen nicht abwenden von den heimathlichen Gesichtern im fernen, fremden Lande, und sie anschauend schwoll mir das Herz vor Freude und Rührung. Ja — wie viele verlorene Menschen unter ihnen sein mochten — ich wurde stolz, mein Patriotismus hob sich bei ihrem Anblick. Ich begriff zum erstenmal das Erstaunen, welches die Römer erfaßte, als ihnen deutsche Männer zu Gesichte kamen. Ich begriff auch sofort, daß ihre kräftige Statur, ihre blauen Augen, ihr sonniges Haar den römischen Frauen gefallen mußten. Das, wie so vieles Andere, hat sich auf die südlich-romanischen Völker vererbt, bei denen blonde Haare und blaue Augen für die größte Schönheit gelten. „**Sus cabellos son oro**" lobt Don Quijote seine Dulcinea, singen spanische Dichter von ihren idealen Frauengebilden. Raphaels Madonnen haben goldenes Haar. Wir machen beständig einen Unterschied zwischen blond und roth, und es war mir früher unklar, welches denn eigentlich der alt-germanische Typus gewesen sei. Aber dort zwischen den schwarzhaarigen Köpfen und braunen Gesichtern kamen mir die Nordländer beim ersten Anblick sammt und sonders hellroth vor; das bewirkt allein der Contrast mit den südlichen Negros. Daher verschwinden den südlichen Völkern die feineren Nuancirungen, welche wir selbst unter uns unterscheiden — sie sehen nur den Hauptunterschied. Rojos nennt man in Spanien überhaupt alle Blonden, gegenüber den Negros; auch Blondos und Blancos heißt man sie, ohne Unterscheidung von Rojos. Ein schwarzhaariger Deutscher hat dort zu Lande noch einen röthlichen, hellen Schimmer. Leicht unterscheiden wir den Südländer unter uns, aber ungleich leichter unter den Südländern den Germanen. Die Germanen erscheinen im Süden wirklich als leibliche Brüder, so völlig ähneln sie

einander in dortigen Augen, und ich glaube noch immer, daß in unserm allgemeinen Namen der Germaner eher der Begriff der aus Einem Keim Entsprossenen, als der des Wehr- oder Kriegsmanns steckt. „Ich kenne Ihre Brüder“ (hermanos), hat mir sogar später manches spanische Kind erzählt. Wie groß erschien mir bei jeder Gelegenheit der Contrast zwischen den spanischen Bataillonen und den zumeist aus Deutschen, Polen und Belgiern zusammengesetzten Bataillonen der Fremdenlegion!

In Huarte hatten ein Bataillon Infanterie und das neugebildete, tapfere polnische Lancier-Regiment der Legion ihr Standquartier. Letzteres bestand fast ausschließlich aus Deutschen (der Mehrzahl nach) und aus Polen, die sich erst in Spanien der Legion, als hier für eine europäische Sache kämpfend, angeschlossen hatten. Es war völlig wie ein ächt polnisches Uhlanenregiment uniformirt, und besonders die weißen Mäntel sahen malerisch aus. Die Soldaten ergötzten sich an diesem ersten Tage des heiligen Weihnachtsfestes mit einem nordischen Spiele: sie warfen sich unter einander und die Vorübergehenden mit Schneeballen, und jubelten und lärmten dabei wie Kinder, die aus der Schule kommen. Gewiß erinnerte dieß manchen unter ihnen an seine Heimath. Und nicht bloß sah ich Deutsche in solchem Spiel, ich hörte auch deutsche Laute, deutsche Sprache. In einigen unter ihnen schien der spanische Feuerwein zu wirken, den die Nordländer nur zu sehr lieb gewinnen. Ich ging still, aber mit innerer Bewegung, an ihnen vorüber. Viele betrachteten mich mit Neugierde, keiner trat zu mir heran. Der Deutsche hat etwas Blödes, Verschämtes, das er unter keinen Verhältnissen ganz ablegt. Zur Seite von mir hörte ich mit etwas unterdrückter Stimme sagen: „da geht ein Landsmann von uns, er trägt den grauen, preußischen Mantel.“ — Ich drehte mich rasch nach der Seite um,

von welcher diese Worte kamen, zog meinen Hut ab, und grüßte mit Lebhaftigkeit. Auch begegnete ich einigen polnischen Officieren des Regiments, schönen, kräftigen Männern, die mir freundlich guten Tag boten, und welche ich später genauer kennen lernen sollte.

Ein Büchsenschuß von Huarte ab steht auf einer kleinen Erhebung eine Kapelle mit einem Marienbild. Ehe man diese erreicht, sieht man die Stadt Villava nahe zur Rechten, da wo das berühmte Ulzamathal ausmündet, dessen schon beträchtlicher Bach sich gleich darauf mit der Arga vereinigt, in ihrer ganzen Länge seitwärts des Weges liegen. Noch ein Schritt weiter, bei der Kapelle angekommen, eröffnet sich dem Blick mit einemmale die Thalebene und die schöne Landschaft von Pamplona. In der Mitte dieser Ebene erhebt sich ein von Osten hereinstreichender Höhenzug, um dessen mächtige Felswand sich die Arga im weiten Halbkreis herumwindet. Diese Felshöhe krönen, prächtig zu schauen, die festen Mauern und Wälle der Hauptstadt Navarra's, die, als eine Hauptfestung, im Großen den Schlüssel zu allen navarresischen Thälern und die festeste Burg des ganzen Landes bildet. Die Ebene umkränzen rings im weiten Kreise hohe, sich übereinander aufthürmende Berge, die ihre Granithäupter zum Himmel erstrecken und deren Fuß und untere Abhänge mit Rebenstöcken bepflanzt sind; ähnlich der Lage und Thalbildung um St. Jean Pied de Port auf der nördlichen Pyrenäenseite, nur weit belebter, mannichfaltiger und großartiger als diese. Die Thürme von Pamplona, als ich sie zum erstenmal erblickte, glänzten in den Strahlen der untergehenden Sonne. Die ganze, in blendend weißen Schnee gehüllte Landschaft erschien wie in goldener, funkelnder Einfassung, über welcher sich der tiefblaue Himmel erhaben aufwölbte. Das reinste Glockengeläute schwebte melodisch aus den fernen Kirchen herüber und klang gar anmuthig durch

die reinste Luft. Eine unbeschreiblich hohe und ernste Feier schien die ganze Natur zu begehen. Ich feierte sie mit. Alle trüben Gedanken entflohen meiner Seele: wie die Sonne im reinen Azur des Aethers, glühte mein Herz im reinen Meer der Hoffnungen und vergoldete alle meine Empfindungen. Die Pyrenäen hinter mir, eilte ich immer schneller den Mauern Pamplona's zu, die mir so freundlich entgegenblickten.

Viertes Kapitel.

Ankunft und Empfang in Pamplona.

Mit dem Wort Hoffnung scheint der Begriff der Ungewißheit verknüpft zu sein: wahre Hoffnung aber schließt Ungewißheit aus. Wenn uns jene erhebt, unsere Seele mit Muth erfüllt, die dunkelen Lebensgänge der Zukunft mit Blumen ausschmückt, und die Auferstehung von den Todten verkündet; so drückt uns diese dahingegen zu Boden und läßt uns kleinmüthig erschrecken vor der nächsten und fernen Zukunft. Ungewißheit foltert den Gefangenen während der Dauer seines Prozesses oftmals mehr als der härteste Richterspruch. Sie ist ein Zustand zwischen Leben und Sterben, ein marterndes Hangen und Bangen; häufig die Ursache physischer Leiden, häufig die Wirkung davon. Besonders in Augenblicken, wo die Vernunft nicht gewappnet ihr gegenübersteht, wie im Traum und beim Erwachen, packt uns die Ungewißheit mit ihrem grimmigsten Zahne an. Ich hatte dieß in den vorhergehenden Nächten in vollem Maaß empfunden. Bei jedem Erwachen aus unruhigem Schlafe war ich von ihr wie zerdrückt, zermalmt. Was ich fühlte, war nicht etwa Scheu, Furcht vor dem Tode — ihm sah ich ja mit fester Entschlossenheit entgegen; nein, die Qual der Ungewißheit ist ebensowenig Furcht als wankende Hoffnung, sie stammt aus Vorschauer der Verzweiflung. Doch auch nach der schrecklichsten Nacht, sobald es licht ward und

besonders, wenn ich in die Gottes=Natur hinaustreten konnte, kehrte mit der Hoffnung auch Geistesfreiheit in mich zurück, und ich schämte mich meiner Schwäche; zeigte sie mir ja Unendliches, was mir kein Stahl, keine Hand, keine Macht auf Erden nehmen konnte! Alsbald folgte solcher Betrachtung neuer Thatandrang und frische Lebenslust, und singend konnte ich im tiefen Schnee zwischen den Felsabstürzen der Pyrenäen hinwandern. Aber mit der Nacht schlich auch Ungewißheit und Finsterniß in das Gemüth zurück, und es lag mir auf der Seele wie ein Alp.

Wie schrecklich ist euer Loos, ihr armen Gefangenen, die ihr an Kasematten und finstere Gewölbe geschmiedet seid! Was ist Sibirien gegen eine Bastille? Die russische Grausamkeit läßt doch noch die freie Luft, Licht, den Himmel; sie ist barmherziger, als manche von Schmeichlern gerühmte Milde. Aus ängstlichen Träumen erwachend, könnt ihr euch der Qual durch das belebende und begeisternde Anschauen der göttlichen Natur nicht entreißen, kein Vogel singt euch, kein Freund tröstet euch, kein frischer Luftzug kühlt euch den Angstschweiß an der Stirne — mit dem Rasseln eurer Ketten sucht ihr vergebens die Gespenster von euch zu scheuchen, unaufhörlich nagt's an euch, wie die Adler an den Eingeweiden Prometheus' — eure Martern sind schrecklicher, als die schrecklichsten, welche jemals die Mythe dichtete. Wen schaudert's nicht, der sich der Gefängnisse von Silvio Pellico von Saluzzo erinnert, seines schrecklichen Zustandes kurz vor seiner Verurtheilung zum Tode in den Bleikammern von Venedig, da er Tags umsonst kämpfte und rang, die Nachtgeister, die Truggestalten, die Verzweiflung der Finsterniß von sich wegzutreiben — es war die Ungewißheit, welche ihn mehr peinigte, als die spätere harte Gefangenschaft in Ketten auf dem Spielberg, der alten Veste von Brünn.

Doch nicht bloß in den außerordentlichen, auch in den

gewöhnlichen Verhältnissen trübt Ungewißheit unser Leben. Sie ist die Schlange, welche die Wohlthätigkeit, die Geselligkeit und die Freude in ihren Blüthen zerbeißt, das Gift der Offenherzigkeit, des Vertrauens, der Freundschaft, der Treue — und was ist Eifersucht, diese Geißel eines liebenden Herzens, Anderes als Ungewißheit? Sie kann selbst ganze Stände, ja Nationen ergreifen und zerrütten, und vielleicht ist sie die Ursache der meisten Uebel des Volks, an dessen Busen ich mich zu werfen im Begriff stund.

Mich selbst sollte sie noch lange Zeit beunruhigen. Um Huarte und Villava hatte sich der größte Theil unsers langen Transportzuges nach verschiedenen Ortschaften hin zerstreut, und am Fuße des von der Arga umfloßnen Felsrückens angekommen, der die Mauern Pamplona's trägt, befand ich mich in Gesellschaft nur noch weniger Arrieros, welche wie ich diese Festung vor Thoresschluß zu erreichen suchten. Das Glockengeläute war indeß verstummt, der Abend senkte sich über die schneeglänzende Landschaft herunter, und am klaren Winterhimmel begann hier und da ein Stern zu funkeln. Wir schritten rasch über die Arga, dann an der fast unersteigbaren Nordseite auf einem Schlangenwege die Höhe hinan gerade auf das nächste Thor zu, das jedoch zu unserm Verdruß bereits geschlossen war. Geöffnet wird zur Kriegszeit Abends niemals ohne Befehl von Seiten der Kommandantur, selbst nicht den Militärs, welche zur Garnison gehören und sich draußen verspätet haben. Da jedoch ein Thor der Festung nach dem andern von einem und demselben wachhabenden Officier verschlossen wird, so hofften wir auf der entgegengesetzten Seite der Stadt noch Einlaß zu gewinnen. Dahin also ging es auf dem nächsten, halsbrechenden Fußsteige in größter Eile. Doch vergebens! Wir nebst mehren andern Personen mußten uns entschließen, nach den nächsten Ortschaften uns zurückzubegeben.

Ich fühlte mich sehr ermüdet; der frostige Wind schüttelte meine Glieder vor Kälte. Doch war ich nicht so weit herabgestimmt, daß mein Blick nicht mit Theilnahme an der Aussicht von der Höhe Pamplona's über Thal und Berge gehangen hätte, die der Abend nur noch bleich und geisterhaft umschwebte. Zur Arga wieder hinabgegangen, empfahlen mir die Arrieros eine auf dem halben Wege zwischen Pamplona und Villava liegende Venta zum Uebernachten. Dahin kehrte ich denn zurück mit einem vor Müdigkeit wankenden Schritt — noch um einen Tag länger sah ich meine Ungewißheit über die in Pamplona zu gewärtigende Aufnahme hinausgeschoben.

Die Venta war bereits mit Paysanos, zumeist Eseltreibern, überfüllt. Doch hieß die Patrona mich freundlich am Herde Platz zu nehmen und bereitete mir die Willkomm-Chocolate. Ich zog meine schneedurchnäßte Fußbekleidung ab, wusch mir die Füße, trank ein Glas Wein, und erwartete in Geduld das Abendessen, ohne der neugierigen Blicke der übrigen Gäste weiter zu achten. Die Ruhe im Hause unterbrach nur vorübergehend ein lebhafter Streit zwischen der Wirthin und einigen jungen, sichtbar ermüdeten cristinischen Soldaten, welche durchaus die Nacht im Hause zuzubringen begehrten, wogegen die Patrona sich stemmte. Die wohlbewaffneten Soldaten, die nicht mehr in die Festung hinein kommen konnten und nicht wußten, wo sie endlich ausruhen sollten, räumten nur mit einigem Murren und Gewehraufstoßen das Feld, nachdem sie vergeblich Bitten, Drohungen, Klagen verschwendet und sich sogar bereit erklärt hatten, unten im Vorhause auf dem Pflaster bei den Eseln fürlieb nehmen zu wollen. Ich mußte das harte Benehmen der Wirthin mißbilligen, welches — wie mir scheint — deutsche Landsknechte nicht geduldet hätten. Oder ob es nur aus Vorsicht geschah, da die Gäste, wie ich bald erfuhr, sammt und sonders carlistisch gesinnt waren?

Beim Abendessen war die zahlreiche Tischgenossenschaft ohne Ausnahme fröhlich und guter Dinge. Das erste Gericht bestand aus der Oelbrod-Zwiebelsuppe, alle andern waren aus mehren Fleischarten, von welchen ich nur Hühnerfleisch unterschied, zusammengesetzt; auch fehlten nicht Eier, Reis und kostbares feines Brod. Jeder hatte zwar einen irdenen Teller vor sich, man schöpfte jedoch gemeinschaftlich aus großen Näpfen, welche die Mitte der gedeckten Tafel einnahmen. Der Weinflasche wurde ziemlich stark zugesprochen und der feurige Saft verfehlte nicht seine Wirkung. Natürlich war ich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, man lispelte über meine muthmaßliche Absicht; doch verschonte man mich mit directen Fragen. Mir war Alles fremd und zuwider. Meine Tischgenossen hatten bald keine große Hehl mehr wegen ihrer Gesinnungen, sie stichelten über Cristinos, über Franceses und Abenteurer. Auch mein Blut wurde heiß, und als endlich Einer aus der Gesellschaft hinwarf, es sei etwa eben gut, dem Teufel oder der Isabella zu dienen; fuhr ich in meiner gereizten Laune mit einem nachdrücklichen: **Vive la reina!** heraus; und ein Messer ergreifend — wie wenn mit der spanischen Luft und dem spanischen Wein auch spanisches Blut in meine Adern gedrungen wäre — gab ich der Gesellschaft zu verstehen, daß ich meinen Ausruf gegen Jedermann zu vertheidigen wissen werde. Die Augen der Paysanos blitzten wie aus schwarzer Nacht; doch sie schwiegen. Fast ärgerlich über meine Heftigkeit, ließ ich mir mein Lager anweisen, legte mich angekleidet auf dasselbe hin und brachte so, das Messer in der Hand haltend, die ganze Nacht zu, ohne die Augen zu schließen.

Mit dem ersten Grauen des Tags stand ich auf. Die Patrona war schon bei der Hand: lächelnd bereitete sie mir das gebräuchliche Täßchen Chocolate und geröstetes Brod. Für Nachtlager und Bewirthung mußte ich zwei Piazetas

(beinahe einen Gulden) bezahlen. Mir blieben noch drei Reales, wovon fünfzehn auf den Thaler gehen, in meiner Tasche als das ganze Vermögen zurück, über welches ich im Augenblick zu verfügen hatte, da meine Baarschaft in carlistischen Händen verblieben war. In dieser Verfassung, ohne zu wissen, was der nächste Augenblick mir bringen werde, schritt ich zum zweitenmal auf die Mauern Pamplona's zu.

Am Thor nach dem Passe befragt, ertheilte ich dem wachhabenden Officier die nöthige Auskunft über mich und sprach die Hoffnung aus, daß sich meine Papiere bereits in Händen des Vicekönigs oder des kommandirenden Generals, Grafen Clonard, befinden würden. Der Officier gab mir sogleich einen Führer mit, wir gingen zuerst des Passes wegen zu verschiedenen Behörden und Alcalden, die wir meist noch im Bette antrafen. Meine Aufmerksamkeit fesselte unterwegs natürlich die Bauart der Stadt, der ersten größern, welche ich im neuen Lande sah. Wenig spanische Städte von 15,000 Einwohnern oder mehr mögen Pamplona an Regelmäßigkeit übertreffen, von dem großen Platz in der Mitte, jetzt **plaza de la constitucion**, findet man sich bald nach allen Seiten hin zurecht —: dennoch schien es mir anfangs wie im Wirrwarr angelegt zu sein, ein buntes Durcheinander mächtiger Gebäudemassen. Mein Begleiter führte mich durch lange, mitunter gebogene, immer schmale Straßen zwischen hohen, festen Häusermassen, durch krumme, engste Seitengäßchen, Bogen- und Durchgänge, ja selbst durch geräumige Häuser hin und her, wie mir schien; doch nur, weil er überall den kürzesten Weg einschlug.

Als wir endlich die Paßangelegenheit in Ordnung hatten, gingen wir nach dem Wirthshause, wo der Arriero-Mayoral, mit dem ich von Bayonne abgereist war, mein Gepäck ablegen zu wollen mir in dem vorletzten Nachtquartier hinterlassen hatte. Die Wirthschaft befand sich im zweiten

und dritten Stockwerk und war nicht durch ein mir bemerkbares Schild am Hause angezeigt. Meine Sachen fanden sich hier vor, der Eseltreiber jedoch war längst wieder abgereist. Ich könne meinen Koffer, sagte man mir, gegen die Entrichtung der in Bayonne festgesetzten Transportkosten in Empfang nehmen. Meinem Begleiter gab ich zwei Reale für seine Mühe, und für den letzten Real in meiner Tasche bestellte ich einen Schlosser zum Aufbrechen des Koffers, da auch die Schlüsseln den Carlisten verblieben waren. Nun ließ ich mir Wasser nach der Stube bringen, in der sich mein Gepäck befand, vor Allem verlangend nach reiner Wäsche. Zu meiner Freude fand ich in einer perlengestickten Börse, welche mir meine jüngste Schwester geschenkt, und die ich sorgfältig in meinem Koffer verborgen hatte — es war das Theuerste, was ich mit mir aus der Heimath führte — noch zwei Louisdor und mehre Fünffrankenstücke, mehr aus Zufall als aus Vorsicht oder Berechnung. Im Koffer vermißte ich Nichts; nur eine unverschlossne Militärhutschachtel, die ich auf der Reise stets bei der Hand hatte, war ziemlich geleert worden, es fehlten Handschuhe, Tücher, Rasirmesser und andere Kleinigkeiten in derselben — ob nun durch Fahrlässigkeit auf dem mühseligen Wege oder durch eine spitzbübische Hand, weiß ich nicht, am wenigsten werfe ich jedoch irgend einen Verdacht auf die Eseltreiber, welche mit Recht wegen ihrer Ehrlichkeit gegen ihre Mitreisenden gerühmt werden.

Als ich mich in der eiskalten Stube von Fuß bis Kopf gewaschen und neu gekleidet hatte, stieg ich zu dem Hausheerd hinab und redete die Wirthin folgendermaaßen an: Sennora, Sie sehen hier einen Vogel, dem die Carlisten seine goldnen Federn unterwegs, da er in ihre Finger fiel, ausgerupft haben; ich bin im Augenblick daher nicht im Stande, meinen Koffer gegen die auf ihn schuldige Summe, wozu ich mich gern bekenne, einzulösen: jedoch schmeichle ich

mir, daß Empfehlungsbriefe, welche ich an einige, in Pamplona anwesende Generale besitze, mir zu dem nöthigen Vorschuß und somit aus der augenblicklichen Klemme verhelfen werden. — — —

„Die Generale," rief die Frau Wirthin, welche sich noch in blühenden Jahren befand, „die Generale möchten lieber selbst Geld haben, als Ihnen, Sennor, Vorschüsse machen. — Ha, ha, ha, Vorschüsse — die Taschen der Herren Officiere sind so leer, wie der Strohkopf eines Gallegas — wir sind beauftragt, Ihren Koffer nicht eher zu verabreichen, bis die Schuld blank aufgezählt wird."

„Nicht Anderes will auch ich, Sennora;" antwortete ich, indem ich für mich dachte, **tout comme chez nous!** „Meine Sachen sollen in Ihrer getreuen Hand bleiben, bis ich sie in klingender Münze einlöse, wofür ich alsbald sorgen werde. Nehmen Sie dieselben nur in Ihre Obacht. Für jetzt wünsche ich Nichts, als auf vierzehn Tage eine mit Bett und Möbeln versehene Stube zu miethen, und ich wollte Sie fragen, ob Sie mir eine solche anzuweisen im Stande wären."

„Nichts ist leichter, als eine Stube zur Miethe zu finden," sagte die Wirthin; „das Geld ist hier selten und Jedermann verdient gern. Ich werde die Besitzerin eines Hauses rufen lassen, die Zimmer übrig hat."

In Erwartung derselben setzte ich mich an's Feuer. Ich fühlte mich durch die vielen schlaflos zugebrachten Nächte und übermäßigen Anstrengungen und Entbehrungen erschöpft und außer Stande, sogleich Besuche bei den Generalen zu machen, die ich daher auf den andern Tag zu verschieben gedachte. Ich sehnte mich vorerst nach einer warmen Stube, nach Ruhe und Einsamkeit, oder mindestens nach einem ordentlichen Bett. Ueberhaupt war meine Absicht, mich wo möglich für eine kurze Zeit einzumiethen, unterdessen die Verhältnisse näher kennen zu lernen, mir Geld aus der

Heimath zu verschaffen und meine Anstellung in den cristinischen Heeren zu betreiben.

Alsbald erschien eine hagere, ärmlich in schwarzen Stoffen gekleidete Frau, die mir in ihrem Hause ein Zimmer nach meinem Sinn überlassen wollte. Ich folgte ihr dahin. Auf der Straße unterbrach sie nur durch Klagen über die schweren Zeiten und dadurch, daß sie ihren schwarzen Fächer auf- und zuklappte, das Stillschweigen. Wir traten in ein altes, hohes, mit einem adligen Wappen geschmücktes Haus, dessen Inneres finster und rußig war, und stiegen eine geräumige Treppe hinan. Sie zeigte mir das beste Zimmer im Hause; es war sehr groß, aber nackt und leer und mit viereckigen Steinen seltsam besohlt; ein handlanger Spiegel, einige hölzerne Stühle und ein Bett in einer alkovenartigen Nische waren die einzigen Möbel, und vor dem Bett lag über den Steinen eine Strohdecke ausgebreitet; sonst hatte es weder Kamin noch sonstige Heizungsvorrichtung; auch schienen die Thürfenster, welche zu einem hölzernen, halbvermorschten Balkon hinausführten, nicht eben luftdicht zu sein.

Ich gedachte mit Sehnsucht der bequem eingerichteten Stuben im Vaterlande, von welchen man in Pamplona keine Ahnung zu haben schien, und frug mit einiger Beklemmung die einem Rittergeschlecht entsprossene Frau: ob man denn hier zu Lande keine Stubenheizungsmittel habe, da man doch bei der herrschenden Kälte, die der nordischen nichts nachgebe, ohne Feuer nicht wohl lesen, schreiben oder sich sonst mit Studien beschäftigen könne.

„Sie wollen lesen, schreiben," rief die Donna, sichtlich erfreut, mich endlich sprechen zu hören: „hi, hi, Sie sind also ein Estudiante, trefflich — — es geht seit Jahren übel mit unserer Hochschule — die ganze Jugend läuft in den Krieg." — —

„Ja doch, liebe Sennora, ich wünschte mindestens warm zu sitzen."

„So kann der Herr nur jedesmal, wenn es ihm gefällt, an den Herd kommen — da glimmt immer Feuer in der Asche.“

„Wie, in den Rauch, der mich in vierzehn Tagen blind machen würde?“

„Ih nun, so mache sich der Herr Bewegung und gehe spazieren, wie wir übrigen ehrlichen Leute auch thun — das bringt Hitze.“

Mein deutsches Studier- und Sitzfleißbewußtsein konnte sich dabei nicht beruhigen, und ich frug, ob man denn in Spanien gar keine geheizte Stuben kenne.

„Ah, Sie meinen,“ antwortete die Hausbesitzerin, an deren Seite sich ein frischer Bube, ihr Söhnchen, geschlichen hatte, „Sie meinen die Braseros, auf die man die Füße setzt; ich werde Ihnen sogleich eine Kohlpfanne besorgen.“

„Lassen Sie das nur, beste Frau, ich werde mich schon so finden; die Kohlpfanne wärmt nicht die Stube und verweichlicht nur die Füße.“

„Ih, Gewohnheit, Herr, bloße Gewohnheit. — — Was wollen Sie denn zu Mittag genießen?“

„Nichts, Sennora; Alles, was ich jetzt wünsche, ist bloß, mich zu Bett zu legen und bis morgen früh zu schlafen.“

„Wie, nichts essen und bis morgen schlafen? Nichts? Nun, das ist höchst sonderbar, der Herr kann doch nicht von Luft leben. — — Wie viele Miethe wird der Herr denn geben, und soll ich für seine Küche sorgen?“

„Das wollen wir nachher zusammen überlegen, einstweilen wünsche ich ungestört der Ruhe zu pflegen — adios, liebe Frau, ich verriegle die Thüre und gehe zu Bett.“ — —

Aber so ermattet und abgespannt ich war, konnte ich doch nicht zum Schlafen kommen; vor lauter Müdigkeit warf ich mich mit geschlossenen Augen von einer Seite auf die andere, aber die Gedanken wachten und stürmten im Kopfe

und ließen mir keine Ruhe. Nachdem ich auf diese Weise eine gute Stunde mochte zugebracht haben, polterte es plötzlich gewaltig gegen meine Stubenthüre. Was ist denn? rief ich; sprang zum Bett hinaus, warf in Schnelligkeit meinen Mantel um und schob den Riegel auf.

Vor mir stund die gute, hagere Frau mit strenger, fast zorniger Geberde und schoß, wie außer sich, mitten in die Stube hinein. Was ist denn? frug ich wiederholt. Doch nicht ungehalten oder auffahrend antwortete mir die Sennora; vielmehr erklärte sie mir mit kalten, trockenen Worten: sie habe in der Herberge, sich nach mir erkundigend, erfahren, daß ich sogar noch auf meinen Koffer schulde; sie könne mich daher keinen Augenblick länger im Hause behalten, wenn ich ihr nicht sogleich die Miethe vorausbezahle.

Da ich nicht Lust hatte in der mir unbekannten Stadt den größten Theil meines Geldvorraths im Voraus für Miethe auszugeben, mir ferner Stube und Haus mißfielen, ich auch einige Ruhe unter den Umständen zu finden nicht hoffen konnte; so beschloß ich mich sofort dem dermaligen Vicekönig von Navarra, General Sarsfield, vorzustellen, der über meine Ankunft durch die Empfehlungsschreiben des Grafen Campuzano bereits benachrichtigt sein mußte, und bei ihm Entscheidung meiner Lage zu suchen. Ich kleidete mich demnach wieder sorgfältig an, gab der Wirthin für ihre Mühe ein Geringes und auch ihrem Söhnchen ein kleines Silberstück, damit er mich in die Wohnung des Vicekönigs geleite. Der Bube frug fröhlich: „soll das Alles für mich sein?“ Ja, Kleiner, sagte ich, erstaunt über den Werth, welchen das Geld hier zu haben schien, und das mir eine schlimme Meinung über die materiellen Verhältnisse der Provinz beibrachte. „Madre,“ rief der Bube, „quiero mostras todo el mundo a este caballero!“

Der Knabe hatte zwar den guten Willen mir die ganze

Welt zu zeigen, auch führte er mich in allerlei Häuser, wo Obristen und Kommandanten wohnten; nur nicht in die Wohnung des Vicekönigs, die er selbst nicht wußte, ohne es gestehen zu wollen. Erst nach wiederholten Fragen kam ich zurecht. Das Haus des Generalcapitäns (dasselbe, in dem er später ermordet wurde), zeichnete sich eben nicht durch Größe, jedoch durch Zierlichkeit aus; es liegt nach der Seite des „Paseo," d. h. der Spaziergänge von Pamplona, welche sich südwestlich zwischen der Stadt und der Festungswerke, die hier durch die starke Zitadelle erweitert sind, hinziehen und deren Baumgänge auch Winters zu bestimmten Stunden von Lustwandelnden belebt sind. Eine Schildwache vor der Thüre sagte mir, Excellenz befinde sich zu Hause. Schnell und mit klopfendem Herzen trat ich ein. Unten sah ich Niemanden. Ich stieg eine Treppe hinauf und klingelte. Ein Frauenzimmer erschien und frug nach meinem Begehr. Ich bat um die Ehre, mich Sr. Excellenz vorstellen zu dürfen. Das Frauenzimmer lächelte, blickte mich mit ihren schwarzen Augen messend an, führte mich in ein Vorzimmer, ersuchte mich, Platz zu nehmen und verschwand. Nach einer langen Pause öffnete sich eine Thüre, und ein kleiner, zartgebildeter, schwarzbärtiger Mann trat zu mir herein. „Wen hab' ich die Ehre vor mir zu sehen?" frug er. Ich wiederholte meine obige Antwort. „Sie sprechen französisch?" frug er weiter, und als ich bejahte, sprach er nur französisch mit mir, der feine, eitle Mann, der des Vicekönigs Geheimsecretär war. Die Unterhaltung schloß damit, daß Sr. Excellenz nicht zu sprechen sei, dringender Geschäfte wegen; doch möchte ich in einem Stündchen wiederkommen.

Ich empfahl mich, schickte unten den auf mich wartenden Knaben nach Hause und wanderte etwas verstimmt unter den entlaubten Alleen hin. Am westlichen Ende derselben, unmittelbar vom Festungswall, hat man eine prächtige Aussicht in

die Thalebene der Arga hinab. Dort setzte ich mich, in meinen Mantel gehüllt, auf eine Bank und verträumte die Stunde. Mit dem Glockenschlage betrat ich des Vicekönigs Haus zum andernmal. Jetzt wurde ich schneller beschieden. Der Geheimschreiber bedauerte, daß ich nicht vorgelassen werden könne, weil die Excellenz zu Tische sitze. Wann darf ich denn auf die Ehre hoffen? frug ich. „Kommen Sie doch in einem Stündchen wieder.“

Wiederum begab ich mich auf den Weg und zog mißmuthig durch die unbekannten Gassen entlang den schweren massiven Häusern. Mancher schlanken, niedlichen Frauengestalt begegnete ich, deren freundliche Beweglichkeit um so mehr gefällt, als sie gegen die Düsterheit der Straßen grell absticht; einige Grenadiere der königlichen Garderegimenter gingen prunkend an mir vorüber; auch begegnete ich mehren Soldaten von der Fremdenlegion, die mitunter halb im Dampfe die Straße stampften, mich mit ihren weinrothen Gesichtern neugierfreundlich anlachten und dabei deutsche Laute ausstießen. Auf die Minute fand ich mich wieder in der Wohnung des Vicekönigs ein. Excellenz waren anwesend, hatten auch abgespeist; nur hatten sie sich unglücklicher Weise eben schlafen gelegt. Möge der Himmel den Vicekönig in seiner Nachmittagsruhe nicht stören lassen, sagte ich, und murmelte auf deutsch hinzu: der Engländer scheint so ächt spanische Manieren angenommen zu haben, wie kein Spanier. Der Geheimschreiber beschied mich noch einmal über ein Stündchen zurück. Noch einmal kehrte ich auch in das Haus zurück. Jetzt hieß es: es sei, wie dringend ich es auch wünsche, durchaus unmöglich, Sr. Excellenz heute noch zu sprechen, ich möchte doch mich die Mühe nicht verdrießen lassen und am andern Morgen zwischen neun und zehn Uhr wiederkommen. So mußte ich denn unverrichteter Sache fortgehen und allen Mißmuth und Unwillen darüber in mir selbst verzehren.

Was sollte ich beginnen? Mindestens wünschte ich einen General zu sprechen, um daraus meine zu erwartenden Hoffnungen abnehmen, mir einige Gewißheit verschaffen zu können. Nächst dem Vicekönig war die höchste Auctorität der kommandirende General des navarresischen Operationscorps, Graf Clonard, ein castilischer Grande und Vetter des Grafen Campuzano, an den ich von diesem ebenfalls empfohlen worden. Ihn beschloß ich nun sofort aufzusuchen. Ein spanischer Grenadier zeigte mir dessen großes palastähnliches Haus in einer nicht eben breiten schnurgeraden Straße. Der Raum zur Erde, dessen niedere Fenster in den thurmdicken Mauern mit eisernen Stäben besetzt waren, war wüste und unbenutzt; prächtige, bequeme Treppen führten zu den obern Stockwerken; alle Zimmer waren geräumig, sehr hoch, gut ausgestattet und mit schönen Decken und Teppichen belegt. Ich bemerkte keine Klingel, klopfte vergeblich an mehre Thüren, sah und hörte Niemanden. So drang ich denn unangemeldet ein und stieß endlich, nachdem ich durch mehre Räume gegangen war, auf die Küche, aus der ein invalider Soldat mir entgegenhinkte, der mich dann auch anmeldete. Der General war anwesend und sogleich bereit, mich zu empfangen.

Durch mehre elegante Vorzimmer, wo ich aus einem Seitengemach eine liebliche Klaviermusik herübertönen hörte, die — wie ich später erfuhr — von einer mit Deutschland in Beziehung stehenden Verwandten des Grafen herrührte, wurde ich in das Kabinet des letztern geführt, in ein kleines, niedliches, stilles Gemach. Der General saß am flackernden Kamine, ganz unbeschäftigt wie es schien, denn ich bemerkte weder Papier, noch ein Buch, noch eine Karte, noch sonst etwas; ein kleiner knapper Mann mit braunem und von dunkler Weinröthe glühendem Gesichte, sonst mit ziemlich hübschen und regelmäßigen, doch ausdruckslosen Zügen, trug er enge, etwas helle und bunte Kleidung, unter Andern eine

blaue mit vielen kleinen blanken Metallknöpfen besetzte Jacke. Bei meinem Eintreten erhob er sich mit Zierlichkeit von seinem Sitze und trat mir mit seltsamer Eleganz, von der ich nicht wußte, daß sie Grandezza sein sollte, entgegen. Auch flossen die französischen Redensarten zierlich, nur etwas zu langsam, aus seinem Munde. Alsbald erkannte ich, daß ich einen jener spanischen Granden, wie man sie mitunter schildern hört, nur durch das militärische Leben etwas vergröbt, leibhaftig vor mir stehen hatte.

Nach der Begrüßung und Einleitung hub er das an, was mir am nächsten lag: er habe schon vor vierzehn Tagen einen Brief vom Grafen Campuzano, seinem Vetter, der meine Anstellung in seinem Generalstabe dringend wünsche, so wie meine andern Papiere aus Valcarlos empfangen, die ich jeden Augenblick zurück erhalten könnte; auch habe er bereits mit dem Vicekönig über die Sache gesprochen, doch glaube dieser dabei nichts thun zu können. — Ich theilte ihm alles das ausführlich mit, was mir in den Pyrenäen zugestoßen und meine Ankunft verzögert hatte.

„Was wollen Sie nun beginnen?“ frug er, meinen Unfall beklagend.

„Ich würde mich glücklich schätzen,“ antwortete ich, „wenn ich die Ehre hätte, unter Ihrer Anführung den Krieg mitmachen und meine geringen Kräfte der Sache der Königin und der Constitucion widmen zu dürfen.“

„Das ist sehr gut, aber“ — — er zuckte die Achsel.

„Wie soll ich dieß Aber deuten? Unmöglich kann irgend Jemand Zweifel an der Wahrheit meiner Worte hegen.“

„Das eben nicht; aber Sie würden besser gethan haben mit den Empfehlungen nach Madrid zu eilen, um von dort aus uns zugesandt zu werden.“

„Ich bin weit entfernt, dieß zu bezweifeln; doch konnte ich es nicht voraussehen. Ist mein Fall nicht der einfachste?

Ich biete aus Ueberzeugung und nur für die Dauer des Kriegs meine Dienste an, Patente, Zeugnisse, Paß beifügend, ohne sonstige Ansprüche zu machen; Ihre Gesandten empfehlen mich: warum sollte ich nicht hoffen, auf dem Kriegsschauplatze eingereiht zu werden? warum sollte ich nicht dem innern Rufe folgen, der mich zu Ihnen, zu That und nicht nach Madrid rief?"

„Bei dem aber ist noch ein Punkt — Sie suchen hier natürlich Ihre Existenz — —"

„Bei Gott, Herr General, Sie irren gänzlich, ich bin nicht hieher gekommen, um meine Existenz zu suchen — so unglücklich war ich nicht."

„Was wollen Sie denn eigentlich hier?"

„Was ich Ihnen vorhin schon zu sagen die Ehre hatte: Herr General, man denkt nicht daran, seine Existenz zu sichern, wenn man sich dem Krieg in die Arme wirft. Mich führt blos und allein der eine Beweggrund hierher: der constitutionellen Sache, welche eine europäische Sache ist, aus allen meinen Kräften zu dienen."

„Ach, mein Herr, von Träumen lebt man nicht. Unser Krieg ist ein wahrer Kosakenkrieg. Alles geht bunt und wild durcheinander. Fast muß man, um zu bestehen, plündern. Die fremden Officiere der Legion sind seit sechs Monaten nicht bezahlt, noch weniger also die eingebornen; ich selbst habe seit vielen Monaten keinen Pfenning Gehalt bezogen — wir müssen Hunger leiden — — —"

Ich hätte ihm zurufen mögen: aber keinen Durst, wenn man Ihrem rothen Gesichte trauen darf! Ich fühlte mich innerlich empört über diese niedrige Gesinnung, über diese schmählichen Redensarten eines cristinischen Generals en Chef, eines spanischen Granden an der Spitze eines Armeecorps, da noch der Jubel erklang, wegen des Entsatzes und der Befreiung von Bilbao durch den General Espartero —

über das Benehmen eines Officiers, der augenscheinlich nichts sehnlicher wünschte, als sobald möglich den Kriegsschauplatz verlassen zu dürfen. Doch dieses Gefühl zurückdrängend, erwiederte ich: „Es konnte mir nicht unbekannt sein, daß die Truppen der Königin oftmals Mangel leiden, daß man sich hier nicht auf Rosen betten kann; doch fest entschlossen, den Krieg mitzumachen, wär' es die größte Thorheit vor solchen Umständen, Strapazen und Entbehrungen zurückzuschrecken, welche nun einmal zum Kriege und nicht blos zum Kosakenkriege gehören. Herr General, je größer der Mangel und die Beschwerden, desto größer auch die Ehre, sie getheilt zu haben."

„Wie dem sei, mein Vetter in Paris hat nicht wohl gehandelt, Sie hierher zu senden. Ich werde ihm noch heute schreiben, daß es nicht wieder geschehe und sich das Unrecht noch an Andern wiederhole. Er hätte unsere Verhältnisse besser kennen sollen, als er sie zu kennen scheint; dann würde es unterblieben sein. Wollen Sie einige Zeit in Pamplona verweilen und abwarten, so will ich gern beim Gouvernement ihre Lage darstellen und um mein Verhalten anfragen; versprechen Sie sich jedoch nicht viel davon, wahrscheinlich würden Sie vergeblich geharrt haben. Was ich Ihnen rathen kann, ist, nach Madrid zu reisen, und dort an der Quelle in eigner Person Ihre Vorstellungen zu machen; auch will ich Ihnen nützliche Empfehlungen mitgeben — das ist Alles, was ich für Sie zu thun im Stande bin."

„Für Ihre gütige Anerbietungen, Herr General, meinen besten Dank. Doch ist es mir nach dem erlittenen Unfall im Augenblick unmöglich, die Reise nach Madrid fortzusetzen, wie Sie mir rathen. Uebrigens kann ich den Schmerz nicht unterdrücken, welchen ich darüber empfinde, daß ich meine Stellung plötzlich verändert sehe: ich glaubte zu geben und bin genöthigt zu bitten, als ob ich eine Wohlthat empfangen

sollte; ich glaubte zu schenken, und soll jetzt den Sollicitanten machen. Wahrlich, ich brachte Opfer — ich verließ ein theures Vaterland, alle heimische Verhältnisse — Ihre Herren Gesandten zu Brüssel und Paris ermuthigten mich, mir eine Stellung in der constitutionellen Armee nach meinem Geschmacke in Aussicht stellend; meine Absichten sind rein und uneigennützig, ich wünschte nur als Freiwilliger bis zum Ende des Krieges zu dienen, und nicht Anderes trieb mich zu Ihnen, als die Fahne der Freiheit, die ich in Spanien aufgepflanzt sah. Noch füge ich hinzu, daß ich diesen Schritt niemals unternommen hätte, wenn ich mir nicht bewußt wäre, genug Muth und Fähigkeit zu besitzen, um der Sache nützlich sein zu können, welche ich zu der meinigen zu machen entschlossen bin. Verzeihen Sie mir diese Berufung an mein Selbstgefühl, das am nothwendigsten ist, wenn unsere äußere Lage schwierig wird."

„Es thut mir leid; allein ich kann Ihnen ohne Erlaubniß der Regierung auch nicht provisorisch in dem Armeecorps, das ich befehlige, eine dienstliche Stellung geben und die Erlaubniß dazu wird, wie gesagt, von hier aus schwerlich zu bewirken sein. Können Sie nicht nach Madrid reisen, so möchte ich Ihnen rathen, wieder umzukehren."

„In wie viel Tagen könnte, falls Sie die Güte hätten, in meiner Angelegenheit nach Madrid zu schreiben, die Entscheidung von dort zurück erwartet werden?"

„In etwa vier bis sechs Wochen. Doch ist auch darauf kein Verlaß. Wenn Sie wollen, schreibe ich mit dem nächsten Courier."

Ohne zu wissen, aus welchem Grunde, bat ich ihn, dieß zu thun. Darauf empfahl ich mich. Der General geleitete mich bis an die Thüre, drückte mir artig die Hand, und entließ mich mit den höflichen Worten: „Gehen Sie mit Gott — besuchen Sie mich bald wieder — mein Haus

steht Ihnen allezeit offen!" Ich wußte den Werth dieser Worte zu schätzen. In den Vorzimmern vernahm ich wieder das Klaviergeklimper, das mir wie Hohn vorkam. Ich eilte zum Hause hinaus, auf den Straßen lief ich so hastigen Schrittes ich vermochte, nicht wissend, wohin und was ich beginnen sollte. Meine Lage war in der That verzweifelt. Ich befand mich nun auf dem Kriegsschauplatze, in der Mitte der Truppen, deren Thaten ich stets mit Liebe gefolgt, für deren Sache ich Begeisterung gefühlt, in deren Reihen mitzukämpfen mein Ehrgeiz gewesen — und stund doch fremd unter ihnen da, allein, ohne Mittel, zurückgewiesen, vielleicht verkannt! Zurückgewiesen, statt in ihren Reihen, wie ich gehofft, mit Freuden aufgenommen zu werden — und für alle Opfer, die ich, auf Kosten sogar der Thränen meiner Eltern, gebracht hatte, für alles schon erlittene Ungemach nicht einmal ein freundliches, belebendes, ein anerkennendes Wort, sogar Kränkungen — das war hart, sehr hart. Ein Gefühl der Erbitterung durchzuckte mich; ja der Gedanke an Rache mit seinen grimmigsten Stacheln fuhr blitzend durch das Dunkel meiner Seele — jedoch nur einen Augenblick, und unwillig stieß ich ihn in den Pfuhl zurück, aus dem er aufgetaucht war. — Nachdem ich über einer Stunde in den Straßen zwecklos umhergeirrt sein mochte, ohne Rast und Ruhe, erkundigte ich mich nach einem Gasthofe, forderte eine Stube und legte mich, ohne den gangen Tag über das Geringste genossen zu haben, alsogleich zu Bett, weil ich der Ruhe am meisten bedurfte.

In der Einsamkeit meiner Kammer ließ ich den Gedanken freien Lauf. Einen Entschluß mußte ich fassen. Aber welchen? Nach Madrid reisen ging nicht wohl an; und wenn mein Plan auch dort fehl schlug — was sollte ich dann anfangen? Was hatte ich in der Hauptstadt zu suchen, da ich im Kriege thätig wirken wollte? Das mochte sich

für denjenigen eher schicken, welcher nur eine Anstellung suchte, nicht aber für mich — ich hatte mir keine Uebung im Vorzimmerdienst erworben, und auch keine Lust dazu. Oder sollte ich alle meine Sachen verkaufen und mit dem Erlöse, nach abgezogener Schuld, über die Pyrenäen zurückgehen und in Bordeaux oder Paris auf Reisegeld von Hause warten? dazu konnte ich mich nicht entschließen; nicht aus Scham oder Trotz; sondern die Liebe für die Sache, der Wille: den Krieg näher kennen zu lernen — das hielt mich fest. Endlich ward ich mit mir eins: in allen Fällen den Krieg mitzumachen; mich zwar noch einmal möglichst zu bemühen, eine mir angemessene Stellung als Officier zu erhalten; wo dieß aber mißlänge, dann selbst nöthigen Falls als gemeiner Kavallerist in ein Corps zu treten — durfte ich doch hoffen, durch Muth und Kenntnisse von deren Besitz mir ja selbst der kommandirende General des navarresischen Corps eben keine glänzenden Proben abgelegt hatte, mich schleunig wieder emporzuschwingen. Dieser feste Entschluß gab mir den ganzen Muth zurück: auf Alles vorbereitet, blickte ich der dunkeln Zukunft nun unerschrocken entgegen; gegen die schlimmsten Zufälle gewappnet, konnte mich Nichts mehr überraschen; — ja, ich empfand sogar Freude bei dem Gedanken und der von mir nach Ueberzeugung ergriffenen Fahne auch das letzte größte Opfer darzubringen, welches ich vermochte — das: auf meinen Officierrang zu verzichten.

Fünftes Kapitel.

Verschiedene Bekanntschaften. General Konrad.

Wenn auch nicht die hochgelehrte Akademikerin, oder die vierzüngig kritisirende Frau Keuchenkamp, die ja schon am Ei das Küchel erkennen oder es schnell mit den Lichtfunken ihrer Augen ausbrüten: so mögest doch Du, liebe Leserin, mit jungem Herzen und frischen Wangen, mir eine Weitschweifigkeit gern verzeihen, weil Du das Unbedeutende meiner Abenteuer, wie überhaupt das Nichtige und im Grunde blos Eingebildete der Gefahren noch nicht begreifest, Dich wohl gar schon Furcht befällt, wenn beim Wechsel der Temperatur durch die nächtliche Stille Deines Schlafgemachs das Dich einschließende hölzerne Gestelle kracht, und dieß wichtige Ereigniß Deinem Mündchen für einen ganzen Tag Stoff zum Plaudern giebt. Aber den ernsten, tollkühnen Mann bitte ich um Nachsicht, daß ich bisher soviel von unwichtigen Ereignissen, die sich mit mir zutrugen, und so wenig von der Sache, von Spanien selbst spreche. Ich muß einiger Dinge weitläufig gedenken, damit andere später gehörig verstanden und gewürdigt werden; soviel möglich jedoch werde ich die Erzählung im eigentlichen Sinne immer mehr objectiv zu halten suchen.

Ueber den Betrachtungen, mit welchen sich das vorige Kapitel schloß, war ich allmälig in einen gesunden Schlaf gefallen, der mich durch und durch erquickte. Aufwachend,

leuchtete schon der lichte Tag in meine Kammer. Hastig sprang ich zum Bett hinaus, in der Besorgniß, die zehnte Tagesstunde, während welcher ich zum General Sarsfield bestellt worden, verschlafen zu haben. Allein als ich mich angekleidet hatte, war noch Zeit übrig, ein Frühstück einzunehmen, zu dem eine ganz besondere Eßlust mich einlud; und nach Befriedigung des Hungers in das Haus des Vicekönigs eilend, kam ich hier einige Minuten nach neun Uhr an — viel zu früh.

Fast eine Stunde mußte ich warten, ehe sich der Geheimschreiber sehen ließ. „Ich werde Sie sogleich Sr. Excellenz anmelden," rief er, mich verlassend. Nachdem wiederum eine halbe Stunde verflossen, kehrte er mit dem Bescheid zurück: Excellenz befinde sich unwohl und könne heute Niemanden vor sich lassen, ich möge die Güte haben, am andern Tage wieder zu kommen. Jetzt aber hatte ich diese elenden Abfertigungen satt. „Mein Anliegen ist, wie Sie selbst wissen, der Art, daß es keinen längern Aufschub leidet; die Ungewißheit meiner Lage muß enden. Erlauben Sie mir daher, hier einige Worte an den Vicekönig auf's Papier zu bringen und haben Sie die Gefälligkeit, ihm dieselben zu überreichen." Der feine Mann verstund sich dazu. So führte ich denn in französischer Sprache dem Vicekönig meine Reise und Absicht vor und bat ihn, mir einen vorläufigen Wirkungskreis anweisen, meine spätere definitive Anstellung bei der Königin unterstützen und mir besonders auch die Theilnahme an den nächsten militärischen Unternehmungen, welche dem Vernehmen nach nahe bevorständen, gestatten zu wollen. Der Geheimschreiber, den unterdessen viele Leute bürgerlichen und militärischen Standes besucht und behoft hatten, meinte: ich könne mir in einem Stündchen die Antwort Sr. Excellenz abholen. Die lautete dahin: der Vicekönig bedaure auf das Innigste, in der Sache Nichts bestimmen zu können und

rathe mir, mit dem General en Chef, Grafen Clonard, zu besprechen; übrigens werde Excellenz mir gerne zu jedem Dienste bereit stehen.

Mein Zorn flammte auf. Ich merkte wohl, die Leute verkannten das, was ich suchte. — Wie sollte ich mir helfen? Nicht verzagen, rief ich, durch die Straßen stürmend, mir vor, du bist zu Allem entschlossen! Meine Brust hob sich mitten im Sturm stolz empor. Denn das fühlte sie: keine Erniedrigung werde sie zu erdulden haben. Der Mensch kann sich unter allen Umständen seine Freiheit und Selbstachtung bewahren.

Der Weg hatte mich zufällig auf den großen, viereckigen Platz der Stadt geführt, der rings von mehrstöckigen, beinahe gleich hohen Häusern umschlossen wird. In der Mitte desselben steht ein großer Bronnen, an dem Pferde getränkt wurden; da las ich an dem Bronnen die Worte in großer Schrift: **plaza de la constitucion.** Ich mußte lachen bei dem Gedanken, daß wenn morgen Don Carlos siege, der Platz sich eben so geduldig **plaza del rei neto** umtaufen lassen würde. Die Vorderseite der Häuser bildet beinahe rings umher einen breiten zusammenhängenden Säulengang, der — es war gerade Mittag — mit Spaziergängern beiderlei Geschlechts angefüllt war, die jedoch auch auf dem offenen Theile des Platzes, sobald die Sonne hinter Wolken hervorbrach, aneinander vorüber wogten. In den obern Stockwerken der mitunter mit phantastischen Malereien verzierten Häuser bildet jedes Fenster eine Thüre, zu Balkonen hinausführend, welche ebenfalls mehr oder weniger im Zusammenhang miteinander stehen und gleichsam Spaziergänge im zweiten und dritten Gefache darbieten. Den ganzen Platz könnte man für den großen innern Hofraum eines Riesenschlosses halten, wenn nicht ein halbes Dutzend zum Theil oben offener Straßen auf denselben ausliefen.

Ich begab mich unter die Lustwandelnden, die meist etwas vornehm und geziert an einander vorübergiengen. Die Männer bestunden aus Kriegsleuten und Bürgern; letztere trugen sämmtlich dunkle, sehr weite Mäntel, deren unterer Enden eines über die entgegengesetzte Schulter geworfen, so daß der Kopf, den ein breitkrämpiger dunkler Hut bedeckte, nur eben aus dem Mantel heraussah. Die Frauen, von welchen die meisten, obwohl voll Frische, mir etwas klein vorkamen, zeichneten sich durch das Spiel mit ihren Fächern und die berühmte spanische Mantilla nebst Schleier aus, welche sich über Kopf und Nacken in die etwas dichte und eng anschließende Winterkleidung malerisch verlor. Mein grauer Mantel, mich nach heimischer Weise einhüllend, schien eine Menge neugieriger Blicke auf mich zu ziehen; unbekümmert darum gieng auch ich mit stolzen Schritten unter der Säulenhalle auf und ab, wieder messend, wer mich maß.

Plötzlich hör' ich hinter mir den halbdeutschen Ruf: „Herr Lieutenant, Herr Lieutenant!" — — — Ueberrascht wende ich mich um und bemerke einen Soldaten der Fremdenlegion, der auf mich zueilt. „Mein Gott! ich habe mich nicht geirrt — — Sie sind es" — — ruft er aus, meine Hand ergreifend. Thränen stürzen aus seinen Augen und verhindern ihn am Weitersprechen. Auch ich erkannte ihn wieder. Er war aus Sachsen gebürtig, Maurer seines Gewerbes und stund früher in derselben Compagnie, in die ich in meinem siebenzehnten Jahr als Freiwilliger eingetreten war. Damals wurde er mein Bursche in dem militärischen Sinne, daß er mir meine Sachen putzte, und versah diese Dienstleistung über ein halbes Jahr lang bei mir, bis ich zum Besuch einer höheren Kriegslehranstalt in die Residenz abgieng. Ich hatte ihn einen treuen, nur mit Hang zum Leichtsinn behafteten Menschen gefunden. Er war damals auch bereits verheirathet und Vater, seine Frau befand sich

bei ihren Eltern; im Uebrigen galt er für einen brauchbaren Menschen. Als ich beinahe zwei Jahre später von der Schule in die alte Garnison als Officier zurückkehrte, fand ich meinen ehemaligen Burschen als einen tüchtigen Sappeurunterofficier wieder. Jetzt war ich mehr überrascht als erfreut, mit diesem Bekannten in Navarra zusammen zu treffen. „Lassen Sie mich zu Worten kommen" — rief er wie außer sich: „Meine Freude, parbleu! ist unmenschlich — Gott, ich sehe Sie wieder — — vivent les Prussiens! — ich will sterben, wenn ich einen Preußen nicht mehr liebe, als die ganze übrige Welt. — — Nun hören Sie, Sie wissen, ich war sousofficier — parbleu! ich verstand das metier. — — Allein ich hatte zu Hause in Sachsen ein schönes junges Weib mit Augen — nun der Himmel ist nicht blauer — das liebte ich, und die bunte Uniform konnte mich bei den Sappeuren nicht zurückhalten. Sobald nach langem Harren à cause des affaires politiques cidevant endlich die Kriegsreserve entlassen wurde, zog ich heim, um mich, mein Weib und mein Kind, aus deren Armen mich das gebieterische Aufgebot fortgerissen hatte, als redlicher Maurermeister zu ernähren. Mais mon dieu! ich fand mein treues Weib enceinte — sie trug ein Kind von einem Andern und ich kam fast eben recht zum Accoucheur — — diable! ich prügelte sie durch, aber ich hatte keine Ruhe mehr in Deutschland, sagte meiner Vaterstadt in desperation für immer les adieux und lief nach Paris. O les femmes! daß sich Jeder vor den schmeichlerischen Katzen hüten möge — heucheln thun sie alle und taugen thut keine. Est-ce à croire? ich liebte noch immer das schuldige Weib — kein anderes Mädel wollte mir gefallen, pas une femme — mein Herz war zu Hause, Sehnsucht und Heimweh verzehrten mich, daß ich nicht mehr zu leben wußte. Justement wurde für Spanien in Paris geworben, die Algierische Fremdenlegion, die nach Spanien

hinübersetzte, sollte verstärkt werden auf zwölf oder zwanzig Tausend Mann. Je n'avois pas oublié le beau metier du soldat, der Krieg, dachte man, solle binnen weniger Jahre sein Ende erreichen – ich hoffte davon Vergessen des Vergangenen — oui, souvent je me souhaitais la mort. So ließ ich mich denn enroliren. Mais, vous voyez, ich lebe noch, die Kugeln fanden mich nicht, languissant, avec le désir ardent blicke ich rückwärts und wünsche mich über die Pyrenäen zurück — dans la patrie." —

„Nehmen Sie nicht für ungut, Sie kauderwelschen ganz unverständlich, wie die vornehme Welt in den deutschen Residenzen."

„Caramba, entendo tambien el Castellanno." —

„Schon gut, lieber Freund. Wo waren Sie denn vorhin, als Sie mich erkannten?"

„Ei, ich sah zwar nicht Ihr Gesicht, mais mon dieu, ich sollte meinen Lieutenant nicht wieder erkennen? Das wäre auf eine Stunde weit an ihrem Gange geschehen. Je vous donne ma parole d'honneur, Sie haben sich nicht verändert und gehen noch ganz wie früher — ich erkannte Sie von hinten schon beim ersten Blick. — Einen Augenblick stand ich da, wie verdonnert, dann fing mein Herz zu jubeln an und jubelt noch." —

Ich drückte ihm die Hand und dachte, also hat meine Ankunft in Navarra doch einen Menschen froh gemacht!

„Que oui — je vous jure, im zweiten Jahr bin ich hier und habe nüchtern noch keinen vergnügten Augenblick gehabt — jetzt aber möchte ich mich für bien heureux halten." — — — — —

„Sie sind gemeiner Soldat: wie verhält sich das?"

„Bah, das Avancement geht meist nach Gunsten, les intrigues machen Alles und darin ist der Franzose stärker als der deutsche Michel. — Uebrigens will ich auch nicht avanciren, der Gemeine hat es in diesem Kriege mille fois

mieux als der Avancirte, er bekömmt am regulärsten sein prêt — seine Löhnung, — hat am wenigsten zu versehen und zu verantworten; die Sergents sind geplagte Leute, surtout vis-à-vis ihren frühern Kameraden; die Officiere vollends sind ordinairement ganz von Geld entblößt. — — Sie können sich von dem traurigen, von dem schrecklichen Leben hier keine richtige Vorstellung machen. — Ach, in Deutschland ist es anders, da leben noch Menschen et on vit humainement. — — Nichts in der Welt geht vor den Preußen!“ — —

„Gott sei Dank, in weniger als einem Jahr bin ich frei! mais jusque là kann Alles an mir verloren sein — — voyez mes camerades, es sind lüderliche Kerle, Säufer; sie nöthigen auch die bessern zu einem Leben comme une bête. Das Geld muß, so wir es in die Hände bekommen, auch durchgebracht sein — ein ordentlicher Haushalter würde ausgelacht, verspottet, zu Tode geschunden werden — il faut absolument, der trefflichste Kerl sinkt hier allmälig zum Lumpen herab. Kömmt der Prêt an, so hat man nicht eher Ruhe, bis Alles wieder durchgebracht ist; und da dieß einmal nicht anders vom Einzelnen gehalten werden kann, so denkt man am Ende: nun je eher desto besser und man schmeißt die Löhnung an einem Tage fort, um neun oder vierzehn Tage und oftmals noch länger krumm zu liegen. Notre General Conrad — un officier brave — will uns daher oftmals, auch wenn er unsere Löhnung für vierzehn Tage erhalten hat, sie nur für wenige Tage auf einmal geben, allerdings zu unserm eigenen Beßten; aber sogleich erhebt sich Gemurre, man flucht, schimpft und räsonnirt. Geht's dann in's Feuer contre l'ennemi, muß er sich durch freundliche Promessen die Hände binden; — freilich, schlagen wir dann auch wie Löwen drein und achten weder Blei noch Stahl. Genug il ne peut pas être autrement und sehen

Sie im Betrunkenen hier **pour l'ordinair** den unglücklichen Menschen, der seinem Schicksal nicht zu echappiren weiß. — — — Für die Officiere stellt sich das Alles favorabler, an ihnen wird Trunkenheit sogar bestraft, während sie bei uns Regel ist; die Officiere sind freier als wir, da sie mehr unter der directen Einwirkung des Generals stehen. Aber sie bekommen selten Sold, und wenn sie einmal Geld haben, dann leben wir Soldaten erst recht vollauf — **Ce sont nos beaux jours!**" — —

Innerlich erbebte ich vor diesen schauerlich-naiven Eröffnungen. Der Krieg ist ein dem menschlichen Gefühle höchst gefährliches Geschäft. Wie leicht kann sich Verachtung der Menschen in das Gemüth des hochstehenden, Alles überblickenden Feldherrn einschleichen und sich darin so festnisten, daß ihm, wie weiland dem Kaiser Napoleon und dem verstorbenen König von Würtemberg, Menschenliebe nur Affectation oder Thorheit dünkt und die Menschen ihm zu „Gesindel" werden, das er nur noch für fremde Zwecke geschaffen und nütze, sonst ohne Selbstbestimmung glaubt!

Mein armer Bekannter, weiland Unterofficier in Deutschland, jetzt gemeiner Legionär in spanischen Diensten, hatte noch Etwas auf dem Herzen, das er erst nach langer Einleitung hervorbrachte. „**Sur ma parole d'honneur**," sagte er endlich: „**si vous voulez devenir général**, so müssen Sie hier Dienste nehmen. Es kann Ihnen nicht fehlen. **Tout confidentiellement** gesagt, unsre Officiere — Spanier wie Franzosen und Andere — sind zwar recht gescheute Leute, in manchen Stücken verdammt gescheut; aber sie wissen doch wenig **du fond**, pfuschen über Alles hin und bekümmern sich nicht viel um die Progressen **de nos armes — je vous jure, vous ne manquerez pas.**" — — —

„Aber Eure Officiere haben ja schon den großen Vortheil der Erfahrung vor mir voraus."

„Bah, dasselbe kennen Sie nach dem ersten Treffen; diese Officiere, je vous assure, wissen nach dem hundertsten nicht viel mehr als nach dem ersten.“ —

„Veranlaßt denn ein besonderes Ereigniß den Zusammenlauf der vielen Menschen auf diesem Platze?“

„Non, non, das ist so tous les jours; um Mittag gehen die Leute eine Stunde spazieren, um miteinander zu conversiren oder sich Appetit zu holen. Paroleaustheilung, oder was wir Wachtparade nennen, ist erst zwischen drei und vier Uhr. Dans un quart d'heure tout le monde va chez lui. Um fünf Uhr aber ist das Spazierengehen bei den Noblen noch allgemeiner und auch die Donna's verlassen dann gewöhnlich das Haus, bis es dunkel wird. Ah, vous verrez ici encore beaucoup de coutumes bien etranges. — — Voilà, notre Général! Kennen Sie unsern alten Vater schon?“

„Wen meinen Sie?“

„Den General Conrad; er ist ein Elsäßer und wir Deutsche nennen ihn unsern Vater, weil er uns gerne hat — er verläßt sich auch am meisten auf seine Deutschen. Dort hinten kömmt er aus den Arcaden hervor — regardez, der mit den Generalepauletts — vous devez faire sa connaissance — er ist ein excellenter Mann. Unterdessen will ich mich etwas retiriren, ich bin nicht ganz komplet angekleidet und das liebt der Alte nicht. — Nachher, si vous voulez — — ich schäme mich es Ihnen zu offeriren.“ — —

„Warten Sie dort, vielleicht spreche ich mit Eurem General.“

Ich bemerkte, wie er sich hinter einen Pfeiler stellte und mich keinen Augenblick aus den Augen verlor. Er hatte im wüsten Kriegsleben leiblich und geistig offenbar viel gelitten; doch jedes Wort, jeder Blick von ihm bewies, daß die guten Regungen in ihm nicht erloschen waren.

Den Platz auf- und abgehend, kam ich einigemal an

General Conrad dicht vorüber. Das Aeußere dieses Mannes setzte mich in Erstaunen, da es nicht das Mindeste von einem Haudegen entdecken ließ. Sein Bau war klein und wenn auch ziemlich untersetzt, doch mehr von schwächlichem als festem Aussehn; sein Schritt ziemlich lebhaft; die Kleidung hing nachlässig am Körper, bestehend aus eckigem Militärhute ohne Feder, schlotternden Ueberrock mit neuen Generalepauletten und weiten rothen Beinkleidern; um den Rock hatte er einen leichten Säbel lang angeschnallt, so daß dieser ihm hinten nachklirrte; in der Hand hielt er einen langen Rohrstock, der nichts weniger als einem Kommandostab glich und der auch zu Pferde sein steter Begleiter war. In der Haltung ein Vierziger, war über die Hälfte seiner Haare bereits grau gefärbt; sonst sein Gesicht rund, etwas paustig, durchaus deutsch, sein Kopf verhältnißmäßig dick; Bartes trug er nur einen starken Schnurrbart; die Stirn war hoch und fest, die Nase klein, das Kinn kraftvoll hervortretend. Seine blauen, ins Graue gehende Augen lagen tief im Kopfe, von hellen Augenbrauen dicht umbuscht; sie hatten etwas Klares, Sanftes, Gutmüthiges, ohne daß ihnen Feuer und Kraft gefehlt hätten.

Der Mann gefiel mir seinem Aeußern nach. Nachdem ich einigemal ungewiß an ihm vorübergegangen war, durchfuhr mich plötzlich der Gedanke, ihm meine kritische Lage ohne Rückhalt zu eröffnen und seinen Rath zu begehren. So schnell ich diesen Entschluß faßte, so schnell führte ich ihn aus. Ohne einen Augenblick noch zu überlegen, ging ich stracks auf ihn zu und bat ihn in französischer Sprache um eine kurze Unterredung, die er mir sogleich höflich gewährte.

„Sie sehen in mir, Herr General, sagte ich, einen deutschen Officier vom Geniewesen außer Diensten, der, ermuntert durch die Gesandten Ihrer Katholischen Majestät zu Brüssel und Paris, hierher gekommen ist, um der Sache der

Freiheit seine Kräfte zu widmen und sich Kriegserfahrungen zu sammeln, mit Hinblick auf den Zeitpunkt, wo auch mein Vaterland erfahrner Officiere bedürfen wird. Diesem Entschlusse scheinen sich nun aber gerade dort Hindernisse in den Weg zu stellen, wo ich sie am wenigsten vermuthen konnte, weil dort Herz und Arm noch gewogen werden — auf dem Kriegsschauplatze selbst: ich sehe mich wirklich in die Nothwendigkeit versetzt, entweder sofort wieder umzukehren oder einen Schritt zu thun, den ich zu bereuen haben möchte."

Der General hatte sich während dessen auf seinen Rohrstock gestützt, und in einer Stellung, die von jeder kriegerischen Grandezza so weit entfernt blieb, als die Degenspitze vom Degengriff, mich scharf angeblickt. „Sie sehen," antwortete er in verbindlichem Tone, — „Sie sehen nicht aus, als ob Sie einen Entschluß ohne reife Ueberlegung fassen würden. Die wenigen Gründe, welche Sie als Veranlassung zu Ihrem Erscheinen angeben, sind ehrenhaft und genügend; sie machen jedes Forschen nach kleinern, die mitgewirkt haben könnten, völlig überflüssig. Offen gesprochen, ich müßte Ihnen meinem Gewissen gemäß rathen wieder umzukehren; denn ich schwöre Ihnen zu, daß ich selbst die Stunde verwünsche, in der ich zum zweitenmal während dieses Kriegs über die Pyrenäen zurückgegangen bin, nachdem ich, vielfach gekränkt, Spanien und die Legion schon einmal verlassen hatte. Indessen Sie als junger Mann verlangen mit Recht den Krieg zu sehen; Sie müssen allerdings eigene Erfahrungen machen, die durch die Anderer nicht zu ersetzen sind."

Ich erzählte ihm nun meinen Unfall auf der Reise. Nachdem er sich darauf erkundigt hatte, wie viel ich noch auf meine Koffer schulde, fragte er mich, ob ich etwa von irgend einer Hand ein Empfehlungsschreiben an ihn habe? „Nein, Herr General! Die spanischen Gesandten zu Brüssel und Paris haben mir eine Menge — wie es scheint — sehr

unnützer — Empfehlungsbriefe an Generäle, Minister und Cortezdeputirten mitgegeben; aber an Sie besitze ich kein empfehlendes Wort, weder schriftlich noch mündlich."

„Nun das macht auch weiter Nichts; nur insofern hätte es einigen Werth haben mögen, als ich für gewisse Fälle Sie einen etwa von Ihrer Katholischen Majestät Gesandten dort oder dort mir empfohlenen Officier hätte nennen können. Für mich empfiehlt Sie Ihr Aussehen am besten, mein lieber — — — nicht wahr, Lieutenant sind Sie?"

„Secondlieutenant. —"

„Nun denn, mein lieber Secondlieutenant, zuvörderst mache ich Ihnen den Vorschlag, daß wir Beide deutsch mit einander sprechen —"

„Wie Sie mich erfreuen, Herr General!" unterbrach ich ihn auf deutsch. Er fuhr in derselben Geläufigkeit wie früher, jetzt aber in deutsch-elsassischer Mundart, also fort: „Nicht daß Sie sich nicht französisch auszudrücken wüßten, im Gegentheil, man hört es Ihnen an, daß Sie diese Sprache schulgerecht gelernt haben, was ich sehr liebe und leider selten bei den Deutschen hier finde. Doch glauben Sie mir, ich ziehe das Deutsche allen andern Sprachen vor, wenn ich auch französisch am liebsten aus Gewohnheit spreche."

„Herr General, Sie verläugnen Ihre deutsche Abstammung nicht."

„Ganz gewiß nicht; doch ich bin Franzose — sprechen wir ein andermal davon. An wen haben Sie sich hier bereits gewendet?"

„An den Vicekönig und an den General Grafen Clonard, an welche beide ich Briefe vom Gesandten in Paris hatte."

„Haben sie Ihnen nicht ihr Haus und Gut angeboten, die höflichen Herrn Spanier? Ja, und dann mit einem Bücklinge voll unglaublicher Feinheit abgewiesen? ha, ha, ha — das sind die Spanier, so geht es immer. — —

Wahrlich, nicht Alle unter ihnen sind werth für eine Sache zu streiten, die einen guten Namen hat."

In diesem Augenblick ging ein Artilleriekapitän an uns vorüber, den General grüßend. „Capitain, venez un moment, je vous prie —" rief dieser. Der Capitän flog herzu mit dem fragenden Wort: „Mon Général?" — „Haben Sie doch die Güte diesem Herrn, der hier fremd ist, den ich aber schätze, bis gegen fünf Uhr Abends Gesellschaft zu leisten und sich sodann mit demselben in meinem Hause zum Diner einzufinden. Und Sie, mein beßter Secondlieutenant — noch einmal Ihr Name? — — Sie haben die Gefälligkeit doch ja nicht bei mir auszubleiben, dann sprechen wir ein Mehres, bis dahin leben Sie wohl! — — Pünktlich, lieber Capitän!"

Der General drückte mir freundlich die Hand und entfernte sich. Sein Benehmen, welches gegen das der beiden spanischen Generale himmelweit abstach, verfehlte nicht den angenehmsten Eindruck auf mich zu machen. Ich konnte nicht umhin mir zu sagen: es muß eine Freude sein dem Manne im Treffen zur Seite zu stehen. Du willst Dich seinem Rath unterfügen. Seine wahrhaft zarte Aufmerksamkeit hatte einen um so größern Werth für mich, als sie mir Gelegenheit verschaffte, in dem mir so artig erbetenen Begleiter einen der ausgezeichnetsten und unterrichtetsten Officiere der Legion kennen zu lernen. Dieser kommandirte nämlich deren Artillerie, welche aus einer Batterie Berggeschütze (leichte Kanonen und Haubitzen) bestand und außer ihm an Officieren noch einen Kapitän und drei Lieutenants zählte. Er war ein Mann von scharfem Verstande; noch jung, obgleich sein Scheitel so kahl von Haaren und glatt war wie eine polirte Sturmhaube; schlank und hochgewachsen, gewandt, voll feiner und gewinnender Manieren; den Weibern schien er geneigt und spanisch sprach er wie ein

Eingeborner; doch war er ganz Franzose und wußte von Deutschland Nichts.

Der Capitän bot die ganze französische Politesse auf sich mir angenehm zu erweisen. An meinem Französisch hob er die Wahl einiger Ausdrücke hervor, von welchen er meinte, sie könnten nicht aus der Conversation geschöpft sein und bewiesen, daß ich die Sprache gründlich studirt habe. Mir kommt jedesmal das Lachen nahe, wenn ich jene affektirte Verehrung sehe, welche man angeblich der Bildung, im Grunde aber nur der eigenen Eitelkeit zollt. Mein Begleiter würde anders gesprochen haben, wenn er gewußt hätte, wie ich die französische Sprache immer vernachlässigt und von ihr nur wie ohne mein Zuthun etwas gelernt habe; daß ich überhaupt auf ihre Kenntniß den allergeringsten Werth lege und glaube, mehr Deutsche werden durch das Französisch verbildet als gebildet, zumal aus der vornehmen Gesellschaft. Nachdem ich meinen noch auf mich harrenden Landsmann, der im freudigsten Kauderwälsch unser Zusammentreffen dem Artillerieofficier schilderte, andern Tags zum Stelldichein auf die **plaza de la constitucion** beschieden hatte, führte dieser mich in das Haus eines Capitäns vom Generalstabe, wo wir bis gegen fünf Uhr verweilten. Mit letzterem, einem Belgier, aus Flandern zu Hause, konnte ich mich deutsch verständigen; der gute, etwas rohwunderliche Mann wollte mit seinen Sprachkenntnissen vor Gemahlin und Hausfreund glänzen, ich that ihm diesen kleinen Gefallen und rühmte seine Fertigkeit in deutscher Zunge. Die Frau Hauptmannin war eine bewunderungswürdige Schönheit, aus Pamplona gebürtig, kaum mochte sie zwanzig Jahr zählen; die reizendste Gestalt, ganz von Haupt bis Fuß, Haar, Augen, Mund, Hals, Busen, Wuchs ohne einen Makel. Ich war überrascht über die Reinheit dieser schönen Züge, über die großen, dunkeln, herrlichen

Augen, über die Zartheit dieser Gestalt, über die Anmuth aller ihrer Bewegungen; ich glaubte so vollendet schöne, so ideal-antike Formen niemals gesehen zu haben, als sei die Göttin der Schönheit selbst erschienen unsere Sinne zu begaukeln. Dem war aber nicht so; denn sie ist die leibliche Tochter eines Kaffeeschränkers aus Pamplona und hatte vor dem viele Liebhaber, bis der Eine die schöne Beute davon geführt. Das anmuthige Weib lächelte über das barsche Deutschstottern ihres Gatten — was mochte ihr, der lebenslustigen, an allen Zungen der Welt liegen, wenn sie nicht von Liebe flöteten! Ihr Lächeln glich dem von Engeln; aber mitten durch schlug aus ihren Augen eine Flamme anderer Herkunft. Vor diesem Weibe handelte es sich um Sein oder Nichtsein: wer vor ihr nicht bestehen konnte, mußte nothwendig vor ihrer Gluth hinbrennen. Glücklicher Weise bin ich selten von einer schönen leidenschaftlichen Frau kälter hinweggegangen als von ihr, die mit allen Reizen ausgestattet war.

Zur festgesetzten Stunde führte mich der Artilleriecapitän in die Wohnung des General Konrad, unfern der des Vicekönigs gelegen, ebenfalls nach dem Paseo hinaus, im Hause eines der angesehensten Hidalgos von Pamplona. Zur Hausthüre eintretend, begegneten uns zwei junge, blühende Mädchen von herrlichem Wuchse und mit Augen, groß und leuchtend wie Sonnen, — ächte Spanierinnen von edelster Art, die unsern Gruß stolz anmuthig erwiederten, wie Herrscherinnen an uns vorübergiengen und über den Boden schritten, als sei er elastisch. Ich fühlte mich über diese angenehme frische Erscheinung unwillkürlich wie von Freude übergossen. „Das sind Töchter hier aus dem Hause, die einen kleinen abendlichen Spaziergang auf dem Paseo machen," erzählte mir mein Begleiter, indem wir zwei breite und hohe Geschosse hinanstiegen, das der General — so hoch aus Artigkeit gegen

die Familie des Besitzers — zu seinem Quartier in Pamplona genommen hatte: „Nicht wahr, zwei köstliche, allerliebste Blumen?“ —— „In Wahrheit, hübsch sind sie, aber noch stolzer als hübsch.“

Wir trafen beim General eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft an, die aus lauter Militärs, aus spanischen Obristen und Officieren niederern Ranges, so wie aus den meisten der zum Stabe der Legion gehörigen Officiere bestund. Der General empfing mich auf's freundlichste. „Sie werden bei mir,“ sagte er, „den höchsten Reiz unserer heimischen Gesellschaft entbehren, die Gegenwart und Unterhaltung von Frauen — eine Sache, der wir uns hier im Kriege leider ganz entschlagen müssen.“ General Conrad war nicht glücklich verheirathet, seine Familie hielt sich im Elsaß auf, während er sich stets auf Kriegsschauplätzen umhertummelte; auch mit seinem carlistisch gesinnten Bruder, der in Madrid lebte, stund er nicht im besten Verhältniß. Er unterließ nicht mich der Gesellschaft vorzustellen und mich alsdann mit Einzelnen von ihr noch im Besondern bekannt zu machen. Unter diesen will ich nur einen spanischen Obristen, welcher als Regierungscommissär bei der Hülfsbrigade fungirte, und vorall einen polnischen Capitän vom Geniewesen nennen, mit Namen Pogonowsky, mit dem dieselbe Waffe mich gleich Anfangs näher als mit den übrigen verband. Letzterer, ein durchaus hochgesinnter Mann, nur wenige Jahre älter als ich, würde allein schon mir jenen für mich auch überhaupt bedeutungsvollen Tag am Ausgang des Jahres 1836 unvergeßlich machen; denn in ihm fand ich nicht blos vorübergehend den treuesten Waffengefährten, sondern auch den edelsten Freund für alle Zeit.

Das Gastmahl war glänzend und würde selbst in Paris nichts zu wünschen übrig gelassen haben. Ueber dreißig Schüsseln nach französischer Küche zubereitet, was man in

Spanien selten wieder findet, wurden aufgedeckt und von Anfang bis zu Ende war Alles, besonders jedoch der Nachtisch kostbar. Neben den spanischen perlten auch französische Weine in unsern Gläsern und endlich brausten die Champagnerpfropfen unter die Decke; General Conrad hatte nemlich von Bayonne aus Champagner und andere französische Weine zum Christ- oder Neujahrsgeschenk zugesandt erhalten und ihnen wurde sogleich — denn im Kriege darf man Nichts, auch nicht den Genuß verschieben — von Allen auf das wackerste die volle Ehre angethan. Bald glühten die Gesichter und brannten die Köpfe; doch Niemand aus der Gesellschaft ließ sich von dem Feuergeiste des Weins unterbringen — er hatte es wahrlich nur mit tüchtigen Kämpen zu thun. Der Krieg war das Hauptthema des Gesprächs und der Toaste. Viele Kriegsscenen wurden vorgeführt, — viele Thaten gerühmt. Unaufhörlich schwatzten besonders der spanische Obrist-Kommissär, ein gängelnder und etwas schielender Andalusier, der dem General wie eine Katze schmeichelte und immerfort mit dem Schwanz wedelte — ein Mann, der mir vom ersten Augenblicke an unausstehlich vorkam und von dem ich niemals gewußt habe, ob er mehr einem Spürhund oder einem Gourmand ähnlich sah, den beiden Creaturen, die mir von allen Geschöpfen dieser Welt am meisten zuwider sind. Der General war überaus guter, fröhlicher Dinge; abwechselnd sprach er spanisch, französisch und deutsch — das letztere verstunden nur wir beide — mit fast gleicher Fertigkeit; so viel ich mich erinnere, hab' ich ihn später niemals in einer gleich heitern Stimmung wieder gesehen.

Endlich ward dem Gelage Einhalt gethan. Wir zogen uns in eine andere Stube, das Lieblingszimmer des Generals, zurück, wo ein freundliches Kaminfeuer flackerte, um das uns gruppirend, wir eine Tasse aromatischen Kaffee's schlürften und ächte Havannacigarren rauchten. Alsbald führte der

General mich beiseit. „Haben Sie einen Entschluß gefaßt?“ frug er mich. „Was Sie mir rathen, Herr General, das werde ich thun;“ lautete meine Antwort.

„Nun, hören Sie folgenden Vorschlag. Ich befehlige in der Regel zwei Kolonnen, jede davon bedarf eines Ingenieur-Officiers, Capitän Pogonowsky ist bei der einen, Sie könnten bei der andern sein. Sind Sie damit einverstanden, so werde ich Sie provisorisch dem Generalstab meiner Division aggregiren und sofort um Bestätigung dieser Anordnung an die Königin berichten.“

„Mein General, ich nehme den Vorschlag mit innigster Freude an.“ —

„Nicht so eilig, lassen Sie sich Zeit zu überlegen, morgen mögen Sie mir Ihre Antwort sagen.“

„Es bedarf von meiner Seite keiner Ueberlegung weiter, ich bin fest entschlossen Ihr Anerbieten, das mir einen Wirkungskreis auf dem Felde eröffnet, mit ganzer Seele zu ergreifen. Nur erlauben Sie, Herr General, daß ich Ihnen morgen früh meine Patente und Papiere vorlegen darf, die sich noch beim General Clonard befinden.“

„Ihre Patente? Mein Gott, dort stehen die beßten Zeugnisse geschrieben. Doch will ich Ihretwegen sie morgen ansehen. Sonst glauben Sie, gebe ich auf Geschriebenes und Gesiegeltes nicht soviel als auf einen Blick oder auf ein Wort, das mir gegenüber gesprochen wird.“

„Wohlan, Herr General, ich bin so frei mir als die erste Gunst von Ihnen zu erbitten, daß Sie meinen Entschluß noch heute für unabänderlich annehmen.“

Nachdem er sich hierauf nach dem Datum meines Officierpatentes erkundigt hatte, wandte er sich zu den Uebrigen. „Meine Herren,“ sagte er, „ich habe die Ehre Ihnen mitzutheilen, daß der Secondlieutenant *** von heute ab provisorisch und zwar seinem Patente gemäß als der im Dienst

ältester Secondlieutenant meinem Etat major zugefügt i
und wir in ihm demnach fortan einen Waffengefährte
erblicken. Ich verspreche mir davon gute Dienste für di
Sache der Königin und werde Ihrer Majestät morgen u
die Bestätigung meines Schrittes ein Ansuchen zusenden."

„Die ist unausbleiblich, wenn der Herr General vo
schlagen!" rief der spanische Oberst-Kommissär, welcher, i
Frankreich erzogen, das reinste Französisch, nur etwas mi
andalucischer Zungenspitze sprach: „Die Sache ist so gu
wie gewiß, Herr Lieutenant, Sie sind der Unsere!" De
Händedruck der Generals fügte ich auf deutsch bei: „S
düster und traurig der heutige Tag mir angebrochen, so hei
ter und glücklich ist sein Ende für mich."

Sechstes Kapitel.

Die neue Stellung.

Es gehört zu den heitern Seiten des Lebens, wie belustigend sich im Allgemeinen die Eitelkeit der Menschen ausspricht und welche wunderliche Gebehrden sie schneidet; wird sie mitunter auch etwas zu dick und dadurch lästig. Die Berliner wissen sich z. B. gar zu viel in dem Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit über jeden Nichtberliner. Einst hörte ich dort einen Polizeiagenten eine Geschichte erzählen, worin er eigentlich als Spion figurirte, nur um mit einigen französischen Redensarten glänzen zu können. Kann man doch von dortigen Literaten täglich baaren Unsinn lesen, nicht bloß um Nahrung aus dem Nichts zu saugen, sondern was noch gewöhnlicher ist, um eine Hegel'sche Phrase in ihre Rede einfließen zu lassen. Ein wegen seiner Kenntnisse und praktischen Geistesbeweglichkeit ausgezeichneter Mann haßt alle Bärte, ausgenommen natürlich den loyalen Affenbart, nur weil er selbst keinen hat. Auch sind ihm alle alten und langen Trachten zuwider, da ihn selbst, wegen seiner Beleibtheit, der französische Frack noch am zierlichsten kleidet. Diese Umstände haben seinen Meinungen die bestimmteste Färbung verliehen. Von Hause aus liberal, sieht er im Barte eine verderbliche mittelalterliche Reaction, im Frack das Heil Europa's. Mit der größten Zärtlichkeit aber hängt er am klassischen Alterthum. Dieser mir lange Zeit

unbegreifliche Widerspruch wurde gelöst, als wir uns einst zusammen im Rhein badeten. „Betrachten Sie mich," rief er, „und sagen Sie mir, mit wem ich die meiste Aehnlichkeit habe." „Sie sind feist, wie der Vollmond, und weiß, wie die weißeste Gans;" antwortete ich. „Nicht gerathen, nicht gerathen!" lachte er, aus dem Wasser hoch aufspringend: „Ich gleiche Apollon, dem Ideal antiker männlicher Schönheit — bin haarlos wie er!"

An diese Geschichte ward ich in jener Nacht erinnert, als wir vom Gastmahl beim General Conrad zurückkehrten. Zwischen dem Capitän der Artillerie und dem vom Geniewesen erhob sich ein kleiner wohlgemeinter Zank darüber, mit welchem von beiden ich gehen und wo ich die Nacht schlafen solle. Der Eine machte die Waffenverwandtschaft zwischen uns, der Andere die ältere Bekanntschaft und die Auctorität des Generals geltend. Letzterer siegte; wiewohl ich dem Polen lieber als dem Franzosen gefolgt wäre. Wir gingen in ein Logirhaus und bezogen eine Stube mit zwei Betten. Als ich bereits unter der wollenen Decke lag, legte der Capitän noch eine Perücke ab und wand sich um sein kahles Haupt sorgfältig ein Tuch, wie ein schwangeres Weib. „Wie verschieden der Geschmack ist!" rief er bei diesem Geschäft aus. „Was der Eine häßlich findet, däucht dem Andern schön. — Diese Völker scheeren sich den Scheitel ganz kahl, jene lassen das Haar lang wachsen. Sie werden sehen, wie einige polnische Officiere mit ihrem blonden Haare, das sie im Nacken herabwachsen lassen und vorne scheiteln, sich mädchenhaft putzen und schön thun. Finden Sie das nicht ein Bischen albern? Mich dünkt es abgeschmackt und unmilitärisch — auch keimen unter dem dichten Haarwuchse nur spärlich die Gedanken hervor." „Europäische Vorurtheile," antwortete ich, indem ich mir alle Mühe geben mußte, das Lachen zu unterdrücken; „die gewöhnlichen

europäischen Vorurtheile zählen allerdings die Glatze nicht eben zu den äußern Vorzügen des Mannes; doch wenn statt der vollen Haare eine Fülle von Gedanken aus dem Haupte hervorsprießen und dieses wie geistige Feuerbüschel umleuchten, so erscheint der nackte Scheitel allerdings schön, groß, erhaben; — auch Cäsar, der große Feinde= und Herzenbezwinger, war schon in jüngern Jahren ein totaler Kahlkopf." „Das ist auch mein Trost, daß die ausgezeichnetsten Männer Glatzen hatten und keine Frisur à l'enfant trugen."

Am andern Morgen, nachdem wir die Chocolate getrunken hatten, holte mein Schlafgenosse einige Goldstücke mit den Worten hervor: „Der General hat mich gestern Abend beim Nachhausegehen beauftragt, Ihnen diese Summe zum vorläufigen Einlösen Ihres Koffers auszubezahlen; er läßt Sie bitten, dieselbe als ein Darlehen anzunehmen und sie ihm zurückzuzahlen, wenn es ihre Kasse erlauben wird." Darauf schieden wir. Er eilte in sein Standquartier zu seinen untergebenen Truppen. Ich in das Haus des Generals, dessen zuvorkommendes, aufmerksames Benehmen mich lebhaft rührte und die Zuneigung noch vermehrte, welche ich gleich Anfangs zu ihm gefaßt hatte.

Im Einverständniß mit ihm unternahm ich nun sofort alle Schritte, welche geeignet waren, die baldige Bestätigung meiner neuen Stellung von Seiten des Madrider Gouvernements zu erwirken. Während er selbst einen Brief an dieses einem Schreiber in die Feder dictirte, worin er des Umständlichsten auseinandersetzte, wie nützlich ich für den Dienst Ihrer K. Majestät verwendet werden könne, begab ich mich zum General Clonard, um meine Papiere zu holen. Letzterer versicherte, wie gewöhnlich, mit dem ersten Courier zu meinen Gunsten nach Madrid schreiben zu wollen; auch hatte er Nichts gegen den Entschluß des Generals Conrad, daß

ich provisorisch Dienste leiste und die nächsten Unternehmunge mitmache, vielmehr drückte er mir seine Freude aus, mic in seinem Operationscorps alsbald wirksam zu sehen. Da Alles war jedoch leerer Schein, denn Graf Clonard wünscht nicht Anderes, als den Kriegsschauplatz bald möglichst z verlassen, zu welchem Ende er alle Minen auch mit so guten Erfolge in Madrid hatte spielen lassen, daß er binnen Kur zem wirklich aus Navarra abberufen und als General-Capitän von Sevilla nach dem friedlichen Andalucien versetzt wurde Den Vicekönig, zu dem ich ebenfalls ging, um ihm Meldung von meiner provisorischen Dienstleistung im Generalstab de Hülfsdivision zu machen, konnte ich wie früher persönlich nicht zu sprechen bekommen.

General Conrad durchblätterte meine Papiere und stellt sie mir zurück. „Behalten Sie Alles bei sich," sagte er: „was wir davon nach Madrid sendeten, würden Sie niemals wiedersehen; auch genügt es, daß ich Einsicht davon genommen habe. Nur die Empfehlungsschreiben an den Kriegsminister und einen Cortezdeputirten vom Grafen Campuzano mögen Sie mit meinem Briefe absenden, um dadurch die Bestätigung meines Arrangements zu beschleunigen." Dieses geschah. Sodann schrieb ich an den Grafen Campuzano nach Paris und bat ihn, sich für meine definitive Anstellung in Madrid zu verwenden.

Nachdem ich nunmehr einer bestätigenden Antwort mit Gewißheit entgegensah, besorgte mir der Officier-Quartiermeister beim Ayuntamiento ein Quartier, ganz nach meinem Wunsche. Ich bewohnte eine geräumige Eckstube, deren Fenster Balkone hatten und mir über die Festungswerke hinweg eine freie Aussicht in die südlichen Gebirge eröffneten, aus welchen östlich auf der Wasserscheide von Aragon und Arga eine schöne, mächtige Felsmasse hoch hervorragt. In der Nähe des Hauses befand sich ein Festungsthor und ich

konnte Truppen und Landleute aus- und eingehen sehen. Nachts vernahm ich den lauten, weithallenden Ruf der Schildwachen an den Thoren und auf den Wällen, deren Wachsamkeit bekundend. **Sentinela alerta!** ruft von der Hauptwache aus bei jedem Glockenschlag, oftmals auch bei andern Gelegenheiten, die Schildwache dem nächsten Posten zu, welcher antwortet: **Alerta està!** Dieses **Alerta està** wiederholt Posten nach Posten um die ganze Festung herum bis zum Hauptthor zurück.

Im Alkoven (**alcoba**) meines Zimmers stand ein hohes, großes Bett mit Matrazen, weißem Linnenzeug und weißer Decke; ein mächtiger, faltenreicher Vorhang aus gewobenem altmodischem Zeuge hing vor dem Alkoven herab und verdeckte das Bett. An den Wänden rings umher standen Bänke aus Stroh geflochten und mit Lehnen versehen; auch einige Rohr- und Polsterstühle. Die Wände waren sauber und hatten einen den Augen angenehmen Anstrich. Der Boden war aus Steinen fein getäfelt und mit Decken belegt. Außer zwei mit schönen Steinen besetzten Tischen, einem viereckigen und einem runden, befanden sich keine andere noch bemerkenswerthe Möbel im Zimmer. Ein Pinnenbrett mit Gardine davor vertrat im Alkoven den Kleiderschrank. Auf dem Tische stunden zwei Leuchter mit Wachskerzen.

Man sieht, die Stube war wohnlich. In ihr konnte ich jedesmal absteigen, wenn das Generalquartier sich in Pamplona befand; denn alle Officiere vom Stabe, so wurde es in der Regel gehalten, hatten sich feste Wohnungen ausgesucht. Ich richtete mich, nachdem ich mich wieder in den Besitz meines Koffers gesetzt hatte, nach Möglichkeit heimlich ein. Der einzige Mangel war, daß das Zimmer kein Mittel gegen die Kälte bot. Selbst in den Generalbureaux mußte man sich dicht in Mäntel einhüllen und die Füße auf eine Kohlpfanne stellen, um eine Stunde anhaltend schreiben zu

können. Durchgekältet suchte man sich sodann wieder mittels eines Spaziergangs zu erwärmen.

Mir kamen etatsmäßig zwei Soldaten zur Dienstleistung zu, den einen für meine Pferde, den andern für Küche und Bedienung. So lange ich kein Pferd hatte, bedurfte ich nur des letztern. Dazu erbat ich mir meinen Landsmann aus Sachsen, der vor Freude außer sich gerieth, daß er wieder bei einem deutschen Officier und bei einem alten Bekannten war. Aus Entzücken legte er sich einen Haarbeutel an. Das geschah sehr häufig und ich hatte in dieser Hinsicht meine Noth mit ihm. Machte ich ihm einen Vorwurf darüber, so weinte er wie ein Kind und schwur, für mich sterben und sich niemals wieder betrinken zu wollen. Zwei Tage später trat er sicher wieder bei mir ein mit dem Ruf: **Vivent les Prussiens!** oder mit einem andern: Friedrich Wilhelm für immer! und wenn er so sprach, war er jedesmal berauscht. Aber anhänglich und treu war er, wie kein Anderer. Er litt auch Hunger und Durst mit mir ohne Murren; auf unsern Expeditionen, so lange er sich kein Maulthier erbeutet hatte, lief er zu Fuß so schnell, als die andern Burschen ritten, und fehlte mir, wo ich im neuen Quartier anlangte, beinahe niemals.

Die Wirthsleute hatten nur die Verpflichtung, den bei ihnen einquartirten Officieren Bett, Zimmer und Licht zu geben, und sie unterzogen sich auch keiner andern Dienstleistung oder sonstigen Gefälligkeit. Der Bursche mußte kochen, und wo mehre Officiere sich zu einer Mahlzeit vereinigten, hatte man oftmals seine Noth, von der Frau des Hauses nur die nöthigen Geräthe, Teller für mehre Personen und reines Tischzeug zu erhalten. Auf unsern Streifzügen jedoch fanden wir die Leute in den kleinern Ortschaften gefälliger, in deren Interesse es übrigens auch lag, sich mit den Officieren gut zu stellen und sich dadurch gegen die

Ausschweifungen der Truppen zu verwahren. Die Soldaten sollten täglich gegen Quittung eine, die Officiere zwei und mehre Rationen an Brod, Reis, Fleisch und Wein zugetheilt erhalten; ich konnte deren drei, mein Bursche eine, zusammen also vier fassen. Allein in den ersten vierzehn Tagen herrschte ein solcher Mangel, daß Wein und Fleisch ganz wegfielen. Ich stund mit mehren Officieren in gemeinschaftlicher Küche, für einen Theil Reis und Speck wurde Fleisch, Wein und Gemüse gekauft. Wir tafelten täglich nur einmal gegen zwei Uhr Nachmittags, und was mich betrifft, so genoß ich den ganzen Tag über nichts weiter, denn ich hatte für das mir verbliebene Geld andere unumgängliche Anschaffungen zu machen. Die erste Zeit hielt ich dieß aus; allein nach acht Tagen war ich förmlich ausgehungert, und ich empfand eine fast unbändige Eßlust. Merkwürdiger Weise konnte ich um diese Zeit keinen Tropfen des spanischen Weins vertragen, an dem sich meine neuen Kameraden — ein großer Vortheil, den sie vor mir voraus hatten — mit Herzenslust stärkten und labten. Nachdem ich in den ersten Tagen einige Gläser fast mit Widerwillen getrunken hatte, konnte ich ihn jetzt kaum mehr riechen. Sobald ich ihn an den Mund brachte, war mir wie zum Erbrechen. Ich war der Einzige in der Armee, der keinen Wein trank, und Einige glaubten, ein Gelübde verbiete es mir. Nach und nach machte es sich jedoch besser; als ich ihn, nach vier Wochen etwa, wieder ohne Widerwillen riechen konnte, fing ich an, ihn mit Wasser vermischt beim Essen in geringer Quantität zu trinken; allmälig auch rein, bald ein bis zwei Gläser, endlich ward er mir wie jedem Spanier zur Würze der Mahlzeiten. Doch niemals bin ich gerade Liebhaber der spanischen Weine geworden, und nie hab' ich das edle deutsche Gewächs über sie vergessen können. Krank war ich sonst nicht; vielmehr fühlte ich mich gesünder als jemals. Ueberhaupt will ich hier bemerken,

daß ich nicht ein einzigesmal während meines ganzen Aufenthaltes in Spanien Unwohlsein verspürt habe — nicht eine Stunde, nicht eine Minute. Eine feste Gesundheit scheint sich beim Wechsel des Klima's noch eher zu stählen als zu schwächen.

Ich sollte auch Gehalt beziehen, in meiner Stellung täglich einen Duro (Piaster, 1 Thaler 10 Silbergroschen). Ebenso mußten mir 100 Duros für ein Pferd und noch an 50 Duros für Reiseentschädigung dem Reglement gemäß ausgezahlt werden. Allein alles dieß stund bloß auf dem Papier, ward zwar richtig berechnet bis zu großen Summen, aber nicht ausgezahlt. Seit vielen Monaten hatten die Officiere keinen Sold empfangen, und es gab vielleicht keinen unter ihnen, der bei eigenem Geldmangel vom spanischen Gouvernement nicht an 2000 Francs zu fordern hatte. Die Blessirten oder Verabschiedeten, welche den Kriegsschauplatz verließen, verkauften ihre Forderungen gewöhnlich an Speculanten für 40, ja für 30 Procent. Es wurde damit ein förmlicher Papierhandel betrieben, der bis Madrid reichte und woran sich Wucherer bereicherten. Uebrigens giengen die Officiere den Soldaten im Allgemeinen mit dem besten Beispiel in Entsagungen voran; sie standen diesen gern nach und murrten nicht, wenn sie allein keine Löhnung empfingen. Doch zogen sie einen, allerdings auch noch zweifelhaften Nutzen aus ihren rückständigen Forderungen. Sie konnten an Schneider, Schuster, Wirthe und bei sonstigen Ankäufen Anweisungen auf die Kasse, die vom Officier-Zahlmeister unterzeichnet wurden, ausstellen. War nun einmal eine Summe zu Gunsten der Officiere verfügbar, so hatten jene Gläubiger das erste Anrecht auf die Raten der einzelnen Officiere, so daß diese selbst fast niemals Geld in Hand bekamen. Man sagte, gewisse Leute hätten sich gut mit Kassevorstehern gestanden und sich bei dem Handel bereichert,

nicht ganz in redlicher Weise. Was davon wahr ist, weiß ich nicht zu beurtheilen.

Ich habe im ganzen Feldzuge niemals eine eigentliche Uniform getragen. Das war eben nicht ganz ungewöhnlich, mehre Generale trugen ebenfalls einen Civilrock auf unsern meisten Zügen, daneben nur einige Militärabzeichen; auch der englische Officier-Commissär bei der navarresischen Armee war stets bürgerlich gekleidet. Mein leichter Reiteranzug hätte nicht bequemer und passender sein können: dunkelblaue grobe, aber feste Reithosen, mit Silberstreifen versehen, dann eine blaue spanische Militärmütze, auch mit silbernem Rande, die ein schwarzes Band um's Kinn auf dem Kopfe festhielt; über einen schwarzen Ueberrock auf unsern Zügen eine blaue, um eine Schulter geschlungene Feldbinde. Meine Waffen, die ich aus Deutschland mitgeführt, bestanden in Säbel, Dolch und zwei Pistolen im Holfter. In Pamplona, wo mein Koffer stets zurückblieb, trug ich durchaus bürgerliche Tracht.

Bis zum ersten Ausfluge nach meiner Ankunft hatte ich noch keine Gelegenheit gefunden, mir ein Pferd zu kaufen. Bei dieser Gelegenheit lieh mir Capitän Pogonowsky eines der seinigen. Bei unserer Rückkunft erlangte ich jedoch durch Vermittlung eines Landsmanns, des Oberarztes der Hülfsdivision, der, nebenbei bemerkt, den besten Renner englischer Race beim Armeecorps ritt, ein treffliches Pferd mit Sattel und Zeug für den billigen Preis von 500 Francs. Dieses, ein junger, glänzend schwarzer — kein unschwarzes Haar befand sich an ihm — schöner catalanischer Hengst, fest und gedrungen, mit langem dichten Schweif und prächtiger Mähne, gehörte einem Hauptmann von den Leichten zu Fuße, der es nicht zu reiten verstand; zudem hatte es geheime schlechte Gewohnheiten — es war wenig dressirt und biß und schlug auf die verkehrteste Weise. Dem Capitän war es zu Nichts nütze, und müde, es noch länger umsonst im Stalle zu

füttern, suchte er es um jeden Preis loszuschlagen. Als da
etwas wilde Thier mit mir dahin flog so sicher und fest
daß es im schnellsten Lauf noch die Erde zu stampfen schien
kaufte ich es. Doch machte es mir unsägliche Mühe. Kaum
hatte ich es in den neuen Stall geführt und meinem zweiten
Burschen, einem Franzosen, der mit Pferden umzugehen
wußte, übergeben, als dieser blutend, mit zerrissenem Kleid
gebissen und geschlagen in mein Zimmer trat, berichtend, der
Hengst habe sich losgerissen und beginne das größte Unheil
im Stall, wo sich noch mehre Pferde und Maulesel befanden
Ich griff das tobende Thier und band es wieder fest. Der
Bursche ward muthlos und erklärte mir bald darauf, er
könne nicht jeden Augenblick sein Leben wagen. Ich war
weder Kavallerist, noch verstand ich überhaupt Etwas von
der Behandlung böser Pferde; aber da ich jedesmal zugreifen
mußte, wenn der Hengst in's Wüthen gerieth, so trug ich
manchen Schlag davon. Anfangs versuchte ich's mit der
Güte; ich gab ihm Zucker und streichelte ihn; er fraß den
Zucker von meiner Hand und gleich darauf biß und schlug
er nach mir. Da nahm ich denn zur Peitsche meine Zuflucht
Beim Putzen war die größte Noth: ich mußte einen Nasen
zaum anlegen und zwei Beine aufbinden lassen, daß das
Pferd sich nicht rühren konnte. Drei Bursche versuchten sich
noch vergeblich mit seiner Wartung. Wenn ich es ritt
verhielt es sich ruhig; aber im Nachtquartier auf dem Marsche
wo oft dreißig Pferde in einem Stalle zusammenstanden
setzte es die andern, sowie Knechte und Kavalleristen, jedesmal
in Aufruhr und Furcht; ebenso wild gebehrdete es sich beim
Bivouakiren. Bald war es der halben Division bekannt
ich hörte Leute darüber schimpfen, und in der Nacht vernahm
ich schon Drohworte, man werde den wüthenden Hengst bei
Gelegenheit todt schießen. Auch General Conrad spielte
darauf an, daß ich wohl thun würde, das Pferd wieder zu

verkaufen. Indeß konnte ich mich dazu nicht gut verstehen, da es eine seltene Ausdauer und Festigkeit hatte. Endlich fand ich einen stämmigen Deutschen, mit Namen Konrad, wie der General, vom Neckar gebürtig, der verstand das Pferd auch im Stalle zu meistern. Nach vier Wochen seiner Behandlung hatte es sich bereits so gebessert, daß ein Rückfall in die alten Gewohnheiten nur noch selten vorkam und endlich ganz aufhörte, so daß es jetzt mindestens den doppelten Werth vom Einkaufspreise galt. Nun hatte ich zwei Landsleute in Navarra um mich; beide waren mit demselben Fehler behaftet, sonst aber die treuesten Menschen, und abgestumpft oder gleichgültig gegen Leiden, Strapazen und Kugeln. Hatte sie aber der Wein angeregt, dann gedachten sie der Heimath und der eine rief auf Französisch: vivent les **Prussiens!** der andere, der sich die fremden Sprachen nicht recht zu eigen zu machen wußte, sagte auf deutsch: Na, die Oestreicher sollen leben! —

Außer dem Chef des Etat-major der Hülfsdivision, mit welcher bei allen Kriegsoperationen auch mehre spanische Bataillone vereinigt wurden, hatten die übrigen Officiere desselben, einer nach dem andern, den täglichen gewöhnlichen Dienst. Dieser Officier **du jour** mußte im Bureau verweilen, die andern verfügten sich mindestens zweimal des Tags Morgens und Nachmittags dahin, unterrichteten sich von dem Vorgefallenen, besprachen sich untereinander und mit dem General, und brachten die übrige Zeit in Kaffeehäusern oder sonst wo zu. Jener Chef, ein noch junger, mit General Conrad verwandter Franzose, wohnte in demselben Hause mit letzterm und war stets um ihn; ebenso des Generals erster Adjutant, auch ein junger, gewandter und verständiger Franzose. Zwei Schreiber, Unterofficiere, waren im Bureau unaufhörlich beschäftigt, blutjunge Leute, nicht eben sehr kriegslustig, doch von größerer Schulbildung, als viele Officiere.

Außerdem befand sich ein Major (Commandant) der **Brigade auxiliaire** als Bevollmächtigter derselben in Madrid, um hier beim Gouvernement die oft lässig betriebenen Geschäfte zu beschleunigen, Beschwerden einzureichen, die Hülfsquellen flüssig zu erhalten, überhaupt zum Besten der Legion zu wirken; er war Franzose und von der Mehrzahl der Officiere zu der Stellung gewählt worden. Endlich griff auch der spanische Obrist-Kommissär fördernd in einzelne Zweige der Geschäfte ein.

Man sieht, daß bei diesem großen Personal (die Suite des Generals bestund allein aus zehn Officieren, welchen sich der deutsche Oberarzt noch mitunter anschloß; auf den Märschen den nachfolgenden Truppen gewöhnlich weit voraus, zog sie wie eine glänzende Cavalkade, der General an der Spitze, gestreckten Laufs durch Land und Ortschaften) während der Ruhezeit den einzelnen Officieren vom Etats-major nur wenige Dienstgeschäfte obliegen konnten. Ich hatte jedoch in anderer Beziehung vollauf zu thun, mich mit den französischen und spanischen Reglements, mit den verschiedenen Dienstverhältnissen, den fremden Grundsätzen und Gesetzen bekannt zu machen; sodann lag ich über den Karten, studirte das Terrain, die Stellung und Hülfsmittel der Feinde und forschte nach allen Umständen, — worum sich die andern Officiere, mit Ausnahme des Capitän Pogonowsky, mit dem ich ganze Tage über den Krieg brütete, wenig kümmerten.

Interessant, jedoch in vielfacher Hinsicht mehr belustigend als belehrend, waren folgende Experimente, die mitunter auf allgemeinen Wunsch vorgenommen wurden. Auf einem großen Tische in der Wohnung des Generals, an welchem mindestens dreißig Personen hätten bequem tafeln können, ward eine etwa zwei Fuß hohe Schicht von Sägemehl, Gärberlohe, Sand oder einem ähnlichen Stoff aufgehäuft, und darin der Kriegsschauplatz der baskischen Provinzen

geformt; die cantabrische Kette zog sich in der Mitte der Tafel am erhabensten fort von den Westpyrenäen bis zu den Quellen des Ebro, die verschiedenen Höhenzüge liefen davon aus, durch die Thäler rannen deutlich die Gewässer, bezeichnet durch weißen Sand; auf Papierstückchen befanden sich alle schwierige Defileen und Pässe, alle hauptsächlichen Ortschaften und strategisch wichtigen Punkte bemerkt. So verschaffte diese practische Vorrichtung allerdings ein sehr anschauliches Bild vom Terrain unsers Kriegsschauplatzes, und ich möchte dieselbe für geographische Lehrstunden auf Militärschulen empfehlen. Jetzt stellten sich sämmtliche Officiere vom Generalstab und einige andere, die sich dazu besonders qualificirten, um das Modell, und die Discussionen begannen. Jeder war berufen, Fragen zu thun, Ansichten und Pläne zu entwickeln oder die eines Andern zu bekämpfen. Wo und wie der Feind bei obwaltender Sachlage mit Erfolg angegriffen werden könne, das war die Hauptfrage. Obrist Mendivel, ein spanischer, dem General Saarsfield sehr befreundeter, vielseitig gebildeter Generalstabsofficier, hatte die Gefälligkeit, die mehrstündigen Besprechungen zu leiten und gleichsam den Instructeur dabei zu machen. Aber welche thörichten Ansichten wurden zu Tage gefördert! Die Unwissenheit einiger Officiere bekundete sich auf eine so komische Weise, daß man kaum das Lachen zu unterdrücken im Stande war, und sich gegenseitig durch scherzhafte Aeußerungen, welche zu lachen erlaubten, aus der Klemme retten mußte. Es ist wirklich spaßhaft, wenn man über die ernsthaftesten Dinge mit einer wichtigen Feldherrnmiene die burleskesten und absurdesten Fragen machen und die närrischsten Gedanken entwickeln hört, wenn Leute, die den Himmel stürmen wollen, noch vom Abc der Titanen Nichts oder sehr wenig verstehen. Obrist Mendivel suchte mit aller Mühe den französischen Majors, Capitäns und Lieutenants mindestens einige, ihnen

im auffallendsten Maaße mangelnde Terrainkenntniß beizubringen; dennoch waren diese auf den polnischen Capitän, der die vernünftigsten Ansichten entwickelte, eifersüchtig, suchten ihn auf die lächerlichste Weise zu widerlegen. General Conrad horchte blos zu, sprach selten ein Wort, lächelte zuweilen oder schüttelte den Kopf und mischte sich niemals in die Streitigkeiten: als ein braver Napoleonischer Soldat hatte er nur an der Spitze eines Bataillons fechten gelernt und sich mit der höheren Kriegskunst wenig befaßt; doch war er auch mehr als Soldat, ein vortrefflicher Mensch, ein guter Freund und ein verständiger Mann voll Leben und Thatkraft. — Am lustigsten erschien mir jedoch bei diesen generalstäblichen Verhandlungen, daß sie unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, in dem abgelegensten Zimmern und bei verschlossenen Thüren vor sich giengen. Was hätte mancher Officier darum gegeben, diesen Mysterien, in welchen meist blinde Knaben über große Dinge sprachen, beiwohnen zu dürfen!

Jener gelehrte und tapfere Obrist Mendivel theilte später das unglückliche Schicksal seines Generals und Freundes Saarsfield, des Vicekönigs von Navarra 2c. Er wurde wie dieser im Aufruhr von den Tiradores — wilden aber tapfern Gesellen in der Art freiwilliger Jäger — an deren Spitze Iriarte, ein kühner, freidenkender, doch überaus leidenschaftlicher General stund, erschlagen. General Saarsfield gieng für den reichsten und geizigsten Menschen, man sagte, er liege über seinen Goldkisten und bewache sie; aus Geiz bereite er sich selber die Speisen (Andere meinten, er habe nur eine besondere englische Küche in Spanien fortgeführt und keinen für seinen Geschmack tauglichen Koch finden können), gebe und besuche er niemals Gesellschaften, sei er überhaupt der unausstehliche englische Sonderling. Die meisten Officiere der Armee waren ihm gram; die entschieden Liberalen hielten

ihn sogar für einen Verräther, der sich noch an den Prätendenten verkaufen werde; Alle tadelten sein ruhiges Verhalten, das man Trägheit nannte. Ich bin überzeugt, daß auch schon damals dunkle Pläne umliefen, ihn aus dem Wege zu räumen. Diese Stimmung steigerte sich bei den exaltirten, allerdings nothleidenden Tiradores bis zur Ausübung des schmählichsten Verbrechens. Man soll übrigens keine Goldkisten im Hause des alten Vicekönigs gefunden haben. Saarsfield's Karakter hat sich stets als redlich bewährt und steht erhaben da über jeden Verdacht schwarzen Verraths. Seine Feldherrntalente macht ihm Niemand streitig und er hat sie bei jeder, auch der kleinsten Gelegenheit bekundet. Nur verstand er nicht, sich die Liebe der Truppen und Vertrauen in seine politische Redlichkeit zu erwerben; überhaupt nicht die Kunst zu verbinden, wie ich selbst erfuhr; er war kalt und abstoßend. Ganz geeignet für einen politischen Krieg zwischen verschiedenen Nationalmächten, berücksichtigte er nicht genug den mißtrauischen Geist, der alle Bürgerkriege karakterisirt und den zu beschwören seine erste Aufgabe sein mußte; am wenigsten war er geschaffen zu einem politischen Partheihaupte; — sein bester Platz wäre unzweifelhaft im Kriegsministerium gewesen, von wo ihn aber der spanische Neid entfernt hielt und wo gewöhnlich mehr ränkevolle als militairische Talente zum Nachtheil des Ganzen die oberste Stelle behaupteten. General Saarsfield, Sieger in vielen Schlachten, einer der größten Freunde und Partheigänger für Spanien, ward in seinem Hause, im Greisenalter auf dem Schauplatze seiner Thaten ermordet — und starb demnach von Niemanden betrauert. Espartero ließ zwar ein gerechtes Strafgericht ergehen, allein keine Thränen, nur Blut — das Blut seiner Mörder, auch des tapfern Iriarte — flossen zur Sühne ihm nach. Im Obristen Mendivel und im General Iriarte aber giengen zwei schöne Hoffnungen Spaniens zu Grabe.

Unter allen spanischen Generalen war der hagere Espar-tero* bei der Armee am beliebtesten. Er ist ein tapfere Degen! sagte der eine; er ist ein umsichtiger Feldherr! de andere; jener rühmte seine politische Mäßigung, dieser sein aufrichtige Liebe zur Freiheit und seine Anhänglichkeit an di Verfassung. Weniger als von seiner persönlichen Tapferkei war man allgemein von seinen hervorragenden Feldherrn talenten überzeugt. Doch die Meisten vertrauten ihm unbe dingt und hielten den Sieg an seine Fahne geknüpft, besonder seit dem glücklichen Entsatz von Bilbao und der Zurückdrän gung der Carlistischen Heere; wiewohl auch manche Stimm ihm Unthätigkeit nach diesem glorreichen Erfolge vorwarf welcher die Ueberlegenheit der Waffen Isabellens in Biscay wieder herstellte. Im Allgemeinen hielt man ihn für seh vorsichtig, für einen Cunctator, der jedoch im günstiger Augenblick auch stürmisch anzugreifen wisse; man hielt ih nicht blos umfassender Entwürfe fähig, sondern auch eine Festigkeit in Ausführung derselben, die vor keinem Hinder-nisse zurückschrecken. Die gute Verpflegung seiner Armee war immer seine erste Sorge; dann wachte er auch streng über Disciplin. Ueberdem rühmte man seine Uneigennützig-keit und Freigebigkeit, welche vor allen Eigenschaften eines Feldherrn am meisten die Herzen der Soldaten gewinnt. Nicht blos seinen Gehalt, auch die jährlichen Einkünfte au

*) Sohn eines Schreiners in Granatula (Provinz la Mancha) wurd Espartero von einem Ohm auf eine spanische Universität geschickt und ergrif noch als Student, wie die ganze spanische Jugend, die Waffen gegen Na poleon. Er wünschte durch ein Examen in das abgeschlossene Ingenieur Corps überzutreten, ward aber zurückgewiesen und kam in ein Infanterie Regiment zurück. Unter Morilla kämpfte er gegen die abgefallenen Provinzen Amerika's und machte sich hier zuerst bekannt, indem er jenem General di Dienste eines Ingenieurs leistete. Später war er Adjutant Tacons. Stet stund er mit liberalen geheimen Klubbs in Verbindung. Nach dem Tode Fer dinands VII. bot er sich an, als Oberst mit seinem Regimente, das auf de Insel Mallorca stand, gegen die Carlisten zu marschiren.

seinen Ländereien, die man weit über 100,000 Francs schätzt, — er ist einer der reichsten Grundbesitzer von Altcastilien am obern Ebro — soll er oft zum Besten des Heeres verwendet haben. Mitunter hat er Contrakte zur Lieferung von Lebensmitteln für die Truppen auf ein oder zwei Monate abgeschlossen, bei welchen er sich persönlich mit allen seinen Besitzungen verbürgte. Später, nach dem Strafgericht über die Mörder Sarsfields, fühlte er die Nothwendigkeit, jeden äußern Vorwand zur Unzufriedenheit vom Heere entfernt zu halten, und da die Regierung leere Kassen hatte, so schlug er die Verpfändung seiner Güter vor. Solche patriotische Handlungen gewinnen alle Menschen und entzückten Soldaten.

Vom Kriegsschauplatze kannte ich aus eigener Anschauung nur noch die Linie von Valcarlos bis Pamplona, das wichtigste Stück der ganzen sogenannten Blockirungslinie, welche das carlistische Terrain von St. Jean Pied de Port über Pamplona der Arga entlang in einem Bogen nach Lagronna am Ebro und weiter in einem Bogen nach Santander und Bilbao umschloß, denn sie sicherte hier die Verbindung mit der französischen Gränze. Ungeachtet der Erfolge bei Bilbao, die auch schon durch den glücklichen abenteuerlichen Zug von Gomez etwas beeinträchtigt wurden, behielten die Facciosos — wie man cristinischer Seits die Carlisten hieß — den großen Vortheil der Concentration auf einem durch die Natur befestigtem Boden, während die Cristinischen wegen der Zertheilung ihrer Kräfte nur mühsam von einem Punkte aus mit Macht anzugreifen im Stande waren und es überhaupt noch nicht zu großen zusammenhängenden Operationen hatten bringen können. Der vorzüglichste Grund hievon war Mangel an Geld, an Vorräthen an Magazinen; langer Aufenthalt auf eroberten, vorwärts liegenden Posten wurde unmöglich und die Cristinos sahen sich selbst, nach dem

günstigsten Gutachten gezwungen, sich am Ende auf die Einschließungslinie zurückzuziehen.

Ein anderer Uebelstand lag ferner in der Art wie jene ausgedehnte Linie befestigt worden. Jeder Ort, jedes Dorf, fast jedes Haus war verschanzt oder mindestens doch mit Schießscharten versehen; außerdem befanden sich darauf, wie in der Nähe von Zubiri, noch reinmilitärische Verschanzungen; überall sah man kleine Fähnlein und Posten, deren Dienst durch die schlechten Wege in den Pyrenäen erschwert wurde. Dennoch war kein Punkt auf diesem Theil der Linie gegen einen ernsten Handstreich sicher. Die Facciosos gingen von der einen Seite nach der andern, überrumpelten kleine Schanzen, die man Forts nannte, und hoben Abtheilungen auf; auf dem Wege nach Frankreich wurden viele Militärs überfallen und getödtet; auch in den Ortschaften herrschte Zerstörung. Was nützte solche schwache Linie, die viel kostete an Geld und Menschen? Es giebt im Kriege eine Oekonomie, die durch Uebermacht, wenn diese sich der Verschleuderung befleißigt, nicht ersetzt werden kann und die es auf überraschende Weise möglich macht an Menschen, Kräften und Mitteln zu ersparen und also zu gewinnen. Diese Oekonomie verstunden die Carlisten, durch Noth anfangs belehrt, ungleich besser als die Cristinos.

Mit weniger Mitteln und Menschen und doch viel sicherer konnte jene Linie dadurch behauptet werden, daß nur an wenigen strategisch wichtigen Punkten größere, oder vielmehr durch ihren Bau stärkere Werke angelegt wurden, die zugleich für alle Operationen in das carlistische Gebiet die sichersten Stützpunkte dargeboten und selbst für den Fall nicht überflüssig erschienen, wenn das ganze System der Umschließung aufgegeben, Magazine errichtet, Vorräthe aufgehäuft, die Truppen concentrirt und der Feind mit vereinter Macht aufgesucht und bis zur Vernichtung verfolgt werden sollte.

Als ich darüber mit General Conrad sprach, forderte dieser mich auf, ihm die bezüglichen Vorschläge und einen Plan zur Befestigung der Linie von Pamplona nach Frankreich einzureichen. Dieß geschah von mir bereits in den ersten Tagen des Januars. Zugleich verband ich damit einen Vorschlag zur Herrichtung eines Kolonnenweges zwischen den zu befestigenden Punkten, in der Art, daß mindestens eine Kolonne ungehindert und rasch von einem Fort zum andern gelangen könne; wodurch der Dienst, die Zufuhr aus Frankreich wie aus dem Innern Spaniens, die Behauptung des Passes und der ganzen Linie erleichtert würde. Die Kosten konnten nur gering sein, da es nirgends an Material fehlte. Kam die Sache in Gang, so war die Anbildung eines Pionier-Corps die Folge davon, welche Rücksicht mir sehr lebhaft dabei vorschwebte, zumal in Betracht des schwierigen Terrains. Jeden Augenblick gab es etwas zu verschanzen, Schießlöcher zu machen, Tambours zu errichten, Straßen zu öffnen und gangbar zu machen, kleine Brücken zu bauen und zu zerstören; das verursachte nun immer Aufenthalt, wenn wir nicht gerade spanische Pioniers oder Sappeurs mit uns führten. Der augenscheinliche Nutzen einer solchen, unserer Division allein noch fehlenden Truppe, wie Infanterie sonst bewaffnet und mitfechtend, war mindestens eines Versuchs werth.

Der General nahm den Plan freundlichst hin, und ich hörte und sah später nichts wieder von ihm. Drei Monate darauf hieß es, ein höherer spanischer Ingenieur-Officier habe einen Entwurf zur bessern Befestigung der Linie gemacht und sei dafür von der Königin mit einem Orden belohnt worden; ich erkundigte mich näher nach diesem neuen Plan und fand, daß er ziemlich genau mit dem von mir eingereichten übereinstimmte. Zur Ausführung damit ist es jedoch leider niemals gekommen. Die schwache, mit vielem

Blut erkämpfte Linie wurde später von den Carlisten ohn
große Schwierigkeit genommen, die Cristinos sahen sich da
durch in Navarra von Frankreich abgeschnitten, mußten di
Zufuhr von dorther auf großen Umwegen und mit starke
Verlusten beziehen, geriethen darüber auf einzelnen Punkte
in mancherlei Bedrängniß und mußten endlich lange Zei
vergeblich um die Wiedergewinnung der alten Linie kämpfen
welche fast bis zum Ausgang des Krieges in Händen de
Feinde verblieb.

Siebentes Kapitel.

Aus einem Briefe.

Pamplona, 3. Januar 1837.

Mich zurück zu versetzen in die mit Euch verlebten Tage, Ihr lieben Freunde und Oheim, ist heute meine Freude. Ob nicht auch die Rückerinnerung an dieses Leben, die erste im zukünftigen sein wird? Ich kann die Ansicht nur hassen, welche sie im Wellenschlage des Ganzen ersäufen läßt — nach der Natur oder Gott nur ewig schafft, um ewig zu zerstören und zu täuschen. Ueberhaupt sind derartige Lehren des Pantheismus materialistisch: ist es am Ende nicht einerlei, ob Alles Nichts als Materie, Verhältniß ist, oder ob Alles nur Etwas ist, das sich jeden Augenblick in das All oder in ein Anderes verliert? Ein Unterschied besteht: der französische Materialism verneint bequem alles Geistige, während der deutsche dieses im Allgemeinen setzt und anerkennt, aber nur um es alsbald im Einzelnen wieder zu läugnen. Jener ist, sofern folgerecht durchgeführtes Läugnen schon Philosophie ist, die indifferenteste, faulste, geistloseste Philosophie, in ihren socialen Tendenzen dem practischen, universell-ideellen Anschauungsweisen abgeneigten Franzosen zusagend; dieser, Alles umfassend, Verstand, Gefühl, alle geistigen Kräfte in Anspruch nehmend und Natur, Menschheit und Gott vereinigend, entspricht mehr unserm zur Universalität neigenden Karakter. Beide führen aber am Ende auf dieselbe Straße. Die blos

substantielle, fröstelnde, sich der Lebensbeziehungen nicht bewußte Fortdauer unsres Geistes, Persönlichkeit ohne Erinnerung ihrer Entwicklung, kurz die Annahme eines dem Scheintode entgegengesetzten, aber ungleich kläglichern Zustandes unserer Seele, die eines Todlebens, eines Fortlebens mit einem wirklichen Sterben der Vergangenheit — auch dieß muß den Quell des Glückes trüben, der so rein und frisch aus dem christlichen Glauben an ein ewiges Leben aus dem starken Bewußtsein von der Wahrheit dieser göttlichen Lehre hervorsprudelt. Nur durch sie werden dem Tode seine Stachel genommen, reichen Freundschaft, Liebe Alles das, was uns groß und heilig auf Erden ist, über das Grab hinaus. Rückerinnerung ist im Leben der Einzelnen, der Völker und Menschheit, der Mensch theilt sich dem Menschen mit, das abgehende Geschlecht dem kommenden; und wie, die Seele sollte, könnte ihr eignes inneres Leben verlieren? Die Rückerinnerung, hier erhaben über jede Gewalt, sollte der Tod uns rauben können? Der Seele eigenste Kraft verschwinden, wenn die Hülle sich von ihr ablöst? Wie heilig erscheint uns die Kindheit mit ihrer Unschuld, mit ihren Schwächen! Wie heilig die Augenblicke, die wir an Freundes Busen verlebten! Niemals vergessen wir, wo wir einmal gewandelt und ein Menschenherz an dem unsrigen in Bewegung gefühlt haben; unser dadurch erweitertes Dasein kann sich nicht wieder beschränken und das einmal Gewonnene ist unser Eigenthum für die Ewigkeit. In der freien Rückerinnerung lösen sich Freuden und Leiden auf zu höchster Lust: übersieht der Sündhafte doch auf dem lichtern Pfade das Gewebe des Truges so ihn irre leitete; müssen ihn doch freudige Schauer durchrieseln, der Mittel gedenkend, welche ihn durch das Labyrinth des Wahns auf den Weg des Heils hinführten. Die Rückerinnerung ist die Strafe, aber auch mit Gottes Hülfe die Versöhnung der Fehler und Thorheiten, das Lob und

die Seligkeit der Tugend, im zukünftigen wie im gegenwärtigen Leben. — Gewiß, Freunde, trotz der Entfernung, die zwischen uns liegt, umschlingt uns stets das Band der Erinnerung, und was ich seit unserer Trennung auch erlitten — die Erinnerung an Ueberstandenes drückt nicht mehr.

Den 5ten.

Ihr werdet nach meinem letzten Schreiben aus Bayonne begierig einem neuen vom Kriegsschauplatze entgegensehen; indeß bitt' ich, mir zu verzeihen, wenn ich nur in kurzen Absätzen schreibe, täglich Etwas, zusammen ein Langes, vielleicht zu Langes. Meßt das der hier herrschenden Kälte bei, so unglaublich es scheint. Das Waschwasser finde ich morgens gefroren, das Nachtgeschirr unter'm Bett; mich friert unter dem 42sten Grad nördlicher Breite mehr als Euch unter dem 51sten. Man kennt hier keine Oefen und nur selten sieht man einen Kamin; in jedem Hause oder in jeder Wirthschaft brennt nur ein Feuer in der Küche am Herde und man kann in Spanien die Familien noch nach den Feuerstellen zählen. Warme Stuben zum Schreiben und Studiren scheinen hier Niemanden Bedürfniß zu sein: ist unsere Haut, weil weißer, auch zärter und empfindlicher als die der Südländer? Sind wir bei größerer Blutfülle der Kälte mehr ausgesetzt? oder fließt der kleineren Südländer Blut dichter, heißer, energischer als unseres. Letzteres möchte ich bezweifeln — sind doch bei uns arterielle Naturen häufiger als veneuse.

Der Spanier scheint selten das Bedürfniß zu fühlen, sich innerhalb seiner vier Wände zu beschäftigen; der Deutsche hat unter allen Nationen den meisten, einen wahrhaft unüberwindlichen Sitzfleiß. Darum auch die wärmsten Stuben und Schlafröcke aus Schaafpelz. Die Kamine in Frankreich heizen bei einiger Kälte schlecht und in Petersburg findet der Deutsche sich Winters behaglicher als in Paris oder Madrid.

Rußland heizt am besten, mit Virtuosität, es erfand die trefflichsten Heizvorrichtungen, die kleine und große Heizkunst. Winters sitzt man zu Petersburg in der Staatsstube an großen Glasscheiben wie am offenen Fenster, und wenn draußen der Frost klingt und schnattert, herrscht drinnen Frühling. Da man dennoch dort weniger studirt als in Deutschland, so könnte, wollte man allein nach dem Stubenthermometer rechnen, auch Spanien Unrecht geschehen.

Der Spanier erwärmt sich entweder in der rauchigen Küche, oder er geht lebhaften Schrittes lustwandeln, scheinbar in tiefernste Betrachtungen versunken, oder er legt sich zu Bett. Hat er jedoch in der Stube einmal zu sitzen nöthig, so hüllt er sich in seinen Mantel und setzt die Füße an eine Kohlenpfanne, Brasero. Der Dunst, den die glühende Holzkohlenasche verbreitet, ist mir widerlich und bringt Dem Kopfweh, der nicht daran gewöhnt ist. Die Frauen, um ihre reizend geformten Füßchen zu wärmen, bedienen sich auch eines Kohltopfs, des **vaso para el carbon**, oder — wie sie verkleinernd sagen — der **Braserillos**, die jedoch weit niedlicher sind als die holländischen und clevianischen Feuerstübchen und hier niemals, wie es in Holland mit Uebertreibung geschieht, in Kirchen und Schulen geschleppt werden. Fragt Ihr, wie denn die Kinder es Winters in der Schule aushalten? Freunde, das Indieschuleschicken ist hier nicht eben der Eltern Leidenschaft; an sehr kalten Tagen bleiben sie zu Hause, die Schule fällt aus und an andern Tagen erträgt man die Kälte so gut es gehen will.

Den 6ten.

— — — Ihr seht, ich hatte auf dem Pyrenäenübergange mit Allem zu kämpfen, was Einem Menschen und Natur nur Uebles zufügen mögen — die ersten Kriegsmühen; doch habe ich mich vom Ungemach bereits völlig wieder

erholt. Um Pamplona ist Thal und Berg mit Schnee bedeckt, so weiß und glänzend, so strahlig und funkelnd, wie ich es bei uns niemals gesehen, und der Anblick dieser großen weiß schimmernden Bergmassen kömmt mir ganz neu und überaus prächtig vor. Vielleicht weil die Sonne hier höher steht und der Himmel blauer und leichter ist als bei uns. Die Oberfläche der Schneedecke ist hier weniger porös, da sie von der Sonne warm berührt, alsbald eine glatte, feuchte Krystallkruste bildet, welche die Sonnenstrahlen, das Licht und die Bläue des Himmels rein und funkelnd zurückstrahlt und nur wenig oder gar nichts davon verschluckt. Die Thalebene um Pamplona, obwohl von Bergen umschlossen, an deren untern Abhang die Rebe ohne große Pflege des Winzers durch die Gluth der Sonne aufblüht, ist höher gelegen als die um St. Jean Pied de Port. Dorthin vom nördlichen Abhange der Pyrenäen und ihrer Fortsetzung, der cantabrischen Kette, stürzen die Flüsse jählings ab dem Meere zu; milder nach dem Ebro hin. Allein der Fall des Ebro ist hinwieder ungleich größer und reißender als der eines französischen Stromes, eben weil sein oberes Bett noch verhältnißmäßig hoch liegt. Das spanische Land, in seiner Masse viele tausend Fuß über Frankreich hervorragend, erscheint das Ebrothal demnach nicht als in der spanischen Ebene, vielmehr als unter derselben liegend, wie ausgespühlt oder wie eingefurcht.

In Pamplona und umliegenden Ortschaften, in allen mittleren und südlichen Theilen Navarra's spricht Jedermann spanisch; dem Kamme des Hochgebirges näher herrscht das Baskische vor, jedoch sprechen die gebildeteren Klassen auch hier castilianisch. Der Besitzer meines Hauses, ein Lohgerber, hat mehre Basken zu Gesellen, muntere, kräftige Burschen, die kaum noch das Nothwendige spanisch zu bezeichnen wissen und es nach Jahresfrist fertig sprechen. Ebenso kommen häufig baskische Mädchen, die eben so sittsam als schön sind,

aus dem Gebirge und lernen, als Magd in den Städten dienend, erst hier spanisch. In den niedern Pyrenäen zeigt sich das Baskische spröder gegen das Französische als diesseits gegen das Spanische; überhaupt ist lange Zeit hindurch das baskische Element nördlicher hingedrängt worden. Vier Fünftel der gesammten Bevölkerung des spanischen Navarra's wird kaum ein Wort baskisch verstehen.

An der nördlichen Seite der cantabrischen Kette wohnen die Basken häufiger als an der südlichen einzeln, auf einer Art von Höfen zu ein, zwei oder drei Häusern, oder auch in kleinen, auseinandergerissenen, unregelmäßig gebauten Dörfern. Das Einzelwohnen scheint hier wie auch in Germanien zwei Hauptursachen zu haben: einmal Naturverhältnisse — in den engen Thälern Norwegens, der Pyrenäen, in den friesischen Abdeichungen ꝛc. finden große, zusammenhängende Dörfer keinen Raum, noch hinlängliche Nahrung; sodann ein nationeller Geist der Unabhängigkeit, der in jedem Einzelnen des Volkes lebt und lieber gewisse Bequemlichkeiten des leichtern Umgangs entbehren, als das Mindeste von seiner Freiheit einbüßen will.

Das Freundlichste und Innerlichste am hiesigen Hause ist der geräumige, hohe Küchenraum. Könntet Ihr doch einmal einen Blick in diese wirre, bewegliche Ordnung werfen, auf diese lebendigen Genrebilder, zu jeder Tagszeit, zu jeder Stunde verschieden! Die alte Patrona würde Euch hurtig entgegentrippeln und Euch herzlich willkommen heißen, schnell ihre Mädchen Chocolate, Fleischbrühe, warmen Wein oder Anderes je nach der Jahrszeit zu Eurer Erquickung bereiten lassen. Am Herde würdet ihr den lebhaften Blicken der Männer begegnen, die Euch Platz machen, neben ihnen nieder zu sitzen. Am Feuer stehen zu jeder Tagesstunde eine Menge verschiedenartiger Töpfe, worin gebrüht und gekocht wird; viel Geräthe rings in der Küche umher, wo sich die

Haushaltung vereinigt, man ißt und trinkt. Die Frauen, stets emsig beschäftigt, kochen den halben Tag über, da sie häufig in Töpfchen für jedes Familienmitglied besonders, also immer kleine Portionen zubereiten (so giebt's und kauft man für jede Tasse Chocolate eine kleine besondere Chocolatenkugel, so sah ich eine Hausfrau je zwei Eier für jedes Familienmitglied besonders kochen und vorsetzen, bis Reihe um war); außerdem sollen sie in Feldarbeiten mit den Männern wetteifern. Behaglichkeit, Gutmüthigkeit und Schwatzhaftigkeit herrscht in allen Küchen. Die ungewöhnte Zubereitung der Speisen hat freilich für den Fremden auch etwas Unangenehmes. Zudem roch mir schon das südliche Frankreich anfangs wie nach Knoblauch, deren vorzüglichste Würze. In Spanien überwiegt das schöne Olivenöl; der schwere feurige Wein hat für mich einen süßlichen, unausstehlichen Beigeschmack. So soll es Mehren ergangen sein, die ihn jetzt gern trinken.

Basken und Navarresen sind schöne Leute, schlank und doch kräftig, zart und doch voll und rund gebaut, im Ganzen etwas unter der deutschen Manneshöhe; sie scheinen in ihren gebräunten, markirten Gesichtern den Bart weniger als die übrigen Spanier zu lieben. Häßliche seh' ich selten, Verwachsene gar nicht hier; dahingegen eine Menge dienstunfähiger Invaliden und im Kriege schrecklich Verstümmelte — hier einen ohne Hand oder Arm, dort einen an der Krücke ohne Bein oder gar ohne beide Beine — und Alle noch junge Leute — sie zu sehen, wenn sie mitunter in die Mittagssonne hinausgucken, schneidet Einem weh in die Seele.

Ich weiß nicht, wo ich die Behauptung gelesen, daß es unter den Basken viele mit blondem Haar und blauen Augen gebe. Ich habe auf der Reise dieß nicht bestätigt gefunden. Um so mehr überraschten mich hier in Pamplona zwei Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit mit blauen

Augen und licht kastanienbraunem, im Hause gewöhnlich lang geflochten, im Nacken herabfließendem Haare, baskischen Stammes. Das eine Mädchen dient in meinem Hause, das andere in dem eines meiner Bekannten. Beide sind einige Meilen von hier im Gebirg gebürtig und sprechen, lesen und schreiben das Kastilianische ganz fertig; überhaupt gewandt, gescheut und sehr züchtig, verdienen sie die gute Behandlung seitens der Herrschaft, deren sie sich erfreuen. Das Gesinde gehört hier in der That mit zur Familie; die Tochter würde der Fremde in den meisten Häusern, ohne die Familienähnlichkeit, von der Magd schwierig unterscheiden können. Natürlich muß sich das Gesinde daher auch auf das sittsamste aufführen.

Weite Beinkleider werden auf dem Lande wie in den Städten getragen; enge, gespaltene Hosen sieht man selten, sie scheinen allmälig wieder ganz verdrängt zu werden. Kastilianer und Andalucier sollen sich der engen bis an's Knie reichenden Hosen und Strümpfe noch öfter bedienen. Auch die freiwillige Bürgerwehr aus dem südlichen, cristinisch gesinnten Navarra und Arragonien, von der ich gestern einige sah, tragen dergleichen Spalthosen, die übrigens zu ihrer Nationaluniform passen. Es waren schöne, große, kräftige Leute; ihre Tracht, ganz verschieden von der gewöhnlichen militärischen, gleicht der tyrolischen, nur ist sie kostbarer und reicher als diese. Die spanischen Linientruppen sind wie alle modernen europäischen Armeen uniformirt: weite Beinkleider, Kamaschen oder blos Schuhe, aber ohne Strümpfe, die man dem guten Marschiren für hinderlich hält, (weshalb die Franzosen auch behaupten, deutsche Fußtruppen marschirten schlechter als sie), Ueberrock mit Epauletten (den Capot), nur bei Festlichkeiten den unnatürlichen Uniformsfrack, eine Mütze nach deutschem und nicht nach französischem Schnitt, nur selten die untauglichen Czakos, Säbel, Patrontasche wie gewöhnlich.

Die Landburschen tragen runde Scheibenmützen, die oft aus mehrfarbigen Tuchstreifen zusammengesetzt sind, welche in der Mitte, wo dann ein Quästel hängt, sternartig zusammenlaufen; Beinkleider und Jacke, häufig aus Sammt, mit Metallknöpfen besetzt; statt der Hosenträger umgürten sie den Leib mit einer breiten, zumeist rothen Binde, die ihren schlanken Wuchs hervorhebt; Mäntel tragen sie selten — nur die ältern Bauern sieht man wohl mit dunkeln Kapuzmänteln; dahingegen wissen sie die Jacke malerisch über eine Schulter zu werfen.

Die Bemerkung, daß Frauen in der Kopftracht am längsten auf ihren Kopf bestehen, findet man auch hier bestätigt. Ist das schöne Geschlecht auf den Kopf am wenigsten oder am meisten eitel? — Im Land der Moden wissen sich noch Hauben denselben zu entziehen; das turbanartig umgeschlungene Kopftuch sieht man in Paris häufig, noch mehr in den südlichen Gegenden auch bei den geringern Baskinnen; es steht vor der Mantilla an Schönheit weit zurück und kann sich auch mit keiner Kopftracht unsrer deutschen Mädchen messen — nicht mit den langen luftigen Bändern in den Haaren auf dem Taunus, dem treuen Amazonenkäppchen auf dem Westerwald, der goldenen Riegelhaube der Münchnerinnen, dem silbergestickten jungfräulichen Netze mit dem Pfeil der Moselanerinnen. Die katholischen Mädchen in Franken (die protestantischen sind moderner dort) tragen ebenfalls ein Kopftuch, Sonntags ein weißes mit gestickten Timpeln, doch ungleich schöner und freier als die Französinnen, und ganz passend zu ihrer übrigen reizenden Tracht. Die Mantilla, wahrscheinlich aus dem orientalischen Schleier entstanden, ist bereits in Pamplona wie in ganz Spanien heimisch bei Geringen und Großen, Armen und Reichen. Ihre orientalisch-nonnenhafte Natur ist so verfeinert und alles Düstern entkleidet, so geschmackvoll ausgebildet worden, daß ich sie für

die schönste und edelste aller weiblichen Trachten halte, die mir jemals zu Gesicht gekommen sind. So wird sich jede Landestracht erheben und verschönern, an der alle Stände Theil behalten und die nicht blos an dem einen Stande gleichsam haften bleibt, der zwar der ehrenwertheste ist, aber leider zu häufig für den niedrigsten gehalten wird. Die Bauernehre muß durch ihre Tracht gehoben und nicht — wenn auch nur in ihrem Gefühl — verletzt und verringert werden. Man darf nicht glauben, es gebe keine Mannigfaltigkeit im Mantillenschmuck — nirgend sonst eine größere; jede Spanierin trägt eine verschiedene Mantille und anders als ihre Freundin; während doch in der Nachäfferei der Pariser Moden ein Hut wie der andere sitzt, überhaupt die größte Gleichförmigkeit und die knechtischste Unterwerfung herrscht. Und welche herrlichen Frauentrachten könnten sich in Deutschland aus der Fülle der noch vorhandenen herausbilden, wenn unsere vaterländisch gesinnten Frauen nur den Muth haben wollten, das schmähliche, französische Kleiderjoch abzuschütteln, und deutsch, wie sie sind, auch in der Tracht zu erscheinen! Die Töchter aus meinem Hause seh' ich mitunter an Mantillen sticken. Ihr solltet schauen, welche reizende Blumen sie in den Flor hineinhauchen; mädchenhafte Träume und Phantasien lachen daraus entgegen. Der Flor ist auf einen Rahmen gespannt in der Länge von acht bis zehn, in der Breite von mindestens zwei Fuß. Daraus könnt Ihr abnehmen, wie reich der Faltenwurf hinten um Hals, Nacken und Schultern eines solchen Schleiers sein muß und zugleich wie kunstvoll, da derselbe nicht wie eine Wetterfahne am Haupte der Schönen in der Luft flackert, sondern sich den Formen auf das Engste anschließt und diese nur wie ein durchsichtiges Blumengewebe umfließt. Enganschließend ist überhaupt die Kleidung der Spanierinnen, ganz ihrem schönen Wuchse und ihrer bezaubernden Anmuth entsprechend.

Den 7ten.

Noch im Bereiche der Festungskanonen liegen unten im Thal, mit einer ihrer langen Seiten nach der Arga gekehrt, zwei ehemalige Klöster nicht weit von einander. Das entferntere ist von spanischen Truppen besetzt und mit einer angemessenen Verschanzung umgeben worden, die sich an die Arga anlehnt. Das andere bildet das Depot der Hülfsbrigade, eine Niederlage von Waffen, Pferden und andern Dingen, und ist von einer Compagnie Halbinvaliden besetzt, aber bis jetzt nicht befestigt zur großen Besorgniß ihrer Einwohnerschaft. Die Carlisten, welche ihre Spitzen vom Ulzamathal bis auf anderthalb Stunden von Pamplona vorschicken, könnten einmal in dunkler Nacht auf den Gedanken fallen, von der nächsten Bergwand herab ungehindert auf unser Depot vorzurücken, es zu überrumpeln und zu zerstören, ehe von der Festung aus Hülfe anlangte. Welche Befürchtung jetzt um so lauter wird, als sich ein allgemeiner Angriff auf das innere Bollwerk der Carlisten vorbereitet, der alle verfüglichen Truppen von Pamplona wegziehen und hierdurch den kleinen carlistischen Streifcorps einen größern Spielraum, diesseitige Blößen zu benutzen, eröffnen wird.

Deshalb erhielt ich heute den Befehl, in Gemeinschaft mit Capitän P. die schleunige Befestigung des Depots gegen einen Handstreich anzuordnen. Durch die Mauern der vorliegenden Gärten und einige Wände werden Schießscharten gebrochen, ein kleiner Graben gezogen und zur Seiten- und Kehlvertheidigung einige Tambours aufgemauert; mehr bedarf es nicht, um das große Gebäude sicher zu stellen, das überdieß im Innern von Raum zu Raum und von Stockwerk zu Stockwerk vertheidigt werden kann. Denkt Euch, unter den Anordnungen stieß ich auf eine deutsche Familie, die im Depot wohnte und aus einem halbinvaliden Capitän, seiner Frau, einem Mütterchen, die jedesmal beim Namen

Deutschland Thränen vergießt — ebenso gewiß wie der Mönch auf der Kanzel beim Nennen eines andern heiligen Namens sein Käppel abzieht — und vier Kindern besteht. Mit welchen Fragen haben sie mich bestürmt! ob der spanische Krieg zu Ende gehen und sie die Länder jenseit der Pyrenäen, die schönen Rheinufer noch wiedersehen würden? Ich habe ihnen die besten Hoffnungen gemacht; doch kommt mir die Lage der Eltern und noch mehr der Kinder in dem wilden Kriegsgewühl, in das sie ohne andere Theilnahme als sich mit Gedanken zu quälen, zu fürchten, zu leiden, geschleudert sind, in der That höchst traurig vor.

Der alte, schwatzhafte Hauptmann begleitete mich nach der Stadt zurück. Wir begegneten mehren deutschen Officieren, deren im Verhältniß zu der großen Anzahl deutscher Soldaten wenig genug sind. Wir traten zusammen in ein Kaffeehaus und tranken Kaffee mit Rum — einige auch Rum mit Kaffee. Ich fühlte mich bald herabgestimmt. Das deutsche, herzliche und gutmüthige Wesen hatte sich zwar bei keinem von ihnen in ein hoffärtiges umgewandelt, aber es gränzte zugleich an eine Geistesabstumpfung, wo es aufhört angenehm zu sein oder Werth zu haben. Die meisten hatten sich an ihre Stellung zu den Franzosen gewöhnt; einige ihren Ingrimm vertrunken; auf dem Gesichte Anderer fanden sich Spuren innerer Zerrissenheit — das Bewußtsein eines Lebensbankerotts, ohne die moralische Kraft sich davon zu befreien. Nur ein Hannoveraner sprach leidlich deutsch (er hatte in Göttingen studirt); die Andern waren gar nicht anzuhören in ihrer Mischlingssprache aus verdorbenem Deutsch, Französisch und Spanisch. Das ärgste Kauderwelsch stotterte ein Oestreicher hervor, der mit einem Beine, das, ich weiß nicht wie viel Dutzend Wunden, verkürzt haben, etwas hinkte; ein Original, wie mir noch keins vorgekommen, ein 40jähriger Mann mit dem wilden Feuer eines Jünglings. Er

kommandirt als Hauptmann erster Klasse eine Voltigeur-Compagnie, die wegen ihrer Tapferkeit vor allen andern gerühmt wird, und ist mit Leib und Seele Kriegssoldat. In der Heimath hat er sein Gut verpachtet und Haus und Hof verlassen, um, wo nur mit dem Schwerte drein geschlagen wird, seiner Heldenlust zu genügen. Er gilt für den tapfersten Soldaten, für den Ritter der Legion. Dennoch ist er, ein Dutzfreund General Conrad's, beim Avancement überschlagen worden, weil er sich zur Führung eines Bataillons, die in dem hiesigen Gebirgskriege allerdings viel schwieriger und unabhängiger ist als bei großen Heeresmassen in ebnerm Lande, weshalb auch Napoleon die im spanischen Krieg geübten Officiere allen andern vorzog, nicht eignen soll. Er murrt nicht darüber, wenn er nur Gelegenheit findet, seine Brust mit immer neuen Decorationen zu zieren. Groß und schlank, dabei ganz dürr, erträgt er leicht alle Strapazen. Er ist der freimüthigste Officier der Armee und spricht stets gerade heraus wie er's denkt. Der Feind giebt ihm noch nicht genug zu thun, auch auf dem Duellplatze schlägt und schießt er sich häufig herum. Noch trägt er den von einer Schußwunde verletzten Arm in der Binde und schon weiß er sich vor Ungeduld nicht mehr zu halten, daß der Feind nicht in seinen Bergen aufgesucht wird. Er räsonnirt heftig über die Trägheit der Generale und Großofficiere. „Ich würde augenblicklich meinen Abschied nehmen," rief er: „sur ma parole d'honneur — und dieser fièvre putride de los generales espannoles echappiren — besser au diable — je crois il n'est pas si horrible — oder in der Erde als lebendig verfaulen; wenn es nur nicht eine infamie wäre, die Legion, deren Glanz ich gesehen, im Unglücke zu quittiren — j'ai partagé sa gloire et sa puissance, je veux aussi partager son tombeau." — — So ging es fort. Bei den Soldaten steht er in großem Ansehen, die Deutschen

lieben ihn, die französischen Officiere zucken die Achs
über ihn wie über einen tapfern deutschen Michel.

Den 8. Januar

Pogonowsky führte mich heute Mittag in ein Kaff
haus bei den Arcaden des Constitucionsplatzes, wo man
größern Madrider und Pariser Journale findet. Neben d
Lesezimmer versuchten eine Menge Officiere ihr Glück
Spiel — wenn nicht mit bleiernen Kugeln um Leben u
Sieg gewürfelt wird, so mit knöchernen um Gold — d
ist der Lauf in allen Kriegen. Ich suchte mit hastigem B
in den lang entbehrten Zeitungen nach Deutschland.
deutschen Blättern findet man wenig Deutsches, während i
breiten Spalten vom Ausländischen überschwellen; aber
nichtdeutschen Journalen findet man über unser Vaterla
noch viel weniger. Darin wollen die Ausländer das Zeich
unserer politisch unfreien Zustände erkennen. Nur Scha
daß sie noch niemals ein Jahr lang eine deutsche Zeitung
lesen versucht haben; sonst würden sie unfehlbar finden, d
wir dessenungeachtet die glücklichsten Sterblichen seien.
gewissen Jahreszeiten beginnen unsere Feste wie in ande
Staaten die Kammersessionen, da kommen die Geburtsta
der Könige, Herzoge, die Gesang- und Schützenfeste,
Versammlungen der Naturforscher, Apotheker, Land- u
Forstwirthe, der Homöopathen und Schulmeister, die reg
mäßigen und außerordentlichen Sitzungen der Societäten, ei
unübersehliche Reihe von Gastmahlen, die Christmärkte, d
Carneval, die Oster- und Pfingstfeier, die Frohnleichnahm
prozessionen; zur Badesaison verreist das glückliche Deutsc
land in die Bäder oder begleitet mindestens doch seine Gr
ßen und die russischen Herrschaften nach den wonnig
Erfrischungsörtern und trinkt mit ihnen aus fein geschliffen
Gläsern am Sprudel, spielt, erheitert, ergötzt sich mit ihn

— endlich geht es auf die Jagd und lautes Hundegebell schallt durch unsere Gauen. Inzwischen werden auch die Kammern in den constitutionellen Staaten eröffnet und geschlossen, und man erfährt regelmäßig, was die Regierungscommissäre gesprochen und was sie nicht gesprochen, auch wie einige „Freiheitsstolze“ ein Breites über Freiheitsheldenmuth und Freiheitserhabenheit declamirt haben; auf gar manche Weise wird Komödie gespielt, auf hundert Bühnen zugleich getanzt, gesungen, geflötet, geklatscht, gelacht und geweint. Ja, wenn die Ausländer sich nur das Herz nehmen wollten ein Jahr lang die deutschen Zeitungen zu lesen, sie würden bald eine andere Meinung von unserer Freiheit und Glückseligkeit bekommen und ihre veralteten Vorurtheile darnach berichtigen. Aber ohne nähere Kenntniß reden sie in den Tag hinein über Dinge, die sie nicht verstehen — wird doch in ganz Frankreich kaum Jemand zu finden sein, der auch nur die Namen unserer deutschen Staaten herzuzählen wüßte und diese Unkundigen in der deutschen Geographie, wie ihnen eines unserer freisinnigsten Blätter, die preußische Staatszeitung, Jahr ein Jahr aus nachweist, wollen sich ein Urtheil über unsere Zustände anmaßen? — Was die Ausländer in den deutschen Zeitungen vermissen, das ist Deutschland; sie hätten — spricht ihre böse Zunge — eine Seele, aber keine deutsche, sondern eine französische oder mindestens eine Mischlingsseele; sie hätten nicht einmal eine nationale Farbe, wie viel weniger einen nationalen Geist. Aber diese Fremden verstehen unsere Staatsweisheit nicht, die es eben will, daß wir russisch, englisch, französisch sein können, nur nicht deutsch; dazu dient auch die deutsche Censur, die Handlangerei der russischen und französischen Politik, die sich alle Mühe giebt, uns französischen Geist einzuprägen. Wir würden ja, wenn wir deutsch wären, viel zu stark und mächtig für die andern Völker werden! Ein großes Skelett soll unser

Vaterland bleiben, weil, wenn es Leben, Seele und Gei
bekäme, ein Riese daraus würde, den die stolzen Nachbar
bald achten und fürchten würden. Aber das begreifen di
andern Nationen in ihrer Bornirtheit nicht, mit Ausnahm
einiger Staatsmänner, die es nur zu gut begreifen, und de
Versuch, es ihnen deutlich zu machen, würde vergeblich
Mühe sein. Niemand hier hätte es gefaßt, warum ich s
eifrig nach den Fest-, Geburtstags-, Jagd- und Theater
berichten aus Deutschland suchte, und als ich diese in de
fremden Blättern, die nur von Frankreich, England, Ruß
land, Spanien und den beiden Indien sprachen, nicht fand
darüber innig betrübt ward, daß der Geschichtssinn der Aus
länder annoch so ungebildet ist und so wenig empfänglic
für unsere höchsten heimischen Tagesinteressen; — geht doc
unsere kosmopolitische Gutmüthigkeit so weit, all der journa
listischen Flaten und Abgang aus Paris in allerlei Saucen
wieder aufzutischen und täglich zu verspeisen, als sei dieß faul
Gericht aus der französischen Küche gesunde deutsche Kost.

Diese Betrachtungen störten vier Männer, die in das
Kaffeehaus traten. Sie waren groß und kräftig gebaut,
blauäugig und roth, in etwas phantastischer Kleidung, die
ihnen wohlstand. Herrisch war ihr Benehmen, ihre Haltung
halb militärisch, halb bürgerlich. Sie setzten sich in meiner
Nähe an einen Tisch und sprachen deutsch, aber kein ver-
stümmeltes, wie ich es gestern gehört, sondern ein reines,
wohlklingendes und von Seiten zweier unter ihnen sogar
ausgewähltes Deutsch. Meine Seele verschlang die Töne,
alsbald saß ich in ihrer Mitte: wie erquickt in der Fremde
die Unterhaltung mit gebildeten Landsleuten!

Ihr werdet es schon errathen haben, ich befand mich
unter deutschen Aerzten. Der eine von ihnen, Dr. E........,
aus Coblenz, Oberarzt der Hülfsbrigade, bekleidet einen wich-
tigen, mit vielen Gefahren und Anstrengungen verknüpften

Posten, seine Brust ist mit Orden geschmückt; ihm zunächst steht ein Hannoveraner, der in die sogenannte Göttinger Revolution verwickelt war; die beiden andern — der eine aus Sachsen, der andere aus Würtemberg — sind Bataillonsärzte. Merkwürdig, die meisten Aerzte der Legion sind Deutsche — die Oberärzte ohne Ausnahme, unter den Compagniechirurgen giebt es auch Franzosen und Spanier. Bei den Officieren ist das Verhältniß eher umgekehrt. Die Wissenschaft vertritt in der Legion der Deutsche, die Infanterie der Franzose, die Kavallerie der Pole. Die deutschen Aerzte, die hier auch Civilpraxis haben, stammen ohne Ausnahme von deutschen Universitäten aus den Jahren 30 und 31; sie sind in den besten Jahren und haben in ihrem Wesen viel Burschikoses beibehalten. Ich hatte einen angenehmen Nachmittag, die Unterhaltung über alle Welttheile — meine Landsleute haben Vieles gesehen und erfahren. Sobald sie hörten, ich sei noch vor nicht gar zu langer Zeit aus Deutschland gekommen, rief Dr. C. den Andern zuvorkommend: „Was machen die Schulen im Vaterland?“ Alle brachen in lautes Gelächter über diese Frage aus. Sie war etwas höhnisch, aber doch nicht unpatriotisch. „Ja, die Schulen,“ riefen sie nochmals einstimmig, was machen die Schulen?“

Den 9. Januar.

Beim Paseo macht man in Spanien auf die leichteste Art Bekanntschaft. Wenn die Wolken nicht allzu düster am Himmel hängen — was hier auch Winters selten vorkommt — wenn es nicht eben stürmt oder schneestöbert, so ergeht sich Nachmittags der vornehmere Theil der Stadt, das schöne Geschlecht nicht ausgeschlossen, auf den schneefreien Strecken der Baumalleen eine Stunde im Freien. Wer gern viele Menschen, liebliche Mädchengestalten und Augen sieht, die wie Sterne aus der schwarzen Lockennacht leuchten, der richtet

seinen Spaziergang mit den übrigen Leuten gleichstündig ein
Nun treff' ich einen hier bekannten Officier; jeden Augen
blick begegnet er freundlichen Grüßen oder leichten Hände
drücken — que tal? — — como va Usted? — — mi
den Befreundetsten wird ein Gespräch angeknüpft und ihne
natürlich der unbekannte Gefährte vorgestellt. Auf dies
Weise kann, der es wünscht, in einer Paseostunde hier mit de
schönen Welt bekannt werden. Alle, welche ein Haus mache
oder zu diesem gehören, werden bei der Gelegenheit nich
ermangeln, den Fremden sofort zu ihren Abendgesellschafte
einzuladen. Ich war begierig, die Spanier in gesellige
Privatkreisen zu sehen.

Ein polnischer Officier holte mich gestern Abend un
7 Uhr ab. Ich konnte keinen bessern Führer finden auf den
gesellschaftlichen Boden — er ist jung, schön, gewandt
lebenslustig. Die Aristokratie herrscht im Norden nicht blos
in Sitten, Besitz, Rechtsverhältnissen, sondern auch in Bil-
dung von Geist und Körper vor. Es giebt im Norden ein
Aristokratie der Schönheit, die freilich nicht mit dem Geburts-
adel zusammenfällt; im Süden ist Alles gleichartiger, her-
vorragende Schönheiten sind noch häufiger, als auffallend
Häßlichkeiten. Die polnischen Officiere, durchgehends schöne
Männer, sind in der Gesellschaft hier sehr angesehen und beliebt:
schon das tragische Schicksal ihres Vaterlandes gewinnt ihnen
die Herzen — ach, ein kleiner Ersatz für ihr großes Unglück!
Auch besitzen Sie viel gesellschaftliches Talent — mehr als
die Franzosen. Ueberhaupt ist die Höflichkeit der letztern
nur zu oft so geartet, daß sie zwar ihrer Nationaleitelkeit
schmeichelt, den Fremden aber verletzt. Der gebildete Deutsche
und Pole ist im Umgange mit andern Völkern mehr Kos-
mopolit, als der Franzose, und dann ist Kosmopolitismus
noch am Orte. Leider ist dieser auch in andern, reinvater-
ländischen Dingen nur gar zu sehr unser Steckenpferd.

Wir besuchten drei Gesellschaften. Ich weiß nicht, mit welchem Namen ich sie taufen soll; Soireen, Thees waren sie nicht; spanische Tertulias bildeten sie auch nicht im eigentlichen Sinne des Worts, Plauderstunden, Zusammenkünfte von Verwandten, Freunden oder Gelehrten; Tanztertulias möchte ich sie heißen, denn überall wurde nur getanzt. Die Spanier tanzen leidenschaftlich gern, die Polen nicht minder. Die Gesellschaft bestund aus jungen Mädchen, deren Müttern, Vätern, Brüdern, sodann hauptsächlich aus spanischen Gardeofficieren und polnischen Officieren vom Uhlanenregiment. In einem Hause spielten zwei Geiger auf, in den beiden andern saß der Musikant vor einem prächtigen Flügel, auch die Guitarre wurde unterweilen zu Hülfe genommen. Man tanzte bis Mitternacht. Dabei wurde nicht das Mindeste genossen, nicht Thee, nicht Wein, nicht Wasser — nur getanzt und Niemand schien sonst irgend ein Bedürfniß zu fühlen. Solche Gesellschaften sind dem Wirthe mindestens billig; sie kosten nur Dienerschaft, die unten im Hause den Ankommenden zur Hand geht, einige Dutzend Wachslichter die hier wohlfeil und allein gebräuchlich sind, und Artigkeiten; die feingetäfelten Salons werden nicht geheizt, das junge Völkchen tanzt sich bald warm, die ältern Damen setzen sich in den Ecken um elegante Kohlpfannen, auf deren Rand sie ihre Füße stellen. Was würde aus unsern deutschen Abendgesellschaften werden, wollte man uns zumuthen, darin fünf bis sechs Stunden zu verweilen und Nichts als den Tanz oder das Zusehen zu genießen?

Im Uebrigen ging Alles zwanglos und lebhaft her. Gegen zehn Uhr erst traten wir in das dritte Haus, das einem reichen Banquier gehört; nach uns erschienen noch mehre und der Wirth war glücklich, diese Gäste noch bei sich zu sehen. Hier herrschte der größte Glanz und die ausgewählteste Gesellschaft. Die schlanken Mädchen waren reizend,

doch einfach gekleidet, ihre Schönheit war ihr wahrer Schmuck. Welch' zarte Gesichter und doch so voll Ausdruck, voll Liebe und Gluth! Wie fein Lippen, Nase, Brauen, wie schön die Stirn, das Auge und das fast griechische Profil! Und nun die Fülle des dunkeln Haars, in zierlichen Flechten reich um das Haupt gewunden! Das eben wie angegossene Kleid reicht sittig vom Halse bis zu den Fußspitzen, den zartesten Wuchs umhüllend und ausprägend. Nichts Reizenderes kann man sehen, als wenn diese ätherischen und doch so weltlich flammenden Mädchen sich im Rhythmus bewegen, ganz Anmuth, mit Füßen und Händen, mit Kopf und Augen die wunderlieblichen Melodien tanzen. Da fühlt man sich auch ohne Wein von Blicken, Bewegungen, vom hörbaren Pulsschlage der Herzen berauscht; und wie auf süß harmonischen Wellen hinübergetragen in eine andere Welt, bekommt man eine Ahnung von dem Sichselbstvergessen und der wollüstigen Hingebung der Südländer an den Augenblick in scheinbar unschuldig kindlichem Spiel.

Eine der Mädchen tanzte nicht, wie mich dünkte, die schönste von allen. In ihren Augen brannte ein Feuer, wie ich noch niemals in Mädchenantlitz gesehen. Marmorweiß war die Farbe ihres Gesichts, der Contrast derselben mit der glänzenden Schwärze ihres dichten, langen Haars, das herabwallend gewiß ihre Füße berührte, konnte nicht größer sein. Ein entschiedener Ernst lag auf ihrer schöngewölbten, klaren Stirn, über die mitunter auch trübe Gedanken vorüber zu ziehen schienen. Rein, streng und fast ausgeprägt waren ihre Gesichtszüge, obwohl sie kaum das achtzehnte Jahr mochte angetreten haben, schien eine eiserne Karakterfestigkeit sie auszuzeichnen. Man wußte nicht zu unterscheiden, ob sie mit Widerwillen oder spottend in das Tanzgewühl blickte. Ihre Gestalt war vom reinsten Ebenmaaß, ihr Aussehen ungemein zart, ja, fast schwächlich, doch nicht krankhaft,

vielmehr schien ihr jugendliches Leben noch von dem Hauche keiner Krankheit berührt worden zu sein. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Ungewöhnliches, Geistiges und doch nicht Spanisches. Für gemessen trotzig, wo nicht kalt, konnte ihr Benehmen gelten; doch diese Kälte entsprang nicht aus dem Herzen, sondern aus ihrer Willenskraft; denn der flammende und entzündende Feuerstrahl ihrer schönen Augen, sowie das blasse, edle Antlitz zeugten von ihrer Feuerseele.

„Wer ist das stolze reizende Mädchen dort?“ frug ich den polnischen Officier, meinen Begleiter. „**La nièce du Général Mina!**“ antwortete er, an mir vorüber hüpfend, einer jungen Dame entgegen, für die er eben einige Artigkeiten in Bereitschaft haben mochte. Die Nichte des General Mina? Natürlich stieg mein Interesse für die nahe Verwandte des hervorragendsten Mannes aus der neuern spanischen Geschichte. Ich ersuchte den ebenfalls anwesenden spanischen Obristcommissär, mich Fräulein Mina vorzustellen. „Von Herzen gern,“ antwortete der Geschwätzige, „doch Ihre Mühe wird vergeblich sein — Donna Franciska tanzt nicht unsere modernen, am wenigsten französische Tänze, und sie hat den eisernen Willen ihres Oheims — was sagen Sie, ein großer Mann, doch nicht fehlerfrei — — — er war exaltirt und seine Ansichten sind überhaupt nicht mehr **en vogue**, verstehen Sie, wir jungen Männer müssen weiter klettern, er ist, in diesem Kriege abgenutzt, in Catalonien als Generalcapitän des Todes verblichen. — Merken Sie sich, die Sennorita ist vom Lande, in der Stadt bloß zum Besuche bei Bekannten, sie stammt aus demselben Hause, wie ihr Oheim Francisco in einem kleinen Städtchen drei Meilen von hier; der andere berühmte Mina, Xavier mit Vornamen, auch ein gewaltiger Feuergeist, gehört derselben Familie an. — — — Nun kommen Sie.“ — —

Donna Franciska ist ganz Natur und Offenheit. Sie

sprach besser Französisch, als ich Spanisch. Wohlthuend und bis jetzt neu in Spanien war mir ihr lebhaftes religiöses Gefühl, das mitunter unverholen hervorsprudelte. „Nichts ist mehr zu beklagen," sagte sie, „als daß in unserm unseligen Bruderkrieg auch sogar die heilige Religion zum Deckmantel schlechter Leidenschaften herabgewürdigt wird, und ich bete täglich um Frieden für mein Vaterland, daß der Mißbrauch mit dem Heiligsten aufhöre und zuletzt nicht auch die Religion dem Volke ein Spott werde. Auch meinen Oheim hab' ich darüber bitter klagen hören. — Als der Tanz wieder begann — es war ein Strauß'scher Walzer — rief sie aus: „Sie kommen aus dem fernen Norden und haben gewiß nicht gedacht, daß wir uns hier zu Zeiten belustigen und ergötzen, als herrsche der tiefste Frieden." — Ich bot ihr meinen Arm an. „Unsere Tänze wollt' ich gern tanzen — ich liebe sie sogar leidenschaftlich — aber die ausländischen nicht. Meine Landsleute wissen das auch und fordern mich nicht mehr dazu auf. Meinen besten Freunden, den Polen, habe ich bereits versagt, als sie mich aufzufordern die Güte hatten. Sehen Sie, man tanzt französische, polnische, deutsche, schottische Tänze und keinen spanischen — Masurkas, Walzer, Contretänze und andere soviel sie wollen, aber keine Jota, keinen Bolero — und doch können die unsrigen sich an Schönheit mit allen fremden messen. Warum das nun? Ich werde diese Hintansetzung des Nationalen niemals billigen können. Freilich, man meint, der Tanz sei nur eine Kleinigkeit. Aber wenn das Fremdländische sich erst in unsere liebsten und allgemeinsten Vergnügungen eindrängt, dann wird es auch bald alle unsere Sitten überschwemmen und uns ein anderes, fremdes Gesicht aufdrücken. So war auch die Meinung meines Oheims." Ueberall sieht man in den höhern Gesellschaften die modischen Tänze Europa's, das Nationale aber verschwunden, und die vornehme Welt giebt

dem Volke fast durchgehends ein schlechtes Beispiel; das eminente Talent der Spanier in der Tanzkunst kann man indeß auch in den ausländischen Tänzen bewundern. Viel zu früh, als ich es wünschte, gebot mir die unerbittliche Formalität, mich von dem liebenswürdigen Mädchen zu verabschieden. Doch hatte ich noch Gelegenheit, Donna Francisca mit unbeschreiblicher Anmuth die Tota tanzen zu sehen; als, ihr zu Liebe vielleicht, die Nationalweise angeklungen, traten zuerst nur zwei Paare hervor, aber alsbald bedeckte sich der ganze Saal mit Tanzenden. Jene Weisen und Tänze umgaukeln alle Spanier von der Wiege an und drängen sich, wie weit sie auch vom sogenannten guten Gesellschaftston zurückgeschoben werden, mitunter unaufhaltsam hervor, wie Träume aus unserer frühesten Jugendzeit.

Schon eilf Uhr war vorbei, als noch Masken — männliche und weibliche in phantastischem Costüme — erschienen, und mit wahrer Virtuosität die seltsamsten, sichtlich lange einstudirten Quadrillen zum Besten gaben. Das Costüm änderte sich drei- bis viermal, jedesmal fand eine neue und immer seltsamere wildere Vorstellung Statt. Bei der letzten, die von einem besondern Sang und Geklirr begleitet war, wurden Gelächter und Lärmen brausend, wie ein Sturm. Dann fielen die bunten Anzüge — im Nu ging die Umwandlung vor sich — und vor uns stunden dem Hause befreundete Jünglinge und Mädchen in reichem Ballkleide. Und es dauerte der Tanz noch nach Mitternacht.

Den 10. Januar.

Ich habe Euch, hoffentlich zu Eurer Unterhaltung, Manches vorgeführt, wie es hier auf der öffentlichen Bühne erscheint. Nun muß ich Euch in Bezug auf die Truppen und mich auch einmal hinter die Coulissen sehen lassen. Da werdet Ihr die Spielenden einig[illegible] schneiden

sehen, Prinzen und Prinzessinnen von Gage, Geld und Hun
ger sprechen hören; aber auch dieß gehört dazu — in de
glänzenden Elende liegt oftmals mehr Poesie, als in ele
dem Glanze.

Ihr habt wirklich keinen Begriff von dem hier herrsche
den Mangel, der auch niemals so groß gewesen sein s
als gegenwärtig. In Pamplona, der einzigen großen Festun
auf der ganzen Linie von Valcarlos nach Bilbao, mindeste
sollten sich einige Vorräthe von Lebensmitteln vorfinde
allein es wird auch hier nur nothdürftig von einem Ta
zum andern gesorgt. Es giebt keine Magazine, oder
sind leer. Man befolgt den Buchstaben: sorge nicht um d
nächsten Tag! Soldaten und Unterofficiere erhalten no
zuweilen ihre Löhnung (pre, prest, paga sagen die Sp
nier); an Wein, Suppe oder ein anderes Getränk ist sch
seit langer Zeit nicht mehr zu denken, seit fünf Tagen fe
auch alles Fleisch. Der Soldat murrt laut, der Offici
macht natürlich gute Miene zum bösen Spiel. Ich spe
nur einmal des Tags — Brod und Reis, in Wasser g
kocht — und vom Tisch aufstehend, fühl' ich gewöhnlich di
selbe Eßlust, mit welcher ich mich niedergesetzt. Ich se
sehnlichst einem Wechsel von Hause auf ein Bayonner Ha
entgegen; ohne den würde ich in die größesten Schwieri
keiten gerathen, wenn es der Königin oder ihren Ministe
einfiel, meine provisorische Anstellung nicht zu bestätige
(Es ist unverzeihlich, daß Frankreich und Spanien in Bez
auf Briefbesorgung keine Uebereinkunft geschlossen haben, w
es doch die Interessen beider großen Länder verlangen; d
Briefe müssen bis an die spanische Gränze frankirt werde
anders bleiben sie liegen.) Ob ich meine bisherigen Erfa
rungen durch ein Vergrößerungsglas anblicke?

Die eingebornen Officiere und Soldaten sind insofe
besser wie wir daran, als ihr südlicher Magen einer gering

Nahrung bedarf und an Fleisch weniger gewöhnt ist als der unsrige; auch weil sie in ihrer Heimath leicht Hülfsquellen aufspüren, die dem Fremden abgehen. Gewiß, beim Anblick dieser Noth und aller Verhältnisse fühlt man sich fast geneigt, den Soldaten zu verzeihen, welche in der Desertion nach Frankreich Hülfe suchten.

„Sehen Sie diesen geringen Antheil der Bürger an unserm Schicksal", sagte vor einigen Tagen ein polnischer Rittmeister zu mir; „ihr gleichgültiges Benehmen bei unserer Noth, während sie Keller und Küche gefüllt haben und wohlleben; sehen Sie, wie man selbst das Loos der Verstümmelten nicht mildert, wie man lacht, ja tanzt auf den Straßen, während man unsere Verwundeten in die Stadt bringt — und man läuft Gefahr, den Schwung für die Sache des spanischen Volkes wie aller Völker zu verlieren und in jenen selbstsüchtigen Zustand zu versinken, wo man nur dem Materiellen lebt." „Im Gegentheil," antwortete ich mit etwas schwerem Herzen, „ist das, was Sie angeben, gerade der stärkste Beweis davon, daß eine Veränderung dieser Zustände eine Auflösung der Kruste, welche Geist und Seele der Spanier eingeschnürt hat, genug alles das, wofür wir eben zu arbeiten und zu kämpfen glauben, nothwendig erscheint. Stünde es besser in Spanien, würde der Kampf längst entschieden sein. Unser Eifer sollte also in demselben Grade wachsen, je lebendiger uns das Elend dieses Landes vor Augen tritt." „Aber der leere Magen ist ein arger Rebeller und erweckt wunderbare Sehnsucht nach den Fleischtöpfen der Heimath. Nun wir wollen's ansehen. Komm ich noch jemals nach Polen auf meine Güter zurück, will ich mich verheirathen und dann meinen Kindern erzählen, was ich habe im fremden Land erdulden und wie von Grütze leben müssen. Das wird uns doch auch eine Belohnung sein." So bereiten sich die Menschen in verschiedener Weise Träume

und Tröstung! Doch wißt, ich glaube an die geistige, durch keine Macht zu bewältigende Kraft des Menschen jetzt fester als zuvor; denn neben dem Schrei des Entsetzens oder der stummen Gleichgültigkeit und dem Leichtsinn sah ich auch sie sich in einer Größe bethätigen, die geeignet ist, hinauf, nicht aber herabzustimmen.

Abends acht Uhr.

So eben komm' ich vom General, bei dem ich heute den Dienst hatte, d. h. eigentlich zu Mittag gespeist habe. Ich bin seelenvergnügt, morgen früh marschiren wir dem Feind entgegen. Die Carlisten zeigen sich auf den nächsten Bergen und bedrohen unsere Linie. Wir wollen sie zurückwerfen, nichts weiter. Nun, ich werde jedenfalls frische Luft schöpfen, die Mauern und Wälle Pamplonas drücken mich nieder. — Möge dieser Brief Euch Alle wohl antreffen! Vergeßt nicht, ihn an meine Verwandte zu schicken, die ich, wie Euch, meine Freunde, viel herzlich grüße. Antwortet bald, jede Zeile aus dem Vaterlande ist mir heilig. Deutschland für immer!

Ende des ersten Bandes.

